

Inhalt

Vorwort der Herausgeberinnen

Aus dem Bereich der Architektur:

Zur Weiblichkeit imaginärer Städte von *Sigrid Weigel* 1

Wie Frauenräume in der Stadt entstehen von *Barbara Zimmermann* 9

Wohnräume für Frauen von *Barbara Keller* 19

Aus dem Bereich der Ethnologie/Soziologie:

Die unsichtbaren Umweltprobleme der Frauen im ekuadorianischen Regenwald von *Veronika Ulbert* 33

Die Hausangestelltengewerkschaft von Recife/Brasilien als Frauenraum von *Christiane Eitel* 51

„Wissen und Wollen!“ - Jeanette Schwerin und die Anfänge der Sozialarbeit als Frauenberuf von *Heidi Degethoff de Campos* 73

Aus dem Bereich der Geisteswissenschaften:

**Literarische Gestaltung weiblichen Lebensraumes am Beispiel der
Lettres d'une Péruvienne der Madame de Graigny
von *Rotraud von Kulessa*..... 85**

**Auftritt in einem verweigerten Raum: Theater der Jahrhundertwende
von Frauen in Deutschland und Frankreich von *Sonja Dehning*..... 97**

**Rom im Blick: Goethes „Italienische Reise“ in der literarischen Kritik
Hedwig Dohms von *Gaby Pailer* 111**

Frauen in Freiburg:

Das In-der-Welt-Sein der Frauen von *Saskia Wendel* 125

Berichte und Ankündigungen..... 145

Rezensionen 152

Briefe an die Redaktion..... 164

AutorInnen..... 167

Vorwort der Herausgeberinnen

Das Thema *Frauenräume* des zweiten Hefes der *Freiburger FrauenStudien* hat viele Wissenschaftlerinnen aus den unterschiedlichsten Bereichen angeregt, uns Beiträge zuzusenden. Der Umfang des Hefes ist aus finanziellen Gründen beschränkt, deshalb konnten wir nur einen Teil der vielen interessanten Aufsätze bei der Veröffentlichung berücksichtigen. Wir möchten deshalb vorab all den Wissenschaftlerinnen, deren Aufsätze abgelehnt oder verschoben werden mußten, für ihr Interesse und ihre Mühe danken.

Ausgangspunkt für unsere Themenwahl war unter anderem das Freiburger Bauprojekt im Rieselfeld, bei dem beabsichtigt ist, speziell auf die Wohnbedürfnisse von Frauen einzugehen - mehr davon im Beitrag von Barbara Zimmermann. Neben den Aufsätzen aus dem Bereich der Architektur, sind in diesem Heft vor allem Beiträge aus der Literaturwissenschaft, der Ethnologie und der Soziologie sowie der Philosophie vertreten und weisen damit ein recht breites Spektrum von 'Frauenräumen' auf. Des weiteren beinhaltet Heft 2 erstmalig eine Rubrik mit Rezensionen und Ankündigungen, die auf Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt, interessante Ausstellungen sowie auf Einrichtungen zur Frauenforschung hinweisen soll.

Die redaktionelle Verantwortung für dieses Heft lag bei Luise von Flotow, Kerstin Schmidt, Kate Rainer und Rotraud von Kulesa.

Für das nächste Heft zum Thema *Frauenalter - Lebensphasen* suchen wir noch Beiträge (bitte auf Diskette, möglichst IBM-kompatibel, zweifacher Ausdruck). Redaktionsschluß ist der 30. November 1995.

Für ihre ideelle bzw. materielle Unterstützung für dieses Heft danken wir folgenden Personen und Einrichtungen an der Universität Freiburg: Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Monika Fludernik, Rektor Prof. Dr. Manfred Löwisch, dem ASTA, Prof. Dr. Eva Manske (Carl-Schurz-Haus), dem Englischen Seminar, Frau Prof. Dr. Renate Zoepffel, Prof. Dr. Christian Mair, Dekan Prof. Dr. Paul Gerhard Schmidt, Prodekanin Frau Prof. Dr. Eva Tichy und Dekan Prof. Dr. Rudolf Tippelt.

*Lucia Sauer al-Subaey
Luise von Flotow
Rotraud von Kulesa*

Als Einstieg in das Thema Frauenräume drucken wir, leicht geändert, eine Forschungsskizze der Literaturtheoretikerin Sigrid Weigel ab:

Zur Weiblichkeit imaginärer Städte¹

Sigrid Weigel (Zürich)

I

Auf dem Plakat, das 1987 für die große Mailänder Ausstellung zur Geschichte und Zukunft der Städte (im Rahmen der XVII. Triennale) warb, waren neun identische Frauenbildnisse zu sehen. Die Bildunterschriften mit den Namen verschiedener italienischer Städte machten deutlich, daß es sich um *Allegorien*, um personifizierte Darstellungen jener Städte handelte, durch die der Teil eins der Ausstellung, „Un Viaggio in Italia“, die Museumsbesucher in Form einer imaginären Reise führte. Mit dem Titel „Le città immaginate“ wies sich das Gesamtprojekt als Ausstellung zur Imaginationsgeschichte italienischer Städte aus.² Damit ging man sichtlich von der Einsicht in die Bedeutung des Imaginären für die Stadtrealität und -erfahrung aus, von der These also, daß die Art und Weise, wie die Stadt gesehen, erlebt und entworfen, wie die Stadt gelesen und im Alltag realisiert wird, von ihrer Imaginationsgeschichte strukturiert wird und durch sie auch repräsentiert werden kann.

„Un Viaggio in Italia“ war eine Zusammenstellung bildlicher, textueller und medialer Präsentationen von Rom, Florenz, Venedig etc., in der die Geschichte der Stadtentwicklung als *Kulturgeschichte ihrer Bild- und Diskursformen* sichtbar gemacht wurde, so daß die Städte-Bilder 'im Kopf' der Betrachter in bezug auf ihre Strukturierung durch künstlerische oder gebrauchsbetonte Darstellungen wie z.B. Gemälde, Veduten, Topographien, Stadtpläne und Ansichtspostkarten rekonstruierbar wurden.

¹ Erstmals erschienen in: Inge Stephan, Sigrid Weigel, Kerstin Wilhelms (Hrg.). *„Wen kümmert's, wer spricht“*. Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West. Köln, Wien: Böhlau, 1991.

² Vgl. den Katalog: *Le Città Immaginate. Un Viaggio in Italia. Nove Progetti per Nove Città*. 2 Bde., Milano 1987.

In der Ausstellung fehlte allerdings jegliche Reflexion auf das Phänomen weiblicher Stadtallegorien oder allgemeiner auf die in Städtedarstellungen so auffällige Metaphorik, in der sich - von der 'Hure Babylon' in der „Offenbarung des Johannes“ bis zu den mit Frauennamen bezeichneten Städten in Italo Calvino's „Le città invisibile“ - Städte- und Weiblichkeitsmythen überschneiden, berühren und vermischen. Angesichts dieser Geschichte aber sind die Frauenbildnisse auf dem Ausstellungsplakat nicht nur schmückendes Zierat; sie sind vielmehr zu Trivialmythen herabgesunkene, im Plakativen, d.h. an der Oberfläche geronnene Zeichen, die auf eine für unsere Kulturgeschichte zentrale Struktur zivilisatorischer Arbeit verweisen.

Der Rekurs auf die Analogisierung von Stadt und Frau auf dem Plakat und die gleichzeitige Ausblendung einer entsprechenden Untersuchungsperspektive aus dem Projekt beschreiben eine Konstellation, die als *paradigmatisch* für die Forschungsliteratur zu Theorie und Geschichte der Stadtdarstellungen, auch in der Literaturwissenschaft, gelten kann. So durchgängig und auffällig die Weiblichkeitsimagines, die über Frauenbilder gestalteten Verkörperungen, die Sexualisierungen und weiblichen Konnotationen in Stadtdarstellungen sind, so beharrlich ist auch deren Nichtbeachtung, zumindest aber Nichtbehandlung in der Forschung. Dies ist Teil und Effekt einer Wissenschaft, in der - zusammen mit der Ausblendung weiblicher Subjekte - ein mangelndes Problembewußtsein für die Bildfunktion des Weiblichen vorherrscht.³ Die Frage nach dem Zusammenhang von Weiblichkeit und Stadt wurde bislang nur in der 'Frauenforschung', und zwar vor allem von Soziologinnen, Städteplanerinnen und Architektinnen gestellt.⁴ Deren Befund von der „Unweiblichkeit der Städte“⁵ - gemeint ist die Abwesenheit der Frau als Planerin und die Verdrängung der Frau als städtisches Subjekt aus der Stadtplanung, d.h. die Tatsache, daß die Bedürfnisse, Lebens- und Arbeitszusammenhänge von Frauen bei der Stadtplanung und beim Wohnungsbau zumeist 'vergessen' werden, - stellt die Kehrseite einer Imaginationsgeschichte dar, in der das 'Weibliche' als Bilderreservoir für Stadtdarstellungen dient. Die Imagination von Städten als weib-

³ Vgl. Sigrid Weigel, „Die Verdoppelung des männlichen Blicks und der Ausschluß von Frauen aus der Literaturwissenschaft“, in: S. W., *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*, Reinbek bei Hamburg 1990.

⁴ Vgl. z.B. Kerstin Dörhöfer/ Ulla Terlinden (Hrsg.), *Verbaute Räume. Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, Köln 1985; Sigrun Anselm / Barbara Beck (Hrsg.), *Triumph und Scheitern in der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins*, Berlin 1987; Elke Steg / Inga Jesinghaus (Hrsg.), *Die Zukunft der Stadt ist weiblich. Frauenpolitik in der Kommune*, Bielefeld 1987; *Planen für Hamburg - Arbeit für Frauen*, hrsg. von Monika Allers u.a., Hamburg 1989.

⁵ So explizit Lila Hess in: *Frankfurter Rundschau*, 15.10.1988, S. ZuB 5.

lich konnotierte Natur, Körper oder Bilder ist ja nur möglich dadurch, daß die Städte nicht als von weiblichen Subjekten bewohnt oder bevölkert gedacht werden. Ihren Zusammenhalt findet diese Dialektik im Blick des tätigen männlichen Subjekts, ob es nun als Planer, als Eroberer, als Flaneur oder als Autor auf den Plan tritt.

Meine Hypothese zur Imaginationsgeschichte der Stadt ist nun, daß die Städtebilder, die in verschiedenen Präsentationsformen vorliegen, eher als *Denkbilder* denn als Abbilder zu betrachten sind: als verräumlichtes Sinnbild einer Kultur, als paradigmatischer Ort von Zivilisationsarbeit und Kristallisationspunkt einer als Fortschritt konzipierten Geschichte, in dem die Dialektik der Naturbewältigung und der Rückkehr des Verdrängten zum Ausdruck gebracht wird und in der dies mit einer jeweils spezifischen und sich verändernden Topographie der Geschlechter verbunden ist. Insofern interessiert mich die Geschichte der Stadtdarstellungen als Paradigma für die imaginäre und symbolische Darstellung der Geschlechterverhältnisse in der abendländischen Kulturgeschichte. Dabei geht es - für das Phänomen des Zusammenhangs von Weiblichkeit und Stadt - nicht nur um das Repertoire der darin entworfenen und in Anspruch genommenen Frauenbilder, sondern es geht um die Untersuchung einer Geschichte, in der dem 'Weiblichen' zentrale Bildfunktionen zugewiesen wurden, in der die Darstellung von Frauen beispielsweise zum Zeichen für etwas anderes bzw. zu einem der beliebtesten 'Materialien' im Sinnbildungsprozeß werden konnte.

Die exemplarischen Studien, die bisher von mir erarbeitet wurden und deren Ergebnisse ich hier theseartig referiere, untersuchen die in Frage stehende Beziehung methodisch auf unterschiedlichen Ebenen:

- (1) Das Verhältnis von *Stadtmythen* und *Weiblichkeitsmythen* ist Gegenstand des Beitrages „Die Städte sind weiblich und nur dem Sieger hold': Zur Funktion des Weiblichen in Gründungsmythen und Städtedarstellungen“.⁶
- (2) Das Verhältnis von *Stadtdiskurs* und *Weiblichkeitsdiskurs* ist Gegenstand des Beitrages „Weiblichkeit und Stadt. Zur Überkreuzung zweier Diskurse“.
- (3) Der Beitrag „Traum - Stadt - Frau. Zur Weiblichkeit der Städte in der Schrift“ untersucht, am Beispiel von vier AutorInnen der Moderne, die Bedeutung des *Weiblichen* für den *Schauplatz* von Stadt-Schriften.⁷

⁶ In: Anselm / Beck, S. 207-227.

⁷ Beide in: *Topographien der Geschlechter* (s. Anm. 2). Die Effekte dieser Geschichte für die Schreibweisen von Autorinnen untersucht exemplarisch auch mein Beitrag: Flaneurin in der Welt der Schrift. Spuren Benjaminscher Lektüre in den Texten von Ginka Steinwachs, in: *Ein*

II

Im Hinblick auf die Geschichte des Verhältnisses von Weiblichkeit und Stadt konnte ich dabei verschiedene *signifikante Konstellationen* beobachten, die zwar verschiedene historische Urszenen zum Ausdruck bringen, in ihrer Serie aber nicht als historische Chronologie zu verstehen sind.

Die erste dieser Konstellationen ist in den *Gründungsmythen* dargestellt, in denen die Gründung einer Stadt mit der Errichtung einer Mauer verbunden ist, mit deren Hilfe das Weibliche aufgespalten wird in einen wilden, dämonisierten Anteil draußen und in eine domestizierte Frau, Gattin und Mutter im Innern der Stadt. In der mythischen Urszene der Stadtgründung beispielsweise, wie sie uns von den antiken griechischen Mythen in vielfältigen Variationen erzählt wird, läßt sich die Stadtmauer leicht als Schutzwall erkennen, mit dem die neu errichtete Ordnung (die Polis) gegen die wilde, ungebändigte Natur draußen abgegrenzt wird, gegen jenen Raum, in dem sich der Heros im Kampf gegen das Chaos als Drachentöter beweist. So geht der Gründung Thebens durch Kadmos z.B. eine Drachentötung voraus; am Ort der Drachentötung entsteht in der Folge die neue Stadt. In einer anderen Geschichte, im Ödipus-Mythos, wird dieselbe Stadt von einer gefährlichen Sphinx bedroht, welche vom Helden diesmal nicht mit Waffengewalt, sondern mit Wissen und List überwunden wird. Als Lohn dafür wird er zum Herrscher der Stadt gemacht und mit einer Frau als Gattin und Mutter seiner Kinder bedankt, ähnlich wie schon Kadmos Sieg über den Drachen durch seine Heirat mit einer Frau gekrönt wurde, die bezeichnenderweise den Namen Harmonia trägt. Oder Perseus, der durch die Tötung eines Meeresungeheuers die Jungfrau Andromeda befreit, sie in die Stadt führt und dort heiratet.

Die Frau, die der Held als Lohn seiner Arbeit erhält, hat ihren Platz immer innerhalb der Stadtmauern. Der Held selbst aber, der seinen Platz wechselt, hat zu beiden Anteilen und beiden Orten Zugang: draußen bewährt er sich als Heros, drinnen als Herrscher und Bürger (Polite). In der Stadt herrschen seine Gesetze, während er sich draußen den Naturkräften ausgesetzt erlebt. Als Held ist er Subjekt einer Zivilisationsarbeit, bei der die Gründung der Stadt zum Ordnungsfaktor wird, indem sie die wilden Anteile 'weiblicher Natur' aus ihren Mauern verbannt.

Für das Weibliche versinnbildlicht die Stadtmauer damit eine Aufspaltung in die ungebändigte Natur draußen, die im Bild des Drachens, der Hydra, der Chimäre o.ä. auftritt, und in die domestizierte, entsexualisierte Frau, ihre erstarrte, versteinerte, in den Mauern der Stadt buchstäblich gefangene Existen-

zweise: Die Stadtmauern, die sich drinnen in den Häuserwänden vervielfältigen, begrenzen den Ort der Frau im Sozialen als 'lebendig Begrabene'. Fortan soll sie sich drinnen, im Innern, im Verborgenen bzw. im sogenannt Privaten aufhalten - dort, wo ihr Leib nicht sichtbar ist, nur verwendbar zum 'bestimmungsmäßigen Gebrauch' für den, der ihn zu seinem Besitz rechnen kann. Daß die Rede vom 'Lebendig-begrabensein' durchaus wörtlich zu verstehen ist, wird an der Mythe der Antigone deutlich, jener Frau, die sich gegen das Gesetz des Herrschers aufgelehnt und ihren Platz in der Stadt verlassen hat, um sich dem toten Leib ihres Bruders zuzuwenden, der Vergangenheit und den Opfern der Geschichte, einer Frau, die dafür zur Strafe in einer Felskammer lebendig begraben wird, in einem Grab aus Stein, das sie bezeichnenderweise ihr 'Brautgemach' nennt.

Auch das 'heilige Jerusalem', das nach der Vernichtung Babylons, der „Mutter der Hurerei und aller Greuel auf Erden“, wie es in der Bibel (in der „Offenbarung des Johannes“) heißt, als neues Jerusalem vom Himmel herabgefahren kommt, „bereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne“, ist von einer großen und hohen Mauer umgeben. Und auch in dieser Legende ist ein Drache im Spiele, „die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan“. Seine Vernichtung geht der Entstehung des heiligen Jerusalem voraus. Über Jerusalem aber erfahren wir: „Und die Stadt liegt viereckig, und ihre Länge ist so groß als die Breite. Und er maß die Stadt mit dem Rohr auf zwölftausend Feld Wegs. Die Länge und die Breite und die Höhe der Stadt sind gleich.“

In der biblischen Beschreibung der Stadt wird sehr deutlich, daß die Gestalt der Stadt als Denkbild zu lesen ist, als Muster einer auf Gleichförmigkeit und Ordnung ausgerichteten Gemeinschaft. Dabei steht dieses Bild einer an Länge, Breite und Höhe gleichen Stadt im Bibeltext neben dem Bild der Stadt als geschmückter Braut - denn wer hätte schon Lust, sich in einen steinernen Würfel zu begeben? Von der geschmückten Braut dagegen geht schon eine andere Verführung aus. So lautet es kurz darauf: „Und der Geist und die Braut sprechen: Komm!“ Im Unterschied zu der beschriebenen topographischen, räumlich strukturierten Konstellation der Gründungsmythen ist die Verteilung der dämonischen und reinen Anteile hier als Gegensatz und in zeitlicher Abfolge organisiert. Außerdem sind beide Anteile als in Frauenfiguren personifizierte Städte ins Bild gesetzt.

Insofern leitet diese biblische Mythe schon zu einer anderen Konstellation in der Verbindung von Stadt und Frau über, zur *weiblichen Stadtallegorie*, in der die Stadt als Frau dargestellt wird, eine Gestaltungsweise, die in der christlichen Tradition und in der mittelalterlichen Literatur besonders häufig Verwendung findet. Sie ist deutlich mit einer entsinnlichenden, entsexualisierenden Tendenz verbunden. Während die Analogisierung von Stadt und Frau über ei-

ne, beiden Konzepten eingeschriebene ordnungsstiftende Tendenz funktionieren, lebt aber die abgespaltene und verdrängte Wildnis in Bildern weiblich konnotierter Monster fort: die Schlange, die Hydra, die Hexe, später die Hysterikerin, der Vamp oder die femme fatale. Nur dadurch gilt, was Erasmus sagte: „Die Stadt ist ein großes Kloster“⁸.

Voraussetzung hierfür ist, daß in der Inanspruchnahme des Frauenbildes als Zeichenkörper für eine andere Bedeutung, für die Stadt, vom Leib der Frau abstrahiert ist. Das allegorische Bild ist entsinnlicht und entlebendigt; es verweist gerade nicht auf ein weibliches Subjekt, um statt dessen etwas anderes vor- und darzustellen. Insofern ist die allegorische Personifizierung im Bild der Frau an die Verdrängung der Frau als Subjekt aus der Geschichte gebunden. Freilich ist die allegorische Frauengestalt nicht nur auf die Darstellung der Stadt abonniert. Auffällig aber ist, daß sich besonders gerne abstrakte Vorstellungen, Tugenden und Untugenden, einer weiblichen Gestalt bedienen, um sich einer konkreten Anschauung zugänglich zu machen. Was für den abstrakten Sinn Verlebendigung in der konkreten Anschauung bedeutet, ist aber für das konkret Dargestellte mit einem Vorgang der Entsinnlichung/Abtötung verbunden. In der Gestalt der weiblichen Allegorie ist der Vorgang der Versteinering (s.o.) somit auf einer anderen Ebene, der Ebene der Sinnproduktion, für die Frau weiter vorangeschritten. Als Allegorie dient sie in versteinierter Form einer anderen Bedeutung.

In den Karyatiden, die als Zierstützen die Eingänge und Fassaden an Häusern der Gründerzeit und der Jahrhundertwende schmücken, sah Walter Benjamin materialisierte Nachfolgerinnen allegorischer Figuren in der modernen Großstadt. Und damit ist eine weitere Konstellation angesprochen, die besonders in den Schriften zur Großstadt der *Moderne* zum Ausdruck kommt. Waren mit dem Übergang von der Stadt zur Großstadt die wilden Anteile in die Stadt zurückgekehrt, so verlor dabei nicht nur das Bild der Stadt, sondern auch das Stadtbild seine ordnungsstiftende Signatur. Gibt es auch immer wieder städtebauliche Versuche, Übersichtlichkeit, Geometrisierung und Zentrierung in der Anlage der Stadt herzustellen und zu erhalten, so zeigt sich, daß sich das Wachstum der Großstadt planerischer Kontrolle entzieht, was häufig im Bild des Wucherns als monströser Vorgang beschrieben wird. Darin erhält das Bild der Stadt seine Körperlichkeit zurück. Zudem ist die Begrenzung der Stadt nicht mehr eindeutig; die Übergänge ins Vorland nehmen eine vielfältige, uneindeutige Gestalt an, wodurch die zivilisatorische Arbeit der Spaltung und Teilung nun in die Stadt verlagert und dort vervielfacht wird: als Teilung in öffentliche und private Räume, in helle und dunkle, tugendhafte und verruchte

⁸ Zit. nach Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*, Berlin 1988, S. 183.

Orte, in geordnete und wilde Plätze. Ihnen sind jeweils bestimmte gespaltene Frauenbilder zugeordnet. Und sehr häufig wird diese ganze *Stadt als Körper* beschrieben, als ein mit Bedeutung besetzter weiblicher Körper. Denn diese unübersichtlich gewordene Stadt, von der man sich mitreißen lassen und in der man in jedem Augenblick auf neue Überraschungen treffen kann, die man als Flaneur durchwandern und in deren Labyrinth man sich verlieren kann, übt einen eigenen Reiz aus. Sie verspricht eine besondere Lust, die allerdings mit der Angst des Selbst-Verlustes verbunden ist.

Wenn nun die ganze Ambivalenz, die in der modernen Stadt präsent ist, erneut mit dem Weiblichen verbunden wird, dann funktioniert die Analogisierung von Frau und Stadt hier nicht über das Bild der Frau, sondern über den weiblichen Körper und seine doppelt bewertete Natur: Fluchtpunkt von Sehnsucht und Angst zugleich. Die Stadt als *semiotischer Körper*, dessen Bedeutung mit der uneindeutig erlebten weiblichen Natur in Zusammenhang steht. Wenn die moderne Stadt also mit der Frau verglichen wird, dann geschieht das gerade, weil die Imagination ihres Körpers nicht ohne, sondern voller Bedeutung ist und weil das Weibliche mit dem Uneindeutigen assoziiert wird.

Diese Stadt, die mit der ganzen Ambivalenz der herrschenden Weiblichkeitsmuster ausgestattet ist, wird auch gerne als Traumbild oder Schrift beschrieben. In ihrer Gestalt, in ihrer Topographie und Architektur sieht Benjamin materialisierte Ausdrucksformen des Unbewußten. In der Topographie der Großstadt, in den Eisenkonstruktionen des 19. Jahrhunderts, den Passagen und Kaufhäusern, den Ornamenten und Interieurs, hat er die Wunschsymbole einer Epoche entziffert und dabei ein scharfes Auge auf die Funktion und Bedeutung verschiedener weiblicher Figuren und Gestalten darin geworfen. So wurden jene Orte, die den 'Gang zu den Müttern' symbolisieren, von ihm ebenso beachtet wie die Bedeutung der Prostitution in der modernen Großstadt.

In neueren Theorien, die sichtlich an sein 'Passagen'-Projekt anschließen, wird diese Bedeutung des Weiblichen für die Stadtbilder verschwiegen. Im Anschluß an das Verständnis der Stadt als Schrift bzw. als Text richtet sich das Begehren nun auf die Schrift selbst, eine Schrift des Unbewußten, eine nicht geplante Schrift der Körper, die „von den Straßen umschlungen“ sind, wie Michel de Certeau formuliert (S. 180). Ist hier die Schrift mit Bedeutungen ausgestattet, die zuvor dem Weiblichen zugeschrieben wurden, so könnte sich damit auch ein gänzlich Verschwinden des Weiblichen aus dem Bild der Stadt andeuten - womöglich eine neue, post-moderne Konstellation und eine ganz anders zu verstehende Unweiblichkeit der Städte, da doch die Stadt als Schrift im Verborgenen auf das Weibliche verwiesen bleibt.

In diesem Verständnis der *Stadt als Schrift* wiederholt sich nämlich die Situierung des Weiblichen, wie sie in psychoanalytisch begründeten Schrifttheorien

vorgenommen wird. Wenn de Certeau die Lebenspraktiken der Stadtbewohner als Rhetorik des Gehens oder als Erzählweisen versteht, die strukturiert sind wie eine Sprache, liegt die Analogisierung mit der *Sprache des Unbewußten* (von der Lacan sagt, sie sei strukturiert wie die Sprache) nicht mehr fern. Die Ausbildung von Rhetoriken und Verhaltensweisen wird dabei mit einer Befreiung aus der Umschlingung durch die Straßen verglichen: „So beginnt der Weg, den Freud mit dem Stampfen auf dem Leib der Mutter Erde vergleicht“ (S. 208). Insofern ist auch hier die Arbeit der Subjektivierung bzw. der Eintritt des Subjekts in die Schrift als eine beschrieben, in der sich eine aus den Gründungsmythen bekannte Konstellation wiederholt.

Die Stadt bildet damit das Feld, in dem der *Heros* oder *Autor*, das *Subjekt* der Sprache oder der Lebenspraktiken sich im Verhältnis zur Natur, zum Leib und zum Raum konstituiert und diesen Vorgang als Verhältnis zum anderen (Geschlecht) zum Ausdruck bringt. Eine besondere Brisanz erhält in diesem Zusammenhang nun die Frage, auf welche Weise diese Konstellationen sich verändern und in Bewegung geraten, wenn Frauen als Autorinnen bzw. Subjekte in die Geschichte der Stadtdarstellungen eintreten.⁹

⁹ In der gesamten Forschung zur Stadtliteratur wurden Texte von Autorinnen bislang kaum beachtet. Insofern kann hier auf keinerlei Vorarbeiten, nicht einmal im bibliographischen Bereich, zurückgegriffen werden.

Wie Frauenräume in der Stadt entstehen

oder: *Von der Kuschelecke zum Millionenprojekt:
Frauen bauen, nicht nur für Frauen*

Barbara Zimmermann

Auf den alten Fotos von Städten, ihren Straßen und Caféhäusern, dominieren Männergruppen. Frauen sind nahezu unsichtbar, allenfalls huschende Schatten im Hintergrund - wurde ihnen z.B. in Basel doch empfohlen, wenn sie schon städtische Öffentlichkeit genießen wollten, sich doch wenigstens zum Kaschieren ihres mißverständlichen Müßiggangs ein Paket unter den Arm zu klemmen - oder sie sind als Begleiterin des Mannes ordnungsgemäß in die Männergesellschaft einverleibt.

Dieter Bartetzko, ein Frankfurter Architekturkritiker, formuliert in einem nun allerdings zeitgenössischen Referat ganz ähnliche Beobachtungen: „Als Vollzugsraum urbanen Lebens ist die städtische Bauwelt frauenfeindlich. In ihr können nur Männer sich jederzeit und an allen Orten bewegen, verweilen, sie genießen oder benutzen.“ Diese städtische Bauwelt als Vollzugsraum des städtischen Lebens ist von Männern geplant, ist die architektonische Antwort auf deren Bedürfnisse und Lebenserfahrungen. Wenn Frauen nun fordern, an der Planung beteiligt zu werden, kann das zum einen als das Bedürfnis nach einer rein beruflichen Quotenregelung verstanden werden. Zum andern kann es aber auch das Ergebnis des gekonnten Frauenblicks auf die Stadt sein, nämlich der Wunsch, städtisches Leben, von den Wohnungsgrundrissen bis hin zu den Parkanlagen, auch nach den Bedürfnissen von Frauen zu orientieren; bei aller Unterschiedlichkeit der Frauenbiographien unterscheiden sich diese doch von den männlichen.

Ein Bauprojekt in Freiburg unternimmt z. Zt. das Experiment, diesen Veränderungswünschen von Frauen eine Chance zu geben, konzentriert freilich auf deren Wünsche an Grundrisse, Wohnumfeld und Lebensorganisation. In Freiburgs Neubaugebiet im Westen der Stadt, wo ein, wie es heißt, „urbaner“ Stadtteil auf dem ehemaligen Rieselfeld für 10.000 Menschen mit ca. 4000 Wohnungen entsteht, plant nun der Verein *Stadt und Frau* ein Wohnprojekt mit 70 Wohnungen, Gemeinschafts- und Gewerberäumen. Was in 2 Jahren möglicherweise als architektonische Hülle für von Frauen bestimmte Lebens-

vollzüge erstellt sein wird, ist das Ergebnis eines kontroversen und lehrreichen Arbeitsprozesses an unterschiedlichen Frauenorten realer und symbolischer Natur.

Wie die Projektidee entsteht.

Ich arbeite hauptamtlich als sogen. Lehrerin in der Weiterbildung in der Evangelischen Erwachsenenbildung (EEB) Freiburg, ohne Stellenbeschreibung, so daß sich beinahe wie von selbst meine Arbeitsschwerpunkte Bürgerbeteiligung, Stadtentwicklung und feministische Arbeit herausbilden konnten, aus deren Verbindung schließlich die Idee zum Bauprojekt entstand. Dabei steht die Freiburger Evangelische Erwachsenenbildung inzwischen wesentlich für eine Vermittlungsarbeit des Differenzdenkens der italienischen Philosophinnen nach Deutschland. Luisa Muraro und andere, deutschsprachende Philosophinnen der italienischen Philosophinnengemeinschaft Diotima von der Universität Verona, diskutierten wiederholt mit uns in der EEB. Unsere Politik ging deswegen auch nicht mehr von der Vorstellung aus, Frauen seien Opfer und kämen über die Einforderung von Rechten aus dieser Rolle heraus. Nicht von der Frau als Sozialfall, sondern von der Frau, die gesellschaftlich relevantes Wissen hat, das sie einsetzen möchte, nicht von den Frauen als Randgruppe, sondern als dem Zentrum der Politik gingen wir bei unseren Überlegungen zum Projekt aus. Das Denken in diesen Frauenzusammenhängen und mein gleichzeitiges Interesse für den umbauten Raum sind so die Keimzelle für das Frauenbauprojekt *Frauen bauen - nicht nur für Frauen*. Freilich sind wir darin auch die Töchter symbolischer Mütter und bewegen uns im Kontext einer breiten wissenschaftlichen Diskussion (vgl. Literaturverzeichnis).

Wo und wie sich die Idee langsam realisiert im Wechselspiel von Frau und „Raum“

1. Station: der Männerverein

In der Folge eines kommunalpolitischen Forums zum Thema „Freiburg in die Zukunft denken“, das ich im Rahmen der Evangelischen Erwachsenenbildung (EEB) veranstaltet hatte, wurde an mich als Repräsentantin der EEB der Wunsch herangetragen, mit interessierten Bürgern einen Verein zu gründen, der sich für Bürgerbeteiligung und, von der Theorie Fritjof Capras herkommend, tiefenökologische Stadterneuerung einsetzen sollte. Dieser von Männern dominierte Verein war eine reine Kopfgeburt, gerade deshalb ohne Basis, voll Anspruch auf Perfektion. Nachdem ein Jahr lang in langen Reden, jedoch

streng nach Tagesordnung, die Männer sich Hahnenkämpfe geliefert hatten, wobei ich die Rolle übernahm, dann immer wieder für gutes Klima zu sorgen, warf ich schließlich das Handtuch und beschloß, es nun mit Frauen zu probieren. Ich hoffte auf Grund meiner Praxis mit Frauengruppen, daß Frauen anders, realitätsbezogener arbeiten würden.

2. Station: Einüben und Veröffentlichen des Frauenblicks auf Stadt. Erwerben von Kompetenz

Der Impuls, stadtbezogen, nun aber mit Frauen zu arbeiten und Politik zu machen, kam also aus dem Erleben meines Unbehagens und Andersseins, anders an der Erneuerung von Stadtpolitik arbeiten zu wollen, als ich es mit den Männern erlebt hatte. Ich annoncierte in Freiburgs einziger Tageszeitung. Der Ort des Treffens war in dieser Phase mein Wohnzimmer, ein konkreter und persönlicher Lebensort, der zudem Frauenleben entgegenkommende Vorteile hatte: ich bin alleinerziehend mit 3 Kindern und wollte diese nicht jeden Abend sich selbst überlassen; eine Architektin brachte ihren Säugling mit und eine alleinerziehende Studentin ihre 2-jährige Tochter, die eine meiner Töchter dann während unserer Arbeitsphase hütete. Unser weiblicher Lebenszusammenhang prägte so ganz unmittelbar die Bedingungen unseres Arbeitens: diese Form war auch schon der Inhalt unseres Reflektierens und nicht mehr, wie vorher im Männergremium, das, was wir aus Büchern erfahren hatten. Das Treffen in privaten Räumen hatte gleichzeitig eine politische Bedeutung. Denn zum einen gibt es kein angemessenes Angebot an Räumen, wo sich politisch tätige Frauen auf angenehme Weise treffen könnten, (etwa das verrauchte Hinterzimmer eines Gasthofes?), zum anderen bindet uns unsere Biographie eng an die häuslichen Räume. Diese Erfahrungen werden sich in der Formulierung der sozialen Ziele des Projektes niederschlagen.

Die Resonanz auf die Anzeige war groß. Es kristallisierte sich eine dauerhaft und sich 14-tägig treffende Gruppe von 12 Frauen heraus: Gemeinderätin, Kinderbeauftragte, Altenberaterin, Architektinnen, Verwaltungsfrau, alleinerziehende Taxifahrerin u.a.. In der Mehrzahl Frauen mit Kindern und Beruf in der Doppelbelastung, vermutlich weil für diese der Leidensdruck an falschem Wohnraum und -umfeld größer war als etwa für die berufstätige Singlefrau: Unser Thema war nicht mehr wie einst in der männlich geprägten Stadtgruppe ein übernommenes tiefenökologisches und partizipatorisches Programm, das, wie die Herren gemeint hatten, der Stadt guttun müßte, sondern unser Thema waren wir selbst. Unser eigenes, konkretes Frausein wollten wir thematisieren und in Beziehung setzen zu der gebauten Stadt, den normierten Grundrissen, den vorgefundenen Straßenräumen, dem Angebot an Freizeitflächen etc. Dabei

wurde gleichzeitig der alltägliche Erfahrungsbereich von Frauen, die Nahzone des Lebens, das Wohnzimmer als Metonymie des Frauenlebens, aufgegriffen, ernstgenommen und auch verändert; andererseits wurde das sich in Räumen vollziehende Frauenleben aus dem Privaten und Individuellen befreit und auf den Stadtraum bezogen, in der Absicht, den gewohnten Stadtraum als Architektur gewordene Ideologie der Geschlechterrollen zu erkennen und schließlich mit dessen Veränderung zu beginnen. Wobei klar wurde, ich kann es hier nur andeuten, „Frau“ selbst muß sich auch verändern: „Raum greifen und Platz nehmen“, und: Architektur, die Art des Angebotes an geformten Wohn- und Stadträumen, steht in eng verschränktem Ursache-Wirkungs-Verhältnis zum gültigen Rollenverständnis von Mann und Frau. „Was kommt zuerst: Veränderung in der Architektur oder in der Gesellschaft?“ ist daher der falsche Frageansatz. Wir selbst mußten neben dem Studium von Planungsverfahren und Bauungsplänen erst Frauenblick auf Stadt einüben.

Frauenblick auf Stadt, was heißt das? Sie gehen wachen Auges Ihren Weg zur Arbeit und beobachten z.B.: Wer sitzt da am Steuer? Wer wartet an der Ampel? Wer sitzt auf der Bank am Sandkasten? Wer jubelt am Sonntagnachmittag wem auf den Fußballplätzen zu? Wer sitzt nachmittags im Café, wer abends in der Kneipe? Wer kreuzt um Mitternacht durch die Straßen? Wem gehört die Nacht in der Stadt? Wo, wie lange, mit wem bewegt sich „frau“ lustvoll und einmal ohne Ziel (oder Paket) durch die Straßen der Stadt? Nicht umsonst gibt es nur den Flaneur, es fehlt die Flaneuse. Frauen wird allenfalls ein Einkaufsbummel als Anteilnahme am öffentlichen Leben der Stadt, selbst sprachlich, zugebilligt. So fragen wir uns auch: Wofür brauchen Frauen die Konsum genannte Kaufhandlung als Ersatz?

Unsere Erfahrungen mußten über Sprache neu beschrieben und so bewußt gemacht werden. Dadurch veränderte sich unser eigener Blick auf das Leben im Quartier, auf die Männern überlassene Planung der Wohnungen, auf die strikte Trennung von privat und öffentlich etwa durch Vorgärten, Gardinen und Rollos. Das liest sich in einem von mir vor einem mehrheitlich männlichen Auditorium gehaltenen Vortrag zur Einübung des Frauenblicks auf Stadt dann so:

1) in bezug auf Sportflächen :

„Es bleibt ein Fakt, daß die auf Wettkampf ausgerichteten Freizeitinteressen des „Mannes in den besten Jahren“ im Leben eines Stadtteils deutlich sichtbar sind als Sportplätze, Vereinshäuser, Bolzplätze, Fußballstadien, Eishockeystadien usw. und von öffentlicher Hand spendabel gefördert werden, obwohl Männer ohnehin in Kneipen, Verbindungs-

häusern und Vereinen ihre spezifische Erholung finden können. Sollte diese einseitige Subventionierung männlicher Freizeit- und Sportinteressen mit einer Politik zusammenhängen, die Frauenleben auf die Rolle einer Zuarbeiterin und Begleiterin des Mannes, Erzieherin der Kinder und auf die vier Wände, im Jargon also auf Reproduktion beschränkt lassen möchte?“

2) in bezug auf Parkanlagen:

„Parkflächen einseitig als Erholungsflächen auszuweisen, zeugt von einem geschlechtlich undifferenzierten Männerblick. Denn für einen Großteil der weiblichen Besucher gehört der Parkaufenthalt zur Arbeitszeit: Kinder beaufsichtigen und unterhalten, füttern und hinteres Gebüsch begleiten. Freilich wird das von der Gesellschaft als Arbeit weder akzeptiert noch honoriert. Denn als Arbeit gilt in ihr nur Erwerbsarbeit.“

3) in bezug auf Wohnviertel:

Zur Bezeichnung „Wohnviertel“: „Sie ist aus dem einseitigen Blickwinkel der Erwerbstätigen und der männlichen Geschäftswelt entstanden, die dort in den Wohnsiedlungen sich erholen. Dort finden sie den privaten Relaxraum für ihren gewiß strapazierenden Beitrag zum Bruttosozialprodukt. Daß die Erhaltung dieses netten, sauberen Refugiums aber das Produkt von Arbeit ist, wird euphemistisch verschwiegen. Doch enthält das „Wohnviertel“ pro Wohneinheit mindestens einen Arbeitsplatz. Dessen geringe Wertschätzung spiegelt sich auch in den Grundrissen: die produktive Tätigkeit im Haushalt wird in Miniküchen nahezu unsichtbar gemacht, die Kinder in Minizimmern verstaut; das Wohnzimmer mit dem abendlichen Freizeitwert für die Erwerbstätigen dominiert dagegen auch quadratmetermäßig.“

So wurden wir zu Expertinnen für Wohnen, blieben dabei nicht stehen, sondern warben öffentlich für unsere Sicht der Dinge: Wir gaben Rundfunkinterviews und Pressekonferenzen, ergriffen das Wort in Bürgerversammlungen und hielten Vorträge; ich wurde zu einem Architekturwettbewerb als Beraterin und als sachkundige Bürgerin in den städtischen Bauausschuß hinzugezogen. Bei der Beratung des Bebauungsplans des Rieselfeldes wurden wir zu Fragen der Sicherheit gehört.

Nach innen, für uns selbst, bedeutete die Gruppe für einige in bezug auf ihre Arbeit die einzige exemplarische Auseinandersetzung mit sich als Frau und dem Leben von Frauen in einem männlich dominierten Arbeitsfeld und veranlaßte drei Architektinnen, in der Familienphase ein Büro zu gründen, weil sie endlich ihren beruflichen Arbeitsbereich gefunden hatten.

3. Station : Vereinsgründung. Übergang zum Handeln

Da wir inzwischen nicht mehr bereit waren, ausschließlich sogenannten Fachleuten und Männern die Planung von Stadt und Wohnraum zu überlassen, wollten wir uns auch aktiv bei einem konkreten Bauprojekt einmischen, wollten unsere Vorstellungen materialisieren, sichtbare Gestalt annehmen lassen, um uns selbst und andere herauszufordern und verändernd zu wirken. Angestiftet von Margret Kennedy, Professorin an der Universität Hannover, die in der EEB einen Vortrag hielt und forderte, Frauen einen ganzen Stadtteil bauen zu lassen, reifte in uns allmählich der Entschluß, ein Frauenbauprojekt zu fordern. Glücklicherweise, Göttin sei Dank, entstand gerade in Freiburgs Westen das große Neubaugebiet. Für unser anspruchsvolles Vorhaben mußten wir uns freilich Know-how von anderen Frauen holen: Ulla Schreiber, Architektin und Moderatorin von BürgerInnenbeteiligung, festigte über Rückblick, Formulierung und Konzipierung unseres Zieles den Gruppenzusammenhang: „Frauenorientierte Prozeßplanung. Nicht nur für das Rieselfeld“ hieß das von der EEB veranstaltete Seminar.

Gisela Humpert, Architektin und Begleiterin mehrerer Frauenbauprojekte, plante und übte mit uns in einem Workshop, den die EEB ausschrieb, „Arbeiten - Wohnen - Leben. Frauen beginnen, neue Lebensformen zu realisieren.“, die nächsten Schritte ein: an wen in Verwaltung und Politik müssen wir uns wenden, um Grundstück und Unterstützung zu bekommen? Was ist dabei ein strategisch geschicktes Vorgehen? usw.

Es wurde uns dabei klar: Wenn wir in der männlich geprägten Kommunalpolitik ernst genommen werden wollten, mußte der Arbeitskreis eine dort respektierte Form annehmen, eine juristische Person werden: ein Verein mußte gegründet werden. Denn pure Frauenarbeitskreise werden immer noch unter lautem Gelächter von den Männerbänken als Kaffeekränzchen abgetan; die Mütterzentren, sobald sie um finanzielle Unterstützung bitten, können ein Lied davon singen.

Nach langwierigen internen Diskussions- und Realisierungsprozeduren wurde der gemeinnützige Verein *Stadt und Frau* gegründet. Die Vereinsformalitäten wurden von uns sehr locker bis ironisch, zuweilen mehr oder weniger absichtlich auch fehlerhaft gehandhabt. Doch es zeigte sich ein interessantes Widerspiel: gerade die Frauen, die nur sporadisch und unverbindlich auftauchten,

versteiften sich plötzlich auf die Einhaltung vorher als männlich abgelehnter Formalitäten, z. B. den genauen Wahlritus, das Protokoll, die Durchnummerierung der Vorstandsfrauen... Ich interpretiere: Um die klare Benennung von Autorität, Kompetenz und Mehrwissen einiger Frauen zu vermeiden, aus Sorge um die solidarische Gemütlichkeit, griffen sie lieber in die patriarchale Bürokratiekiste, wo Rangordnung und Macht formal und nicht immer wieder neu über gegenseitige Anerkennung geregelt werden. (Dasselbe ereignet sich auch in der Auseinandersetzung um mehr Bürgerbeteiligung zwischen dem Gemeinderat und Bürgerinitiativen: Unleugbare Einzelkompetenzen und Hilfestellungen der BIs werden nicht anerkannt mit dem verschleiernenden Hinweis auf die Regeln der sogen. repräsentativen Demokratie).

Ort der Vereinsgründung und -sitzungen konnte nun nicht mehr das Wohnzimmer sein, sondern wurde der Saal der EEB. Bewußter um das eigene Begehren geworden, greift „frau“ Raum und nimmt Platz am institutionalisierten Ort. Damit erhielt unsere Arbeit etwas Zielstrebiges und Offizielles, auf Kosten freilich von Intimität und persönlicher Verankerung unserer Geschichten. Einige Frauen stiegen deswegen aus; beruflich und eher sachlich interessierte Frauen kamen hinzu. Schritt für Schritt übten wir uns in der Öffentlichkeitsarbeit für die Medien, die Verwaltung und die politischen Gremien. Ein Faltblatt zu unserem Verein entstand, mehrere Versuche einer genaueren Beschreibung unseres Projektvorhabens wurden gestartet, was gleichzeitig eine Annäherung unserer Utopie an die Realität brachte: von 500 Wohnungen gingen wir zurück auf 100 Wohnungen, die wir als Frauen für andere Frauen und deren Lebensgemeinschaften, frauengerechter in Grundriß und Wohnumfeld, planen und bauen und mit gemeinschaftsorientiertem Leben füllen helfen wollten.

4. Station: Planungs- und Konfliktphase

Durch unermüdliches Vorstelligwerden hatten wir es erreicht, daß Stadtverwaltung und Gemeinderat uns auf dem stadteigenen Gelände des Rieselfeldes in Freiburgs Westen das Grundstück unserer Wahl für den Bau von nunmehr 70 Wohnungen mit Infrastruktur, an einem kleinen Platz an der Straßenbahnhaltestelle gelegen, reservierten.

Gleichzeitig engagierten wir uns auch in der sog. erweiterten Bürgerbeteiligung für das Rieselfeld, bemühten uns, Kriterien für die frauengerechte Überbauung des gesamten Stadtteils zu erarbeiten, vor dem Gemeinderat dann auch zu vertreten und in den Bebauungsplan eingehen zu lassen.

Wie die meisten Liebesromane an dem Punkt: sie haben sich gekriegt: es ist geschafft, enden, obwohl das eigentliche Drama nun erst beginnt, täuschten auch wir uns mit dem Aufatmen: es ist geschafft, endlich haben wir Grundstück und Anerkennung gekriegt! Dabei fängt die Feuerprobe für unsere Grup-

pe da erst an. Denn jetzt beginnt die nüchterne, ernüchternde und zähe Umsetzung im Arbeitsalltag der Gruppe. Wir hatten nun das verbale Stadium des Analysierens und Reflektierens und Forderns hinter uns, und es muß das, was bisher bloßes Wünschen war, in Form exakter Finanzierungs- und Baupläne in die Realität treten; dabei traten freilich auch alle bisher verdeckten internen Probleme der Gruppe unaufschiebbar ans Licht: die Spannung zwischen Fachfrauen und Nicht-Fachfrauen, die als Machtposition diffamierte unterschiedliche Autorität von Frauen, abgewehrt mit der falschen demokratischen Maxime: „wir sind doch alle gleich hier“, die Aushebelung sachlicher Konflikte mit der Umdeutung in emotionalen Kälteeinbruch, das Ablenken von Qualitätsansprüchen durch Beschwörung des Wir-Gefühls, das Offenbarwerden beruflichen Ehrgeizes auf Kosten des Frauenkontextes, die Vernachlässigung des politischen Anspruchs zugunsten privater Interessen usw.

Es ist ersichtlich: Der Gruppenprozeß ist gleichzeitig Medium für Frauenbildung und Frauenpolitik, Verbesserung der unzulänglichen, weil ungeübten Praxis unter Frauen, wenn es um sachbezogene Entscheidungen und Übernahme von öffentlicher Verantwortung geht. Zur Eigenart von Frauenprojekten gehört es offensichtlich, daß die vorzeigbaren Ergebnisse, auf die, wie in unserem Fall, die städtische Verwaltung und Politik schon ungeduldig warten, auf einem komplizierten Prozeß beruhen, dessen Spuren sich einmal in die Frauenbewegung einschreiben, der, zum anderen, sofern reflektiert, einen Beitrag zur Theorie der Frauenpolitik sein kann und dessen fachspezifische Ergebnisse einen Beitrag zur Frauenforschung leisten können.

Die Stadt selbst hatte inzwischen an unserem Projekt als einem Vorzeige- und wohl auch Alibiprojekt ganz egoistisches Interesse gefunden.

Ort der Handlung sind nun auch nicht mehr die Räume der EEB, sondern die Räume des Freiburger Architekturforums, die gleichzeitig die der Architektenkammer sind. D.h. die Treffen von *Stadt und Frau* erscheinen offiziell in deren Kalender der Veranstaltungen zu Architektur; der Verein ist im Blickwinkel der Männer aufgestiegen vom Kaffeekränzchen zum fachlichen „Zirkel“, was für uns gleichzeitig eine weitere Zurücknahme der Intimität zugunsten der Effektivität mit sich bringt. Wir sind dabei, uns völlig neue Handlungskompetenz für die anstehenden Entscheidungen über Bauherrinnenschaft, Wahl des Bauträgers, Gründung einer GenossenInnenschaft usw. zu erwerben und ein Vertragswerk zu entwerfen, das es dem Verein *Stadt und Frau* erlaubt, einen möglichst großen Teil seiner frauenspezifischen Anliegen durch den langen Lauf der Hindernisse von profitorientierten und männlich dominierten Baugesellschaften zu retten.

Zu diesem Zweck der Profilierung gegenüber dem Bauträger, aber auch zum Anwerben potentieller Bewohnerinnen haben wir für eine ausführliche Bro-

schüre unsere sozialen Ziele formuliert, die wir mit diesem Projekt verwirklichen wollen. Daraus zitiere ich:

...wir bauen gleichwertige Räume, die ihre Funktion wechseln können...

Wenn das Wohnzimmer hauptsächlich der abendlichen Erholung der Erwerbstätigen vor dem Fernseher dient, kann es an qm einbüßen zugunsten von Individualräumen und der Küche. Wir entmythologisieren die großen Wohnzimmer mit der Wohnzimmerschrankwand.

...wir bauen große Küchen, zentrale Küchen, multifunktionale Küchen, kommunikative Küchen...

Wir verschieben die Gewichtung in der Ökonomie: Die Haus- und Familienarbeit, die sogen. Re-Produktions-Arbeit, erbracht am Arbeitsplatz Wohnung, wird ernstgenommen und sichtbar gemacht: sie wird „enttrivialisieren“. Sie beansprucht Bedeutung und Raum, Komfort und Wohlbehagen.

...Frau bekommt „ein Zimmer für sich allein“...

Wir sehen auch für Frauen eine Möglichkeit vor, vom Tätigsein für andere die Eigenzeit, das Freisein für sich selbst, abzugrenzen durch den Eintritt ins eigene Zimmer, so wie die Erwerbstätigen ihre Arbeitszeit durch einen Ortswechsel von ihrer Freizeit trennen: durch den oft weiten Weg vom Büro ins traute Heim.

...Küche und Bad bekommen einen hellen Platz...

Die konkreten alltäglichen Lebensvollzüge werden bewußt wahrgenommen und bekommen Räume nach ihrem Gewicht.

...wir befürworten eine Abstufung zwischen „öffentlich“ und „privat“ durch „Zwischen-Räume“ wie Laubengänge, einsehbare und nicht einsehbare Freiräume der Wohneinheiten, direkte Zugänge zum Hof, unterschiedliche und gemeinsam gestaltete Hofbereiche...

Wir gehen davon aus, daß die strikte Trennung von privatem Bereich (der „Welt der Frau“) und repräsentativer Öffentlichkeit (dem Bereich des Mannes) weniger den Wünschen von Frauen entspricht: Rollos, Vorhänge und Vorgärten trennen allzusehr zwischen „außen“ und „innen“ und anonymisieren den Straßenraum. Frauen wünschen sich, neben dem Rückzug in die eigene Privatsphäre, die Möglichkeit zu gemeinsamem Tun.

Darüber hinaus soll die Möglichkeit, selbstorganisierte Arbeitsplätze im Wohnkomplex entstehen zu lassen, räumlich vorgesehen sein. Sinnvoll plazier-

te Gemeinschaftsräume sollen die genossenschaftlich organisierte Selbstverwaltung erleichtern.

Ausblick:

Die Bauherrinnenschaft des Vereins *Stadt und Frau* freilich, im Anfangsstadium als einzige Garantie für die Verwirklichung dieser Ziele anvisiert, hat sich aus Zeit- und Kapitalmangel leider als unrealistisch erwiesen. Auf dem Baumarkt ist keine Frau in Sicht. Der Verein *Stadt und Frau* muß nun vorsichtig zwischen Alles oder Nichts eine Gratwanderung unternehmen und im Ringen mit dem Bauunternehmer als Bauträger pragmatisch denken lernen, ohne daß ihm das Projekt schließlich zur sattsam bekannten Dutzendware heruntergehandelt wird.

Klug und sachkundig muß darauf geachtet werden, daß das, was als Innovation eher mehr architektonischer Phantasie als mehr Geldes bedarf, nicht von vornherein mit dem erdrückenden Kostenargument verhindert wird (z.B. ein belichtetes Bad). Mit rhetorischem Geschick gilt es außerdem den Bauherrn immer wieder daran zu erinnern, daß kurzfristige Einsparungen sich langfristig eben nicht immer rechnen (z. B. bei der Beteiligung zukünftiger BewohnerInnen). So wird spannend zu beobachten sein, ob die an Frauenprojekte immer häufiger gestellte Forderung nach mehr Professionalität auf das zähneknirschende Anerkennen der Allmacht sogen. etablierter Sachzwänge hinausläuft oder ob noch Realisierungsraum für Neues bleibt. Die ersten Gespräche mit einem interessierten Bauträger der Region machen jedenfalls Mut.

Literaturverzeichnis:

Dörhöfer, Kerstin (Hg.): *Stadt - Land - Frau*. Freiburg 1990

Frauen planen, bauen, wohnen. Katalog zur Ausstellung IBA Emscher Park. Dortmund 1991

Frei-Räume, Streitschrift der feministischen Organisation von Planerinnen und Architektinnen. - FOPA e.V.

Platz nehmen oder Raum greifen, Standorte und Perspektiven feministischer Planung. (1990) Kassel

Libreria delle donne di Milano: *Wie weibliche Freiheit entsteht*. Berlin 1988

Perspektiven 1/2, Frauenwerkstadt. Wien 1994

Spitthöver, Maria: *Frauen in städtischen Freiräumen*. Köln 1989

Wohnräume für Frauen

Barbara Keller

Der Titel „Wohnräume für Frauen“ weckt vielleicht die Erwartung, daß in diesem Artikel Wohnräume im engeren Sinne des privaten Bereiches behandelt werden. Es geht aber um etwas mehr als das. Ausgangspunkt ist die Forderung Virginia Woolfs, die 1928 verlangte, eine Frau solle als Bedingung schöpferisch-schriftstellerischer Tätigkeit „a room of one's own“, d.h. ein eigenes Zimmer oder ein Zimmer, für sich allein haben. Woolf hat damit eine Forderung formuliert, die nicht nur metaphorisch zu verstehen ist. Sie vertrat die Auffassung, daß Frauen, die sich von Einengungen und Rollenzuweisungen befreien, und neue, ihnen bislang nicht zugestandene Tätigkeiten aufnehmen wollen, für ihre neuen Aktivitäten auch Räume brauchen sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich.

Mit der Dichotomie von „public man“ und „private woman“ (Elshtain 1981) werde ich mich im folgenden befassen und fragen, wie dichotom diese Dichotomie ist, wenn als Ausgangspunkt der Betrachtung eine feministische Perspektive gewählt wird. Dann werde ich einige Überlegungen zur möglichen Mitwirkung von Frauen in der Stadtplanung vorstellen, die sich aus eigenen und anderen Forschungsergebnissen ergeben. Abschließend werden mögliche Ansätze einer Stärkung der Bürgerinnenbeteiligung an öffentlicher Planung diskutiert.

1) Public man und private woman

Ziel meiner Betrachtung ist das Wohnen in einem erweiterten Sinne, nämlich das Wohnen von Frauen in ihrem städtischen Wohnumfeld. Grundsätzlich teile ich die auch in der feministischen Stadtsoziologie vertretene Ansicht, daß „alles, was getan wird, einen räumlichen Rahmen hat, der das Leben von Frauen, von Hausfrauen, berufstätige(n) Frauen, wissenschaftlich tätige(n) Frauen, eingrenzt, beengt oder erweitert, ihre Erfahrungen von Machbarkeit oder Beschränkung prägt“ (Dörhöfer 1990, S. 9). Was ich allerdings nicht teile, ist die Vorstellung getrennter Sphären des Privaten und des Öffentlichen, die sich, bei aller Kritik an der Dichotomie selbst bzw. an der Zurückweisung der Frauen in den privaten Bereich, auch in feministische Überlegungen einschleichen kann (z.B. Dörhöfer 1990, S. 20) und zu resignativen Schlußfolgerungen hinsichtlich öffentlich angeregter möglicher Veränderungen im privaten Bereich führt.

Ausgehend vom Problem der Gewalt gegen Frauen im öffentlichen und im privaten Raum stellt Dörhöfer fest, die Privatheit von Hausarbeit, Familie und Wohnen sei der kommunalen Planung weitgehend entzogen (Dörhöfer 1990, S. 20). Dagegen ist einzuwenden, daß eine Frau um so eher Möglichkeiten hat, ihren privaten Bereich in Richtung auf mehr Gestaltbarkeit zu verändern, je mehr Gelegenheiten zur Unterstützung dafür öffentlich bereitgestellt werden. Diese haben immer auch Dimensionen räumlich-baulicher Art, wie z. B. Frauenhäuser, Kindertagesstätten etc.. Sie müssen aber öffentlich vorhanden sein und vorher gewollt und geplant werden, damit sie für „private“ Erweiterungen weiblicher Lebensgestaltung zur Verfügung stehen.

Für diese Problemlage scheint mir ein interdisziplinärer Ansatz erforderlich, denn dieser ermöglicht eine differenziertere und komplexere Analyse der Zusammenhänge von kommunaler Planung und gesellschaftlichen Rollenzuweisungen, von Raumgestaltung und Selbstbestimmung. So wird es möglich, vorschnelle Erklärungen der Nichtzuständigkeit zu vermeiden. Nicht nur die Tätigkeiten als solche, sondern damit verbundene Rollenzuweisungen und Einengungen haben ihre räumlichen Korrelate.

„Die Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit beschreibt mehr als nur das Grundprinzip des Städtischen, sie hilft vor allem, die Geschlechterverhältnisse zu stabilisieren“ (Köhler 1990, S. 70). Gern wird in diesem Zusammenhang das Beispiel der Hausfrau angeführt, deren Rollenbezeichnung zugleich ihre räumliche Verortung enthält (z.B. Terlinden 1990, S. 48).

Nicht nur eine solche Verortung, auch deren Wertung, transportiert derartige Bezeichnungen: Der „Hausmann“ pflegt einen immer noch exotischen Umgang mit gesellschaftlich vorgegebenen Rollen. Er führt traditionell unmännliche Tätigkeiten an einem traditionell - zumindest während des Arbeitstages - unmännlichen Ort aus. Das „Straßenmädchen“ hingegen übt eine von der patriarchalischen Doppelmoral trotz beachtlicher Nachfrage öffentlich geächtete und gesetzlich nicht geschützte Tätigkeit an Orten aus, an welchen anständige Frauen sich überhaupt nicht oder nur zu bestimmten Zeiten aufzuhalten haben.

Daß generell das Private als die Sphäre der Frau, die städtische Öffentlichkeit als die des Mannes betrachtet wird, sehen wir auch daran, daß es zwar den Flaneur gibt, die Flaneuse jedoch (vielleicht noch?) nicht. Wenn eine Frau für ihre Anwesenheit auf der Straße nicht eine explizite Legitimation hat, so kann ihrem Aufenthalt dort immer noch etwas Anrüchiges zugeschrieben werden

(vgl. Geiger 1989, S. 393). Darauf verweisen auch die von Frauen häufig im Zusammenhang mit Angst vor Gewalt beschriebenen Vermeidungsstrategien, wie zielbewusstes Auftreten zu demonstrieren, bestimmte Orte überhaupt oder zu bestimmten Zeiten zu meiden oder in sicherer Begleitung aufzusuchen (vgl. Kramer & Mischau 1993), anstatt alleine und erkennbar lässig und ziellos herumzuschlendern.

Zu Hause zu bleiben ist allerdings keine sichere Alternative zum Aufenthalt in einer für Frauen potentiell gefährlichen städtischen Öffentlichkeit. Gewalt gegen Frauen wird zu neunzig Prozent in der Privatheit, in Wohnungen, verübt (s. Literaturangaben in Dörhöfer 1990, Anm. 16, S. 20 u. 28).

Spätestens hier wird die Übernahme der Dichotomie von öffentlich und privat als konzeptionelles Instrumentarium für die Frage nach Wohnräumen für Frauen und die damit aktivierte Vorstellung zweier getrennter Sphären problematisch. Wie privat kann eine Wohnung aus der Sicht der darin lebenden Frau sein, wenn sie dort kein eigenes Zimmer hat, wenn sie nicht sicher ist? Daß es draußen auch gefährlich ist, macht die häusliche Zuflucht als solche nicht besser, sondern versperrt Fluchtmöglichkeiten und sabotiert Entwicklungschancen.

Diesen Zusammenhang illustriert Virginia Woolf mit einer Phantasie darüber, was wohl aus Shakespeares Schwester geworden wäre, hätte diese wie ihr Bruder als junger Mensch ihr Glück in der großen Stadt gesucht: Shakespeares Schwester reißt aus, um der häuslichen Enge und einer arrangierten Ehe zu entgehen, und sie zieht wie ihr Bruder nach London. Wie ihn zieht es sie, die ihm an Begabung in nichts nachsteht, zur Bühne. Im Unterschied zu ihm findet sie aber als Frau weder eine Ausbildungs- oder Arbeitsmöglichkeit als Schauspielerin, noch kann sie, wie er, selbstverständlich durch Tavernen und Straßen ziehen, um das bunte Leben der Stadt zu studieren. Eine Affäre mit einem mitleidigen Gentleman, der sie aufnimmt, hat Folgen, die sie nicht ertragen kann oder will. In einer Winternacht bringt sie sich um und liegt seither an irgendeiner Kreuzung begraben, wo sich heute eine Bushaltestelle befindet (Woolf 1977, S. 46-47).

Virginia Woolf berichtet aber auch über ihre eigene Zeit und die Restriktionen im öffentlichen Raum, denen sie sich unterworfen fand: Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts wird die Erzählerin im imaginären „Oxbridge“ vom Rasen gescheucht, weil Frauen dort nicht herumlaufen sollen. Der Zugang zur Bibliothek wird ihr verwehrt, weil sie nicht in Begleitung eines Fellows ist,

der ihre Anwesenheit legitimieren würde, sondern alleine. Auch von den beachtlichen Schwierigkeiten, die kargen finanziellen Mittel für ein erstes College für Frauen aufzubringen, ist die Rede: Zwar konnte das erreicht werden, die gelehrten Frauen leben jedoch bescheiden im Vergleich zu den gelehrten Männern. Froh, überhaupt diesen Platz erkämpft zu haben, verschmerzen sie fehlenden Komfort und trösten sich damit, die Annehmlichkeiten müßten eben später kommen.

Einschränkung und Bedrohung im öffentlichen Raum können bewirken, daß eine Frau den Bereich der (vermeintlich) sicheren Wohnung nicht verläßt, sei es, weil die Anreize zu gering, sei es, weil das Wagnis zu groß ist. Öffentliche Einschränkung, öffentliche Bedrohung, kann so „private“ Arrangements der Machtverteilung bis hin zu Gewaltverhältnissen stützen. Die Verhinderung der Aneignung städtischer Öffentlichkeit durch Frauen bedeutet zugleich deren Verweis auf den sogenannten privaten Bereich und stützt vorhandene Arrangements der Machtverteilung. Umgekehrt rücken für eine Frau, die weiß, daß es in der Öffentlichkeit Orte gibt, an denen sie sich aufhalten kann, Verhaltensweisen in den Bereich des Möglichen, für die es sonst keinen Raum gegeben hätte, sei es das Verlassen eines gewalttätigen Partners, sei es der Besuch einer Fortbildungsveranstaltung.

Deswegen behaupte ich, daß kommunale Planung durchaus Auswirkungen für diese gerne als privat bezeichneten Zusammenhänge haben kann: Die Bereitstellung von Frauenräumen, wie das von Woolf erwähnte College, das in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts gegründet wurde, wie die Frauenhäuser, Buchläden, Cafés in unserer Zeit, ist ein erster Schritt einer Aneignung von Öffentlichkeit. Wenn das „Unter-sich-bleiben-wollen“ von Frauen als isolationistisch oder separatistisch kritisiert wird, so ist dem entgegenzuhalten, daß ein öffentliches „Unter-sich-bleiben-wollen“ geeignet ist, räumliche wie inhaltliche Ansprüche hinsichtlich zu schaffender städtischer Freiräume, eigener Zimmer, zu artikulieren und zu demonstrieren. Existieren derartige öffentliche Räume, so können daraus Impulse in Richtung von mehr Selbstbestimmung von Frauen, auch in deren „privaten“ Lebenszusammenhängen, hervorgehen. Daß das „Private“ keineswegs nur privat ist, gehörte zu den wichtigsten Erkenntnissen der Neuen Frauenbewegung. Genausowenig ist das, was im öffentlichen Raum geschieht, was dort, unter anderem durch Bereitstellung und Finanzierung von Räumen, gefördert oder, zum Beispiel durch die Verweigerung entsprechender Mittel, verhindert wird, nur öffentlich im Sinne von ohne Auswirkung auf „private“ Lebensverhältnisse und Arrangements. Wie kann

diese Erkenntnis umgesetzt, wie können Frauen konkret ihre städtischen Handlungs- und Spielräume erweitern?

2) Frauen und Stadtplanung

Vermißt wird bislang eine angemessene Mitwirkung von Frauen an Bau- und Planungsprozessen. Als Expertinnen sind sie selten, auch gewinnt die Institutionalisierung von Frauenpolitik auf kommunaler Ebene erst langsam Zugang und Einflußnahme auf das Handlungsfeld Planung. Bewohnerinnen und Nutzerinnen der baulich-räumlichen Umwelt nehmen die Gelegenheit, sich bei den dafür vorgesehenen Formen der Bürgerbeteiligung einzumischen, selten wahr (Reich 1990, S. 169).

Eine Auseinandersetzung von Frauen mit der städtebaulichen Umwelt soll klein anfangen, vor Ort, bei den alltäglichen Erfahrungen, im Gebrauch der Stadt, denn sie könne nicht von oben inszeniert werden (Fritz-Haendeler 1984). Doch wie soll diese Auseinandersetzung angeregt, wie sollen die Frauen „vor Ort“ Zugang zu Planungs- und Entscheidungsprozessen erhalten? Folgende Vorschläge wurden gemacht:

Volkshochschulen könnten motivierende Kursangebote bereitstellen, Frauen aus dem Hochschulbereich könnten entsprechend praxisbezogene Projekte entwerfen, die kommunalen Frauenbeauftragten als Schrittmacherinnen tätig werden. Wichtig wäre eine starke Vernetzung von Bewohnerinnen, Frauenbeauftragten und Expertinnen vor Ort. Diese ergebe sich auch aus dem vorhandenen Informations- und Beratungsbedarf. Als Beleg dienen Ergebnisse einer Umfrage unter nordrhein-westfälischen Frauenbeauftragten, die folgende gewünschte Untersuchungsschwerpunkte nannten: Auswirkungen von Stadtplanung auf Leben, Alltag und Arbeit von Frauen, Kriterien und Leitlinien für eine frauengerechte Stadt- und Verkehrsplanung, Ansätze für eine stadtteilorientierte Frauenarbeit, Möglichkeiten der Unterbringung und Finanzierung von Frauenprojekten, Konzepte zur räumlichen Vernetzung von Frauenprojekten, Wohnungsbaupolitik und Wohnungsvergabe mit Blick auf Frauen, Modelle für Frauenwohnprojekte verschiedener Altersgruppen, planerische Lösungsansätze für von Frauen als „Angsträume“ wahrgenommene Bereiche im Stadtgebiet, Freizeitverhalten und Freizeitwünsche (Reich 1990, S. 170-171).

Einige der Vorschläge zur Erhöhung der Beteiligung von Frauen an Planungsvorhaben wurden bereits ausprobiert. Der Weg über die Volkshochschulkurse ist anlässlich der Erstellung eines Rahmenplanes für Hamm/Hessen erprobt worden. Damit etwa 10 Frauen für eine kontinuierliche Mitarbeit gewon-

nen werden konnten, bedurfte es „häufiger persönlicher Ansprache“, um ihre Skepsis abzubauen, sich als Laiinnen einzumischen. Ermutigung scheint eine notwendige Voraussetzung des Engagements zu sein.

Aus Erfahrungen im Zusammenhang mit einer geplanten Wohnumfeldverbesserung im Innenstadtbereich von Münster wird berichtet, daß informelle Beteiligungsverfahren, wie z.B. Bürgerberatung am Bauwagen, im Vergleich zu formellen Beteiligungsverfahren, wie etwa Bürgerversammlungen, von Frauen vorgezogen werden. In den Bürgerversammlungen waren weniger Frauen als Männer anwesend und lieferten - auch relativ - weniger Wortbeiträge, wobei sie sich Beobachtungen zufolge zu Beginn aktiv beteiligten, während die Männer „das letzte Wort“ hatten (Reich 1990, S. 176). Diese Beobachtungen sind im Licht vorliegender Erkenntnisse über unterschiedliche Kommunikationsstrategien von Frauen und Männern nicht überraschend: Frauen wenden in gemischtgeschlechtlichen Gruppen im Vergleich zu Männern anderen Sprechern größere Aufmerksamkeit zu und fassen ihre eigenen Beiträge kürzer. Verhaltensweisen von Frauen werden auch als eher beziehungsorientiert, die von Männern als eher konkurrenzorientiert beschreiben (Nunner-Winkler 1994, S. 63f.). Damit Frauen ihre Anliegen artikulieren können, müssen diese Unterschiede berücksichtigt werden. Das Gespräch in kleineren Gruppen, das am Bauwagen möglich war, entspricht vermutlich eher Kommunikationsgewohnheiten von Frauen als das „öffentlichere“ Ergreifen des Wortes im Rahmen von Bürgerversammlungen.

Für die Beteiligung von Bürgerinnen bei der Erstellung eines städtebaulichen Konzeptes für den Stadterneuerungsbereich Hörder Neumarkt in Dortmund wurde der Weg über Institutionen am Ort gewählt, in welchen Frauen als ehrenamtliche Mitarbeiterinnen gut vertreten sind. So konnten sehr viele Frauen gewonnen werden. Daraus wird die Empfehlung abgeleitet, Beteiligungsformen sollten sich auf vorhandene Strukturen beziehen (Reich 1990, S. 176-177). Es ist nur zu begrüßen, wenn die Kompetenz von Frauen auch dann ernstgenommen wird, wenn es nicht um die Sorge für andere, sondern um die Planung sie selbst betreffender Belange ihrer städtischen Umwelt geht.

War bisher allgemein von Frauen, von Stadtbewohnerinnen, die Rede, so wird nun die Gruppe der älteren Stadtbewohnerinnen thematisiert. Damit ist eine Gruppe benannt, die zahlenmäßig bedeutsam ist und weiterhin sein wird: Der Altersstrukturwandel, den unsere Gesellschaft erfährt, ist gekennzeichnet durch die Ausweitung der Altersphase (frühe Entberuflichung bei steigender Lebenserwartung), durch Singularisierung, sowie durch Feminisierung des Al-

ters (das Geschlechterverhältnis im Alter ist unausgeglichen und wird es bis weit in das nächste Jahrhundert bleiben; als typische Entwicklungsaufgabe älterer Frauen gilt die Verwitwung) (Tews 1990).

Weder als ältere noch als weibliche Menschen wurden den Interessen älterer Stadtbewohnerinnen bisher in planerischer Hinsicht genügend Beachtung gewährt. Aufmerksamkeit erhielten sie ganz im Gegenteil als es gerade nicht um ihre Interessen ging, nämlich im Rahmen der Diskussion um die Behebung des Wohnungsmangels. Es wurde überlegt, ob dieser nicht zumindest teilweise dadurch zu beheben seien, daß man ältere Menschen, die alleine eine große Wohnung bewohnten, und diese älteren Menschen sind meist weiblich, dazu bewegen solle, diese zugunsten junger Familien aufzugeben und sich selbst mit weniger Wohnraum zu bescheiden. Ruth Becker hat dieses Ansinnen und die dadurch motivierten Versuche, alte Frauen aus ihren angestammten Wohnungen zu verdrängen, einer gerechtfertigten Kritik unterzogen. Dabei hat sie auch darauf hingewiesen, daß das Wohnen in der relativ großen Wohnung oft nicht mehr sei, als der kärgliche Lohn für ein langes Leben in der Enge und ohne eigenes Zimmer (Becker 1992, S. 67). Der von Becker kritisierten Diskriminierung älterer Frauen auf dem Wohnungsmarkt entspricht deren mangelnde Berücksichtigung bei raumplanerischen Maßnahmen.

Unter Berücksichtigung der skizzierten Problemkonstellation wurde das Forschungsprojekt „Psychologische Aspekte der Wohnsituation älterer Frauen in der Stadt“, gefördert vom Förderprogramm Frauenforschung im Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst, Baden-Württemberg, konzipiert. Es handelt sich dabei um eine Analyse der subjektiven Bedürfnisse und Erwartungen älterer Frauen an die Stadt als ihrem Wohn- und Tätigkeitsort. Eine Stichprobe von N=72 älteren Mitbürgerinnen Heidelbergs (zustande gekommen durch eine Zufallsauswahl aus dem Melderegister auf der Grundlage von Quotenvorgaben nach Alter, Familienstand, Stadtteiltyp) ist untersucht worden. Während eines ausführlichen halbstrukturierten Interviews hatten die Teilnehmerinnen Gelegenheit, über verschiedene Aspekte ihrer Wohnsituation zu sprechen. Zusätzlich dazu wurde die allgemeine Lebenszufriedenheit mit dem Fragebogen von Closs und Kempe (1986) erhoben. Im Interview wurden Themen behandelt wie die unmittelbare Wohnumwelt, Lebensgestaltung, soziale Kontakte, kritische Lebensereignisse, Gesundheit, Versorgung, Bezug zum Stadtteil, soziale Aspekte, Beurteilung von und Verhalten gegenüber Veränderungen der weiteren Wohnumwelt sowie die Sicht der eigenen Zukunft. (ausführlich dazu Keller 1994a).

Umwelteinflüssen kommt eine um so größere Bedeutung zu, je geringer die individuellen Ressourcen sind. Finanzielle, gesundheitliche und andere Privilegien machen es möglich, Umweltmängeln zu entgehen oder sie zu kompensieren. Ältere Frauen sind in dieser Gesellschaft aber tendenziell eher zu den weniger Privilegierten zu zählen, was unter anderem auch zur Folge hat, daß sie eher an den städtischen Nahbereich gebunden und eher auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind (Spitthöver 1990 S. 83f). Deswegen wurde im Rahmen des Forschungsprojektes nicht nur nach der Sicht der Teilnehmerinnen auf ihre städtische Wohnumwelt gefragt, sondern auch danach, wie sie sich dazu verhalten, ob sie beispielsweise Versuche zur Kontrolle ihrer städtischen Umwelt unternommen haben.

Unter anderem waren die Beurteilung von und das Verhalten gegenüber Veränderungen Gegenstand der Explorationen. In diesem Abschnitt wurde mit einer Kombination von offenen und geschlossenen Fragen gearbeitet. Im folgenden werden die Antworten auf die geschlossenen Fragen nach Alter und Familienstand diskutiert. Die erste Frage galt unerwünschten Veränderungen im Wohnumfeld: „Hat es hier Veränderungen gegeben, mit denen Sie nicht einverstanden waren?“

Antwort	60-65 Jahre		> 75 Jahre		Verheiratete Frauen		Nicht verheiratete Frauen	
	verh.	ges.	verh.	ges.	> 75	ges.	> 75	ges.
	ja	7	18	6	16	6	13	10
nein	10	16	8	16	8	18	8	14

Tabelle 1: Unerwünschte Veränderungen. Nicht im Schema enthalten: Antwortverweigerungen.

Altersunterschiede fallen verglichen mit den Unterschieden nach Familienstand gering aus. Es ist zu beachten, daß in der Teilstichprobe der Älteren die nicht Verheirateten um vier zahlreicher sind als die Verheirateten. Dennoch berichten die Nichtverheirateten vergleichsweise häufiger über wahrgenommene negative Veränderungen.

Die zweite Frage galt eigenen Versuchen, primäre Kontrolle hinsichtlich der städtischen Wohnumwelt auszuüben und lautete: „Haben Sie sich aktiv für oder gegen eine geplante Maßnahme in ... (Stadtteil) eingesetzt?“

Antwort	60-65 Jahre		> 75 Jahre		Verheiratete Frauen		Nicht verheiratete Frauen	
	verh.	ges.	verh.	ges.	> 75	ges	> 75	ges.
	ja	8	15	4	12	4	12	8
nein	10	21	12	24	12	22	12	23

Tabelle 2: Aktive Beteiligung an Maßnahmen im Stadtteil.

Geht es um tatsächlich versuchte Einflußnahme, so fallen sowohl die Unterschiede nach Alter als auch die nach Familienstand eher gering aus. Betrachten wir beides gleichzeitig, so stellen wir fest: Bei der Teilstichprobe der „jungen alten“ Frauen sind fast gleich viele verheiratete wie nicht verheiratete Frauen nach eigenen Angaben bereits aktiv geworden (8 von ihnen sind verheiratet, 7 nichtverheiratet). Bei den älteren Frauen ist das Verhältnis 1:2 zuungunsten der Verheirateten (vier gehören zu den verheirateten, 8 zu den nicht verheirateten Frauen).

Weitere Fragen galten den Möglichkeiten, künftig Einfluß auf kommunalpolitische Prozesse zu nehmen. Sieben Möglichkeiten der Einflußnahme wurden vorgegeben: Eine Unterschrift für eine Eingabe leisten, an Protestversammlungen teilnehmen, an Protestdemonstrationen teilnehmen, aktiv an einer entsprechenden Bürgerinitiative teilnehmen, selbst eine Bürgerinitiative organisieren, den Gemeinde/Stadtrat mobil machen, einen Leserbrief an eine Lokalzeitung schreiben. Die Reaktionen auf die vorgegebenen Antwortmöglichkeiten wurden in ihren Häufigkeiten getrennt nach Alter und Familienstand betrachtet.

	Unter- schrift	Protest- versamm- lung	Protest- demon- stration	Bürger- initiative Teiln.	Bürger- initiative Org.	Gemein- derat/ Stadtrat	Leser- brief
„junge alte“ Frauen	31	11	7	21	0	19	16
„alte alte“ Frauen	23	7	2	12	0	7	9
Summe	54	18	9	33	0	26	25

Tabelle 3: Einflußmöglichkeiten nach Alter (N=72). Mehrfachnennungen waren möglich.

Über fast alle vorgeschlagenen Alternativen hinweg zeigte sich ein deutlicher Unterschied in der Menge der akzeptierten Möglichkeiten, Einfluß zu nehmen zugunsten der jüngeren Frauen. Betrachten wir die Unterschiede nach Familienstand, zeigten sich, auch wenn zu beachten ist, daß 38 nichtverheirateten Frauen 34 verheiratete Frauen gegenüberstehen, bei fast allen hypothetischen Aktivitäten mehr der nicht verheirateten Frauen interessiert. Die Ausnahme war in beiden Fällen „selbst eine Bürgerinitiative organisieren“, was keine der Befragten für sich als Möglichkeit sah.

Folgende Vermutungen werden angestellt: Politik ist für die älteren und insbesondere für die verheirateten älteren Frauen noch eher Männersache, dies wäre ein Effekt kohortentypischer Sozialisation. Die älteren verheirateten Frauen sind eher als die jüngeren an die Wohnung gebunden, weil sie einen pflegebedürftigen Mann nicht alleine lassen können, was eine Auswirkung der Lebenslage wäre. Eine weitere Möglichkeit ist, daß die eigene Bereitschaft, aktiv zu werden und Verantwortung zu übernehmen, sowohl negativer als auch realistischer eingeschätzt wird, der Unterschied also weniger im Verhalten, als vielmehr in der berichteten Selbsteinschätzung liegt. Dafür spricht die Beobachtung, daß die Unterschiede geringer sind, wenn es um berichtete eigene Aktivitäten geht. Die bisher ausgewerteten Daten konnten die Hypothese, daß verheiratete Frauen zufriedener sind und vielleicht deshalb weniger aktiv werden, nicht stützen (Keller & Fellhauer 1993).

Es bleibt noch anzufügen, daß alle Frauen aus der jüngeren Teilstichprobe angaben, an der letzten Kommunalwahl teilgenommen zu haben, oft mit der Bemerkung, das sei ja die einzige angebotene Möglichkeit, Einfluß zu nehmen.

Bei den Älteren hingegen gab es sieben Nichtwählerinnen. Auch hier stellt sich die Frage, ob der Unterschied in der Aktivität selbst oder im Bericht liegt.

Insgesamt 27 von 72 befragten Frauen gaben an, bereits einmal versucht zu haben, eine Veränderung zu beeinflussen. Noch mehr können sich vorstellen, etwas zu unternehmen, sollten sie das Anliegen für wirklich wichtig halten. Weder nach Alter noch nach Familienstand zeigten sich große Unterschiede in der Bevorzugung der vorgeschlagenen Möglichkeiten. Die beliebteste Strategie über alle Gruppierungen war, eine Unterschrift zu geben, gefolgt von der Teilnahme an einer Bürgerinitiative, gefolgt von dem Versuch, den Gemeinderat zu aktivieren bzw. einen Leserbrief zu schreiben. Mit etwas Abstand folgt die Teilnahme an einer Protestversammlung, noch weniger beliebt sind Protestdemonstrationen. Die Organisation einer Bürgerinitiative mochte sich keine der Befragten zumuten. Die freien Antworten zeigen eine starke Neigung zu ausgesprochen kommunikativen Strategien, wie das Gespräch mit Verantwortungs-trägern und -trägerinnen suchen, bei entsprechenden Ämtern anrufen. Alle der Jüngeren und fast alle der Älteren geben an, daß sie an den Wahlen teilnehmen. Diese Präferenzen lassen sich als Bevorzugung von Strategien interpretieren, die sowohl eher weniger mit persönlichen, öffentlichen Auftritten zu tun haben als auch an bereits vorhandene Foren, Strukturen und Verfahren anknüpfen (vgl. Keller 1994b).

3) Ansatzpunkte für eine verstärkte Bürgerinnenbeteiligung

Aus den referierten Untersuchungen wie aus meinen eigenen Erfahrungen leite ich nun ab, wie künftige Mitplanerinnen zu gewinnen wären: Sie sind vor Ort aufzusuchen. Bereits vorhandene Strukturen sollten als Ansatzpunkte genutzt werden, Präferenzen für Kommunikationssettings und -gewohnheiten in Richtung auf direkte persönliche Interaktion sind zu beachten und es ist einzuplanen, daß Frauen gegebenenfalls der anhaltenden Ermutigung bedürfen, bevor sie öffentlich-planerisch tätig werden.

Allein an vorhandenen Strukturen anzuknüpfen, reicht m. E. nicht aus. Es besteht dann die Gefahr, daß die Anliegen der Frauen, die, aus welchen Gründen auch immer, nicht ehrenamtlich engagiert oder sonstwie organisiert sind, weniger berücksichtigt werden. Die Untersuchung der Inanspruchnahme sozialer und kultureller Angebote zeigt, daß Kenntnis und Inanspruchnahme sozialer Dienstleistungen invers mit Sozialschicht korreliert, daß Benachteiligte Hilfen, die ihre Situation erleichtern könnten, nicht oder zu spät abfragen (Karl 1993, S. 265). Eine Vernetzung, die alleine an dieser „Komm-Struktur“ an-

knüpft, ist damit für Menschen mit weniger Ressourcen zu grobmaschig und potentiell diskriminierend.

Frauen, die vielleicht selbst auf unterstützende Maßnahmen angewiesen wären oder die sich in den vorhandenen Strukturen einfach nicht wohl fühlen und deshalb dort nicht beteiligt sind, werden damit möglicherweise übergangen. Dabei sind diese weder als Planerinnen noch als Nutzerinnen von vornherein disqualifiziert. Allerdings sind sie für die professionellen Planerinnen schwerer erreichbar, in technischer wie inhaltlicher Hinsicht. Und, um es noch schwieriger zu machen, sind sie auch für sozialwissenschaftliche Projekte weniger leicht zu gewinnen. Ich habe beispielsweise guten Grund, aufgrund der Einkommensangaben der Befragten anzunehmen, daß auch mein Sample einen Mittelschichtsbias aufweist. Kramer und Mischau haben über mangelnden Rücklauf seitens angeschriebener ausländischer Frauen berichtet (Kramer & Mischau 1994). Eine verstärkte Beteiligung von Frauen, sei es am Gewinn praxisorientierter sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse, sei es direkt an öffentlichen Planungsvorhaben, sollte also auch der Marginalisierung von bereits in mehr als in einer Hinsicht ausgegrenzten „anderen Anderen“ (Harding 1991) entgegenwirken.

Bevor an vorhandene Strukturen angeknüpft wird, ist deshalb die Frage wichtig, wer daran beteiligt ist, wer davon profitiert. Gegebenenfalls, nämlich insbesondere dann, wenn sich zeigt, daß bestimmte Gruppen systematisch ausgeschlossen bleiben, sind neue Angebote und Zugänge zu erarbeiten, damit das Bemühen um Wohnräume für Frauen nicht auf bestimmte Gruppen von Frauen beschränkt bleibt.

4) Zusammenfassung und Schlußbemerkung

Eingangs wurde dargelegt, daß der öffentliche und der private Bereich keine voneinander unabhängigen Territorien darstellen, daß potentielle Gefährdung von Frauen im öffentlichen und Abhängigkeit im privaten Bereich einander bedingen. Die Schaffung von Frauenräumen in der Öffentlichkeit wurde gegen den Vorwurf des Separatismus verteidigt, dokumentieren diese doch Ansprüche auf mehr Selbstbestimmung, die über Stadtplanung hinaus die Lebensgestaltung von Frauen beeinflussen können. Resultate verschiedener Bemühungen, die Beteiligung von Frauen an kommunalen Entscheidungsprozessen zu erhöhen, wurden beschrieben. Eigene Ergebnisse aus einem Projekt, das sich mit älteren Stadtbewohnerinnen beschäftigte, wurden referiert. Daraus wurden Empfehlungen abgeleitet, die gleichwohl problematisch sind: Selbst wenn vorhandene Strukturen als Ansatzpunkte genutzt werden, wenn Präferenzen für

Kommunikationssettings und -gewohnheiten in Richtung auf direkte persönliche Interaktion beachtet werden, wenn Frauen anhaltend ermutigt werden, sich öffentlich-planerisch zu betätigen, stellt sich das Problem, daß es für manche Frauen schwieriger ist sich zu beteiligen als für andere. Die Anstrengungen von Forscherinnen und Planerinnen, systematischen Ausgrenzungen zu begegnen, müssen sich auf zweierlei richten: Auf eine kritische Analyse der Strukturen, an welchen sie anknüpfen wollen, und auf eine lernwillige Kontaktaufnahme mit Frauen, die anders sind als sie selbst.

Literatur

Becker, R.: „Wer eigentlich sind die Verschwender? Gegen die Diskriminierung alter Frauen in der Wohnungspolitik.“ *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 33, 1992, S. 65-70.

Closs, Chr. & Kempe, P.: „Eine differenzierende Betrachtung und Validierung des Konstruktes Lebenszufriedenheit: Analyse bewährter Verfahren und Vorschläge für ein methodisch fundiertes Vorgehen bei der Messung der Dimensionen dieses Konstruktes.“ *Zeitschrift für Gerontologie*, 19, 1986, S. 47-55.

Dörhöfer, K. Einleitung zu Dörhöfer, K. (Ed.): *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze*. Forum Frauenforschung Band 4. Freiburg: Kore 1990.

Elshtain, J. B.: *Public man private woman. Women in social and political thought*. Princeton: Princeton University Press 1981.

Fritz-Haendeler, R.: *Frauen als Trägerinnen öffentlicher Belange in der Bauleitplanung*. Gutachten für die Hessische Zentralstelle für Frauenfragen. Wiesbaden 1984.

Geiger, G. (): „Der enteignete, der ungeeignete Ort. Psychosoziale Faktoren für das Verhalten von Frauen im städtischen Raum.“ *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, 1989, S. 389-403.

Harding, S.: *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*. (Orig. 1986) Hamburg: Argument 1991.

Karl, F.: „Strukturwandel des Alters und Handlungspotentiale.“ In Naegele, G. & Tews H. P. (eds): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1993.

Keller, B.: *Psychologische Aspekte der Wohnsituation älterer Frauen in der Stadt*. Bericht an das Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst, Stuttgart 1994a.

Keller, B.: „Zur Gestaltung der städtischen Wohnumwelten älterer Bürgerinnen oder: Endet Umweltkontrolle im Alter an der Haustür?“ In S. Philipps (ed): *Realitäten. Ergebnisse und Perspektiven der Frauenforschung in Baden-Württemberg*, Stuttgart: Silberburg-Verlag 1994b.

Keller, B. & Fellhauer, R.F.: „Lebenslagen älterer Frauen in der Stadt.“ Vortrag 2. Arbeitstagung Gerontopsychosomatik Essen 1993.

Köhler, G.: „Städtische Öffentlichkeit und Stadtkultur.“ In Dörhöfer, K. (Ed.) *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze*. Forum Frauenforschung Band 4. Freiburg: Kore 1990.

Kramer, C. & Mischau, A.: „Tat-Orte und Angst-Räume - Sicherheitsempfinden von Heidelberger Bürgerinnen.“ *Raumforschung und Raumordnung* 4/5, 1994.

Nunner-Winkler, G.: „Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation.“ In Deutsche Forschungsgemeinschaft (Ed.) *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland: Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*. Berlin: Akademie Verlag 1994.

Reich, D.: „Ansätze zur Mitwirkung von Frauenbeauftragten bei Planungsprozessen.“ In Dörhöfer, K. (Ed.) *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze*. Forum Frauenforschung Band 4. Freiburg: Kore 1990.

Spitthöver, M.: „Frauen und Freiraum.“ In Dörhöfer, K. (Ed.) *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze*. Forum Frauenforschung Band 4 . Freiburg: Kore 1990.

Terlinden, U.: „Kritik der Stadtsoziologie - Zur Raumrelevanz der Hauswirtschaft.“ In Dörhöfer, K. (Ed.) *Stadt-Land-Frau. Soziologische Analysen feministische Planungsansätze*. Forum Frauenforschung Band 4 . Freiburg: Kore 1990.

Tews, H. P.: „Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters.“ In *WSI-Mitteilungen*, 8, 1990.

Woolf, V.: *A room of one's own*. London: Granada Publishing Limited 1977. (orig. 1929).

Die unsichtbaren Umweltprobleme der Frauen im ekuatorianischen Regenwald

Veronika Ulbert

Die Kulturgeographie definiert sich als *Raumwissenschaft* und untersucht Beziehungen zwischen menschlichen Gruppen und ihrer Umwelt in räumlicher Perspektive. In der geographischen Entwicklungsländerforschung richtet sich dabei der Blickwinkel auf die Länder der „Dritten Welt“. In diesem Artikel wird der Bezug von Frauen im östlichen Regenwaldgebiet Ecuadors (Oriente) zu ihrer natürlichen Umgebung beleuchtet. Die empirischen Untersuchungen fanden im Rahmen eines halbjährigen Feldforschungsaufenthaltes in der Provinz Sucumbios statt (vgl. Tafel 1).¹ Neben der wissenschaftlichen Verwertung der Ergebnisse konnten wichtige Forschungserkenntnisse auch in die praktische Entwicklungszusammenarbeit zurückfließen. In einer Kurzstudie für die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GTZ wurden dem Ressourcenschutzprogramm Programa Forestal de Sucumbios Handlungsempfehlungen für die verstärkte Einbindung von Frauen in nachhaltige Naturschutzmaßnahmen des Projektes gegeben (Ulbert 1994b).

Tafel 1: Wichtige Informationen über das Untersuchungsgebiet

Der ekuatorianische Oriente

In Ekuador befinden sich die größten *Regenwaldbestände* östlich der Andenkordillere (Oriente). Dieser Landesteil nimmt 48% der Staatsfläche ein und bildet 1,7% der Fläche Amazoniens, dem größten zusammenhängenden Regenwaldgebiet der Welt. Ekuador ist neben Peru das Land mit der höchsten *Abholzungsrate* in Südamerika. Nach Schätzungen der ekuatorianischen Umweltstiftung Fundación Natura werden bis zum Jahre 2000 ca. 30% des Regenwaldes verschwunden sein (Uquillas 1989, S. 408, UPPSAE 1993., S. 4, Pichon 1993, S. 345, Fundación Natura 1991, S. 34).

Aus volkswirtschaftlicher Sicht ist der Oriente und insbesondere die Provinzen Napo und Sucumbios wegen ihrer reichen *Erdöllagerstätten* für die ekua-

¹ Die Forschungsergebnisse wurden im Juli 1994 als Magisterarbeit am Institut für Kulturgeographie der Universität Freiburg eingereicht.

dorianische Regierung von besonderem Interesse: Erdöl ist das Hauptexportprodukt des Landes. Fast die gesamte nationale Erdölfördermenge wird aus den beiden Provinzen geschöpft. 1967 wurde die erste Förderquelle in der dafür aus dem Boden gestampften Provinzhauptstadt Lago Agrio durch das ausländische Konsortium Texaco-Gulf eröffnet. Seither macht sich in der Region die systematische Zerstörung des natürlichen Ökosystems bemerkbar. Aufgrund veralteter Technologien und umweltfeindlicher Fördermethoden in mehr als 205 Bohrstätten werden von den Erdölkonzernen zunächst *Primärschäden* verursacht (PROFORS 1993, S. 115, Buchhofer 1990, S. 157):

Aus defekten Anlagen ergossen sich bisher im Oriente 400000 Barrel Rohöl in die Natur. Täglich gelangen dort ca. 30000 Barrel Erdgas durch Verbrennungen in die Atmosphäre (Acción Ecológica 1993, S. 115). Schon die Phase der *Erdölforschung*, in der 2 Jahre lang seismische Untersuchungen und Probebohrungen durchgeführt werden, verursacht gravierende Umweltschäden. Um Hubschrauberlandeplätze und Straßen zu errichten, werden die natürlichen Waldbestände großflächig abgeholzt. Entlang der Straßen werden in regelmäßigem Abständen Sprengungen zum Zweck der geologischen Erforschung des Gebietes gezündet. Die Sprengungen verursachen Erosion und verunreinigen das Gewässersystem mit Sedimenten. Die Druckwellen der Detonationen töten Fische, Reptilien und andere Wasserlebewesen (Kimerlin 1989, S. 15f). Die eigentlichen *Bohraktivitäten* funktionieren nach dem folgendem Schema: Das Erdöl wird aufgrund geologischer Faktoren zusammen mit einem Erdgas/Grundwasser-Gemisch (Agua de Formación) an die Oberfläche gepumpt. Das Grundwasser ist heiß und stark toxisch, da es u.a. eine hohe Konzentration an Kohlenwasserstoffen, Chloriden, Schwermetallen, sowie Sulfate, Bikarbonate, Kohlendioxid und Schwefelwasserstoff enthält. Um den Förderprozeß zu erleichtern, werden Kadmium, Chrom, Blei und Arsen als Schmiermittel in das Bohrloch injiziert. Zur Trennung des Erdöl/Grundwasser-Gemisches, zur Verhinderung von Schaumbildung und zur Entfernung von Kalziumkarbonaten werden weitere Chemikalien hinzugefügt, u.a. auch Rostschutzmittel und Bakterizide zum Schutz der Pipelines (Kimerlin ebd., S. 23f, UPPSAE 1993, S. 34). Das Agua de Formación wird zusammen mit Erdöl- und Wasserrestbeständen sowie den injizierten Chemikalien in ein Sammelbecken abgeleitet. Dabei handelt es sich um eine in den Boden gegrabene Grube ohne Abdeckung. Da die restlichen Erdölbestände leichter sind als das Wasser, befinden sie sich an der Beckenoberfläche. Bei Starkregenfällen tritt das giftige und nach wie vor extrem heiße Öl/Wassergemisch und die hinzugefügten Chemikalien über den Beckenrand und ergießt sich in das natürliche Gewässersystem (PROFORS 1993, S. 115).

Sekundärschäden der Erdölproduktion beziehen sich auf den Bau von Straßen, die errichtet werden, um die Bohrstellen zu erreichen. Entlang der Straßen findet in hintereinander gestaffelten Siedlungsreihen eine rasche **Besiedlung** durch mestizische Kleinbauern statt, die aus anderen, überfüllten Landesteilen stammen. Da nur 10% der gesamten Fläche des ecuadorianischen Orientes für eine dauerhafte landwirtschaftlichen Nutzung geeignet sind, betreiben die meisten Siedler mit dem Anbau von Kaffee und der Zucht von Rindern eine Form der Landnutzung, die nach ökologischen Gesichtspunkten für die Region ungeeignet ist (Sick 1988, S. 320): Monokultur, Überweidung und Deforestation führen dazu, daß die natürliche Tragfähigkeit des labilen Ökosystem überschritten wird und die Ernteerträge in den Betrieben jährlich abnehmen. Dadurch ist die Existenzgrundlage vieler Kleinbauern drastisch gefährdet.

Neben der raschen **Bodenschöpfung** macht sich in den einzelnen kleinbäuerlichen Betrieben auch die **fehlende landwirtschaftliche Beratung** seitens staatlicher und privater Institutionen negativ bemerkbar. Die Hauptleidtragenden sind vor allem Kolonisten aus dem Andenhochland, die mit den für sie neuen ökologischen Verhältnissen in der Region meist unzureichend vertraut sind (Sick ebd.). Ein weiteres Problem für viele Kleinbauern in der Region sind die **schwierigen Absatzmöglichkeiten** der produzierten Marktfrüchte. Dieses Problem steigert sich mit zunehmender Entfernung der Betriebe von der Hauptstraße. So sind die Siedler aus den hinteren Kolonisationsreihen weitgehend von Zwischenhändlern abhängig.

Bis zum Beginn der Erdölproduktion wurde das natürliche Ökosystem des Orientes von **Tieflandindianern** (u.a. Quichuas) mit extensivem Wanderfeldbau, Jagd und Fischfang ökologisch nachhaltig bewirtschaftet. Aufgrund des zunehmenden Bevölkerungsdruckes und Flächenbedarfs, der vor allem durch die Siedler zustande kommt, ist diese traditionelle, ökologisch angepaßte Wirtschaftsform heute weitgehend in unzugängliche Lagen abgedrängt worden.

Frauen und nachhaltige Entwicklung

Daß Frauen innerhalb der geographischen Entwicklungsländerforschung „sichtbar“ geworden sind (Tekülve 1993, S. 310), ist nicht zuletzt eine Folgeerscheinung aktueller entwicklungspolitischer Strömungen: Spätestens seit der Konferenz über Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro 1992 (UNCED) werden Frauen verstärkt als **wichtige Akteurinnen in ihrer natürlichen Umgebung** wahrgenommen. Aufgrund ihrer engagierten und gründlichen inhaltlichen Vorbereitung in mehreren vorhergehenden internationalen Frauen-

konferenzen², erreichten die Teilnehmerinnen des Erdgipfels, daß ihre Hauptanliegen im Hinblick auf die Integration von Frauen am zukünftigen ökologisch nachhaltigen Entwicklungsprozeß in der Agenda 21 - dem offiziellen Abschlußdokument von Rio - in einem eigenen Kapitel manifestiert wurden. In der wissenschaftlichen Entwicklungsforschung und im Arbeitsprogramm ökologisch nachhaltiger Entwicklungsprojekte soll damit den Auswirkungen der sich verschärfenden sozialen und ökologischen Krise der letzten 15 Jahre auf die Situation von Frauen stärker Rechnung getragen werden. Es wird davon ausgegangen, daß Frauen nur dann an dauerhafter Entwicklung erfolgreich partizipieren können, wenn in gleicher Weise ihre wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Probleme berücksichtigt werden (vgl. Tafel 2).

Tafel 2: Zusammenfassung des Kapitel 24 / Agenda 21

PARTIZIPATION VON FRAUEN AN NACHHALTIGER ENTWICKLUNG

Partizipation von Frauen an ökonomischen und politischen Entscheidungen:

- ⇒ Verstärkter Einsatz von Frauen in Positionen mit Entscheidungsbereichen (in internationalen Organisationen, in den nationalen Regierungen und in der Regional-, bzw. Lokalpolitik)
- ⇒ Staatliche Unterstützung von Frauenbasisinitiativen

Partizipation von Frauen am internationalen und nationalen Umweltmanagement:

- ⇒ Kontrolle von Umweltbelastungen durch Frauen
- ⇒ Kontrolle von Umweltbelastungen am Arbeitsplatz von Frauen und im häuslichen Bereich
- ⇒ Integration des traditionellen Wissens von Frauen über natürliche Ressourcen in das Umweltmanagement

² Internationaler Workshop über Frau, Umwelt und Entwicklung (Genf 1991), Konferenz über Frau und Umwelt (Quito 1991), Weltversammlung Frauen und Umwelt (Miami 1991), Weltkongreß für einen gesunden Planeten (Miami 1991). Vgl. auch Wichterlich 1992, S. 129 u. Silva 1991, S. 14.

Abschaffung von jeder Art von geschlechtsbedingter Diskriminierung gegen Frauen:

- ⇒ Überprüfung der einzelnen Länderverfassungen nach geschlechtsspezifischen Vorurteilen und gegebenenfalls Verfassungsänderungen
- ⇒ Überprüfung der Lehrpläne staatlicher Schulen nach frauenfeindlichem Inhalt und gegebenenfalls Änderungen
- ⇒ Aufwertung der Rolle der Frau an formellen und informellen Bildungseinrichtungen
- ⇒ Staatliche Garantien für den gleichberechtigten Zugang von Frauen zu Ressourcen, d.h. Zugang für Frauen zu Bildung, gleiche Arbeitsplatzchancen für Frauen, Zugang für Landfrauen zu landwirtschaftlichen Ressourcen (z.B. Boden, Eigentumsrechte, Geräte, alle Arten von Krediten, landwirtschaftliche Beratung)

Sicherung der Gesundheit von Frauen und Kleinkindern / Reduzierung der Mütter- und Kindersterblichkeit:

- ⇒ Auf- und Ausbau staatlicher Einrichtungen zur erschwinglichen Gesundheitsfürsorge, d.h. Vorsorge und Heilung (z.B. Ernährungsberatungsdienste, Familienplanung, Einrichtungen zur Schwangerschaftsberatung, Einrichtungen für effektive gynäkologische Gesundheitsfürsorge)
- ⇒ Gesetzliche Unterbindung von Gewalt gegen Frauen
- ⇒ Reduzierung der zunehmenden Arbeitsbelastung von Frauen in und außerhalb des häuslichen Bereiches: Einsatz von gesundheitsfördernden, arbeits erleichternden und umweltfreundlichen Technologien durch staatliche Dienstleistungen (z.B. sauberes Trinkwasser, sanitäre Einrichtungen, effiziente Energieversorgung)

Bildungsförderung von Frauen:

- ⇒ Formelle und informelle Alphabetisierungsprogramme
- ⇒ Staatliche Maßnahmen zur Aufnahme von Frauen und Mädchen in Bildungseinrichtungen, vor allem zum universellen Zugang von Frauen und Mädchen zu Grund- und weiterführenden Schulen
- ⇒ Bereitstellung von staatlichen Berufsausbildungsmöglichkeiten für Frauen
- ⇒ Förderung und Sicherung von Arbeitsplätzen für Frauen

Weiterführende Forschung über Chancen und Hindernisse an der Partizipation von Frauen an einer nachhaltigen Entwicklung:

- ⇒ Untersuchungen über die Auswirkungen von Strukturanpassungsprogrammen auf Frauen
- ⇒ Untersuchungen über die Auswirkungen von Umweltschäden auf Frauen

⇒ Untersuchungen über das Potential traditionellen Wissens von Frauen über natürliche Ressourcen

Quelle: Wichterlich 1992, S. 153-160 und Ulbert 1994a, S. 12f

Stereotypische Geschlechterbilder

In den Befragungen über den Bezug von insgesamt 150 mestizischen Migrantinnen und Quechuaindianerinnen zu ihrer natürlichen Umgebung, konnte die Kritik der Teilnehmerinnen der UNCED-Konferenz eindrucksvoll bestätigt werden: die Schlüsselrolle dieser Frauen im Umgang mit natürlichen Ressourcen wird von offizieller Seite unterschätzt und war auch für die Forscherin zunächst „unsichtbar“. In amtlichen Statistiken wird die Hälfte der *wirtschaftlich nicht aktiven* Bevölkerung der Provinz Sucumbios unter die Kategorie „Hausfrau“ subsumiert. 83,7% der *wirtschaftlich aktiven* Bevölkerung sind Männer und die meisten von ihnen arbeiten im landwirtschaftlichen Bereich (PROFORS 1993, S. 39).

Auch in diversen Gesprächen mit regionalen Entwicklungsexperten wurde dargelegt, daß Frauen im Untersuchungsgebiet *im Haus* arbeiten und *nicht auf dem Feld*, weswegen sie auch keinen direkten Bezug zu ihrer natürlichen Umgebung haben. Auf diese Weise rechtfertigten die Experten die fehlende ländliche Beratung an Frauen im Untersuchungsgebiet und die unzureichende Partizipation der Frauen an nachhaltigen Naturschutzmaßnahmen. In einigen Fällen wurde eingeräumt, daß Frauen sich *zur Erntezeit* beim Pflücken der Kaffeebohnen beteiligten. Daß die Kaffee-Ernte aufgrund der klimatischen Verhältnisse ganzjährig stattfindet und sich deswegen die Erntearbeit der Frauen saisonal nicht einschränken läßt, blieb unerwähnt (Ulbert 1994a, S. 23). Auch die Durchsicht der einschlägigen Literatur trug zunächst zur weiteren Verschleierung der Rolle von Frauen im Ressourcenmanagement bei: „In Latin America rural women do less work in the fields, and thus have more time for domestic duties“ stellte Esther Boserup in ihrem 1970 erschienenen Klassiker „Women’s Role in Economic Development“ fest (Boserup 1971, S. 188, Tekülve 1993, S. 308). Erst sozialwissenschaftliche Studien jüngerer Datums drücken sich vorsichtiger über das Geschlechterverhältnis in kleinbäuerlichen Familien in Lateinamerika aus („It is believed that women work in the house to maintain their children. In contrast men are located outside the domestic arena...“, Preston 1985, S. 29) und machen auf gesellschaftlich bedingte Vorurteile über das Geschlechterverhältnis aufmerksam („Among the mestizos, the ideal is that woman...should not have to work in the fields“, Blumberg/Colyer 1990, S. 253; „Both men and women subscribe to this mythology even when their own lives and the observation of the life of others reveal that it is neither necessary nor always so“, Preston ebda.). Auch in der eigenen Forschungsar-

beit wurde die Erfahrung gemacht, daß an die Frauen *pauschal gestellte Fragen* über die geschlechtsspezifische Aufgabenverteilung im landwirtschaftlichen Betrieb zu *stereotypen Antworten* führte. Meist bezeichneten die Frauen sich selbst als „ama de casa“ (Hausfrau) und ihre Arbeit im Gegensatz zu der Arbeit ihrer Ehemänner als „inutil“ (nutzlos) (Ulbert 1994a, S. 44f).

Partizipative Forschungsmethoden

Im Verlauf der empirischen Untersuchungen drängte sich nun immer stärker die Frage auf, wie denn vermieden werden kann, daß die Frauen ihre gesellschaftliche Position ausschließlich im Sinne kulturell festgelegter Normen in einer stark machistisch geprägten Gesellschaft (Nadig 1986, S. 125, Blumberg/Colyer ebd., S. 248, Preston ebd.) definieren. Zur Lösung des Problems wurden deswegen neueste *partizipative Erhebungsmethoden* (PRA)³ angewendet. Mit PRA soll die Zielgruppe der Untersuchung weitgehend in den Erkenntnisprozeß einbezogen werden, „...to share, enhance, and analyse their knowledge of life and conditions, to plan and to act“ (Chambers 1993, S. 1). PRA eignete sich als methodisches Instrumentarium für die Untersuchung, weil ein enger Kontakt der Forscherin zum Frauenprogramm des Fondo Ecuatoriano Para el Progreso de los Pueblos (FEPP), einer lokalen Nichtregierungsorganisation in der Hauptstadt der Provinz Sucumbíos, Lago Agrio, bestand. 6 Monate lang konnte die Leiterin des Programmes, dessen Schwerpunkt sich auf die Selbstbewußtseinsstärkung (*empowerment*) von Frauen konzentriert, durch ihren Arbeitsalltag begleitet werden. Mit der Unterstützung der Programmleiterin konnten nicht nur einzelne Haushalte, sondern auch zahlreiche organisierte Frauenbasisgruppen im Untersuchungsgebiet erreicht werden. Die Befragungen wurden vorwiegend in der gewohnten Gruppensituation durchgeführt, in der sich die Frauen sicher genug fühlten, auf die teilweise sehr persönlichen und gesellschaftlich tabuisierten Fragestellungen einer „fremden Ausländerin“ Auskunft zu geben. In Gruppen analysierten und zeichneten die befragten Frauen ihren Arbeitsalltag, den Wohnort und ihren landwirtschaftlichen Betrieb (Finca). Leicht verständliche Fragebögen dienten nur als Kontrollmittel der Arbeit. Die Frauen antworteten meist mündlich auf die Fragebögen, da die meisten von ihnen Analphabetinnen sind. Peinliche Situationen für die Frauen beim schriftlichen Ausfüllen der Bögen wurden dadurch vermieden. Während des gesamten Arbeitsprozesses kam es zur Vertrauensbildung zwischen den Frauen und der Wissenschaftlerin und erst zu einem späteren Zeitpunkt der Feldforschung wurden auch Einzelbesuche in verschiedenen Fincas durchge-

³ PRA: Participatory Rural Appraisal. Vgl. Chambers 1993, S. 1.

führt. In Form der *teilnehmenden Beobachtung* konnte der Arbeitsalltag der Frauen nachvollzogen werden. Die sich dabei ergebenden Interviewsituationen waren durchweg informell (z.B. bei der gemeinsamen Kaffee-Ernte, beim Kochen). Der Gesprächsinhalt wurde als Gedächtnisprotokoll festgehalten (Ulbert 1994a, S. 52 und 1994b, S. 9).

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf Betriebsebene

Erst durch diese sehr differenzierte Fragestellung stellte sich heraus, daß die Frauen weitaus mehr in der Landwirtschaft partizipieren als pauschal geantwortet. Tab. 1 zeigt das Ergebnis einer Untersuchung nach der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in den landwirtschaftlichen Betrieben von insgesamt 101 befragten Frauen. Es gingen solche Haushalte in die Untersuchung ein, in denen es einen männlichen und einen weiblichen Haushaltsvorstand (HV) gibt.

Tab.1: Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf Betriebsebene

Arbeitsbereich in der Finca	Anzahl der Fincas, die den Arbeitsbereich beinhalten	Fincas, in denen männl. und weibl. HV gemeinsam den Arbeitsbereich übernehmen (%)	Fincas, in denen ausschließlich männl. HV Arbeitsbereich übernimmt (%)	Fincas, in denen ausschließlich weibl. HV Arbeitsbereich übernimmt (%)
Kaffee-Kultur	85	88	6	5
Mais-/Reisanbau	82	89	6	5
Maniok-/ Kochbananananbau	87	82	10	8
Rinderhaltung	68	84	15	1
Kleinviehhaltung	92	73	1	26
Vermarktung	92	75	17	8

Quelle: 101 Fragebögen
Stand: Umfrage von September 1993 bis Dezember 1993
Entwurf: V. Ulbert

Den Befragungen zur Folge ist im Untersuchungsgebiet die Arbeitsteilung auf Betriebsebene nicht eindeutig geschlechtsspezifisch festgelegt. Es lassen sich nur Tendenzen einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung feststellen:

- ⇒ Männer widmen sich stärker der Rinderzucht und sind mehr in die Vermarktungsstrategien der landwirtschaftlichen Produkte involviert als Frauen.
- ⇒ Frauen haben deutlich mehr Verantwortung in der Kleinviehhaltung.
- ⇒ Besonders beim Anbau vermarktbarer Kulturpflanzen („Cash-Crops“, wie Kaffee, Reis und Mais) teilen sich der männl. und weibl. Haushaltsvorstand die Arbeit.

Der Arbeitsalltag der Frauen

Um einen besseren Einblick in den Arbeitsalltag der befragten Frauen zu erhalten, wurden die mestizischen Frauen in verschiedenen Gruppendiskussionen gebeten, ihn anhand von sog. „Uhrenbildern“ zu veranschaulichen. Es wurden Zeichnungen mit einer unbeschrifteten Uhr verteilt, anhand derer 51 Frauen ihren Tagesverlauf grob gliedern sollten. Für die indianischen Frauen konnte diese Methode nicht angewendet werden. Sie erklärten, daß ihr Arbeitsrhythmus unregelmäßig sei und sich aufgrund eines anderen ethnischen Zeitgefühls nicht „in Uhren“ veranschaulichen ließe. Die Forscherin nahm deswegen auch aktiv am Arbeitsalltag der Frauen teil, der sich durchschnittlich 5 Stunden *auf dem Feld* abspielte - ein Zeitraum, der einem Drittel der gesamten täglichen Arbeitszeit der Frauen entspricht! Der normale Arbeitsalltag der befragten Frauen dauert ungefähr 15 Stunden und sieht folgendermaßen aus:

Zwischen 5 und 6 Uhr morgens stehen die meisten Frauen auf, bereiten für die Familie das Frühstück, füttern die Hühner und die Schweine und verrichten die Hausarbeit. Viele der Frauen holen dann Wasser und Brennholz, bevor sie gegen 8 Uhr das Haus verlassen, um auf der Weidefläche die Kühe zu melken, die Kühe zur Wasserstelle zu treiben, auf der Weidefläche Unkraut zu entfernen, Kaffee zu ernten oder für den täglichen Bedarf Mais zu kultivieren. Ab 10 Uhr bereiten viele Frauen das Mittagessen vor, was die meisten von ihnen ihren Männern auf das Feld bringen (Wegzeit bis zu 2 km). Am frühen Nachmittag werden die Kinder bei den Schulaufgaben betreut und die restliche Hausarbeit erledigt. Ab 14 Uhr stehen die meisten Frauen erneut auf dem Feld und nehmen die Arbeit vom Vormittag auf. Dann treiben sie die Rinder zusammen und sichern die Zäune für die Nacht. Nach weiteren 3 Stunden gehen die Frauen zur Badestelle - kleine Rinnsale und Tümpel in der Finca. Hier waschen sie die schmutzige Wäsche, baden sich und ihre kleinen Kinder. Auf dem Nachhauseweg nehmen einige von ihnen erneut Brennholz und Trinkwasser mit. Vor der Zubereitung des Abendessens wird das Schweinefutter aus Küchenabfällen gekocht - nach dem Abendessen die restliche Hausarbeit erledigt.

Von 20 - 22 Uhr geben die meisten Frauen an, sich auszuruhen. Manche von ihnen hören dabei Radio (vgl. Ulbert 1994a, S. 83 u. 86).

Zunehmende Arbeitsbelastung in der Cash-Crop-Produktion

Die befragten Frauen betonen, daß ihre Arbeitsbelastung in der Finca - und ganz besonders innerhalb des Kaffeeanbaus - stark zugenommen hätte. Nach der Meinung der Frauen sind es vor allem *die ungünstigen Produktionsbedingungen*, welche die Betriebe zunehmend unrentabel machen. Die meisten Frauen differenzierten dies genauer (Tab. 2):

Tab.2: Von Frauen identifizierte Problemfelder in der Cash-Crop-Produktion

Problemfeld	Vermarktung	Bodenqualität	Erntemenge	Schädlingsbefall	Klima	landwirtschaftl. Beratung
Anzahl der Antworten ¹	37	30	25	4	3	2

1) Mehrfachantworten waren möglich.

Quelle: 167 gültige Antworten in 114 Fragebögen

Stand: Umfrage von September 1993-Dezember 1993

Entwurf: V. Ulbert

Die von den Frauen identifizierten Problemfelder lassen sich verschiedenen Bereichen zuordnen:

- ⇒ Ökologischer Bereich: jährlich abnehmende Bodenqualität; Schädlingsbefall an den angebauten Kulturpflanzen; schwierige klimatische Verhältnisse (hohe Temperaturen, hohe Intensität der Niederschläge).
- ⇒ Ökonomischer Bereich: abnehmende Erntemenge; Vermarktungsschwierigkeiten bei der Cash-Crop-Produktion, d.h. Abhängigkeit von Zwischenhändlern und stark schwankende nationale und internationale Preise für Cash-Crops.
- ⇒ Sozialer Bereich: unzureichende landwirtschaftliche Beratung, speziell für Frauen.

Während das landwirtschaftliche Betriebseinkommen aufgrund der genannten Faktoren jährlich sinkt, *steigen die Lebenshaltungskosten stetig an*. Mit ei-

ner Haushaltskalkulation verdeutlichten die Frauen die Problematik: Konnten von 1983 - 1988 mit 1 Quintal⁴ Kaffee 3 Quintales Reis gekauft werden, so müssen heute für die gleiche Menge Reis 21 Quintales Kaffee geerntet werden. Um die Nettoeinnahmen zu verbessern, verzichteten neuerdings viele Betriebe auf den Einsatz von Tagelöhnern bei der Kaffee-Ernte. Die Arbeitskraft der Tagelöhner wird dann durch die Arbeitskraft der Familienmitglieder, z.B. Kinder und Frauen ersetzt. Für viele Frauen sind diese Veränderungen mit hohen gesundheitlichen Kosten verbunden. Die gravierendsten Folgeerscheinungen tragen jedoch schwangere Frauen davon: bis kurz vor der Geburt und unmittelbar danach übernehmen viele von ihnen körperlich anstrengende Arbeitsgänge innerhalb der Kaffeeproduktion. Die in anderen Landesteilen Ekuadors in dieser Zeit üblichen Ruhezeiten können meist nicht mehr eingehalten werden. Da im Familienbudget aufgrund der ökonomischen Notlage zunehmend Sparmaßnahmen in den Bereichen Gesundheit und Ernährung getroffen werden, ist die Versorgung schwangerer Frauen mit qualitativ hochwertigen Nahrungsmitteln unzureichend. Möglichkeiten zur ärztlichen Beratung können die meisten Frauen nicht bezahlen. Viele der neugeborenen Kinder kommen deswegen unterernährt auf die Welt. Da die Mütter aufgrund der Stresssituation oftmals nicht in der Lage sind, ihre Kinder selbst zu stillen, leiden diese Kinder auch nach der Geburt an chronischer Unterernährung und den entsprechenden körperlichen Langzeitschäden.

Fazit: Die Frauen im Untersuchungsgebiet verbringen nicht nur *mehr* Arbeitszeit in der Landwirtschaft als früher, sondern sind auch zunehmend am Anbau von *vermarktbar*en Produkten (Kaffee) zuständig. Dabei fallen ihnen die *negativen* Auswirkungen der ökologisch *unangepaßten* Landnutzung, die sich in der jährlich abnehmenden Erntemenge äußern, ebenso auf, wie Männern. Entwicklungspolitische Beratung über ökologisch nachhaltigere Anbaustrategien z.B. in Form agroforstwirtschaftlicher Systeme (Ulbert 1994b) müßte sich deswegen ebenso an Frauen richten, wie an Männer. Diese Systeme sollten dazu beitragen, die Arbeitsbelastung der Frauen zu mindern, da durch die Zunahme der landwirtschaftlichen Arbeit der Gesundheitszustand der Frauen und insbesondere schwangerer Frauen und Kleinkinder auf besorgniserregende Weise beeinträchtigt wird (vgl. Ulbert 1994a, S. 87f u. 113f).

Sicherung der Subsistenzversorgung: Chacra, Monte, Estero

Die Analysen über den Arbeitsalltag der Frauen zeigen außerdem, daß Frauen in der Region täglich Umgang mit solchen natürlichen Ressourcen haben,

⁴ 1 Quintal = 45,5kg

die zur Subsistenzversorgung der Familie dienen. Die indianischen Frauen betonen, daß sie sich besonders stark mit dem Anbau von Maniok und der Produktion von Maniokbier (Chicha) identifizieren würden. Oftmals bestünde die Arbeit auf ihrem Maniokfeld (Chacra) aus zahlreichen rituellen Arbeitsschritten. Die kleinen Mädchen würden auf speziellen „Übungsfeldern“ von ihren Müttern sorgfältig in die Riten des Maniokanbaus eingewiesen. S. Chufi, Präsidentin der organisierten Quichuaindianerinnen aus Sucumbíos⁵ betont den emotionalen Bezug der Indianerinnen zu der Arbeit auf ihrer Chacra: „[Die Indianerinnen, (Anm. d. Verf.)] sind stets besorgt, daß die Nahrungsmittel gedeihen. Sie bewirtschaften das Land so gut sie können und sie machen es mit Liebe - damit das Land etwas produziert und damit die Produkte vom besten sind.“⁶ Auch die natürlichen Waldbestände (Monte) würden von den Indianerinnen als Ressourcen für täglich benötigte Nahrungs- und Heilmittel benutzt. Nach eigenen Beobachtungen verarbeiten die Quichua-Frauen zahlreiche Waldprodukte auch heute noch zu Alltagsgegenständen. Große Blätter falten sie zu Tragtüchern oder zu Topfdeckel. Aus dehnbaren Zweigen lassen sie kunstvoll geflochtene Körbe entstehen. Auch das Sammeln von Brennholz gehört in den meisten Fincas zur täglichen Frauenarbeit. Die Quichuaindianerinnen betonen, daß sie zur Energieversorgung ausschließlich Brennholz verwendeten. Die Mestizinnen verdeutlichen hingegen, daß die Mehrzahl von ihnen einen Gasherd hätte und nur bei Kochaktivitäten mit hohem Energieverbrauch (z.B. Zubereitung von Hülsenfrüchten und Getreidesorten, Kochen von Schweinefutter) Brennholz für eine zusätzliche Feuerstelle in der Küche benutzt würde.

Viele der befragten Frauen organisieren die Wasserversorgung der Familie. Sie sammeln, verteilen und konsumieren Trinkwasser und kontrollieren den Wasservorrat in den Wasserspeichern. Sie bestimmen die natürlichen Wasserstellen (Esteros) in der Finca, die das Brauchwasser - und in den niederschlagsärmeren Monaten auch das Trinkwasser- für den Haushalt liefern (Ulbert 1994a, S. 95f).

Wasserverschmutzung durch Erdölkonzerne

Viele der befragten Frauen beklagten jedoch, daß die Versorgung der Familie mit Wasser aus den Esteros zunehmend erschwert würde:

⁵ Federación de Organizaciones Indígenas de Sucumbíos, Ecuador / FOISE

⁶ „[Las mujeres indígenas, (Anm. d. Verf.)] están preocupándose que la alimentación crezca. Ellas van a manejar la tierra con la mejor manera que pueden y lo hacen con este cariño. Con cariño de que produzca algo y de que sea lo mejor.“ Interview vom 5.12.1993.

- ⇒ Viele Familienmitglieder aus Fincas in unmittelbarer Nähe zu Bohrstellen der Erdölfirmen, wären nach dem Genuß des Wassers aus den Esteros von unerklärlichen Krankheiten befallen worden. Es sei jedoch wegen der allgemeinen Wasserknappheit im Untersuchungsgebiet in den niederschlagsärmeren Monaten unvermeidlich, Wasser aus den natürlichen Wasserstellen als Trinkwasser zu verwenden.
- ⇒ In der letzten Zeit hätten plötzliche Todesfälle bei Rindern, die täglich das Wasser in den Esteros trinken, zugenommen.
- ⇒ In vielen natürlichen Wasserstellen in den Quichugemeinden sei ein Fischsterben zu beobachten. Fisch hätte in den betroffenen Gemeinden aus diesem Grund seinen Stellenwert als wichtigster Proteinlieferant in der täglichen Nahrung verloren.
- ⇒ Zum Wäschewaschen müßten immer wieder neue Waschstellen aufgesucht werden, weil viele der Esteros mit einem Ölfilm überzogen seien.

Die Aussagen der Frauen belegen, daß gravierende Umweltschäden, wie die Wasserverseuchung der Region durch Erdöl und Chemikalien, von ihnen umgehend zur Kenntnis genommen werden, weil dadurch ihre Arbeit in der Subsistenzversorgung der Familie beeinträchtigt wird. In den Gesprächen mit den Frauen stellte sich jedoch heraus, daß ökologische Zusammenhänge und Umweltprobleme von ihnen meist nur aus der Perspektive der Betriebsebene heraus wahrgenommen werden. Komplexere ökologische Zusammenhänge (z.B. natürliche Wasserstellen und deren Einzugsbereiche als in sich geschlossene Ökosysteme, schnelle Verbreitung von Giftstoffen im Gewässersystem des tropischen Regenwaldes aufgrund der dortigen hydrologischen Besonderheiten) sind ihnen unbekannt. Informationen über die ökologische Problematik in der Region erreichen Frauen nicht, wenn diese nicht explizit an sie gerichtet sind. Die Hoffnung regionaler Entwicklungsexperten auf eine schnelle Diffusion der Umweltberatung, welche automatisch auch Frauen erreicht⁷, bestätigten sich bisher nicht. Aufgrund der gesellschaftlichen Strukturen, die dafür verantwortlich sind, daß Frauen ohne die Erlaubnis der Ehemänner ihren direkten Ar-

⁷ Experteninterview vom 3.12.1993 mit A.Proaño (Agrarökonom / FEPP), Lago Agrio: „Ich glaube, daß die Tatsache, hier in Amazonien was ändern zu müssen, schon ein bißchen verallgemeinert ist. Es wurden Kampagnen unternommen. Fast alle Institutionen, die wir hier in Amazonien arbeiten, reiten auf dieser Welle...Ich glaube an den Multiplikationseffekt durch Führerpersönlichkeiten in bestimmten Gemeinden, die bestimmte Erfahrungen und bestimmte Kenntnisse verbreiten.“

beitsbereiches nicht verlassen dürfen (*Machismo*), haben Frauen einen schlechteren Informationszugang „von außen“ als Männer. Wegen der großen zeitlichen Arbeitsbelastung haben auch „emanzipiertere“ Frauen kaum Spielraum übrig, an Umweltschutzprogrammen und an der ökologischen Beratung außerhalb ihres Arbeitsbereiches aktiv teilzunehmen (vgl. Ulbert ebd.).

Die Wünsche der Frauen nach Veränderungen

Die Wunschliste der Frauen über dringende Verbesserungsmaßnahmen in ihrem Lebensraum (Tab.3) bestätigt den Diskurs der Teilnehmerinnen am Erdgipfel in Rio: In ökologisch stark gefährdeten Gebieten bereiten Umweltprobleme gerade Frauen zunehmend Sorgen, ohne daß dies von politischer Seite zur Kenntnis genommen würde. Das Gefühl der eigenen Unsichtbarkeit bringen die befragten Frauen mit der Forderung nach mehr Anerkennung für ihre Arbeit und ihre Probleme zum Ausdruck. Von entwicklungspolitischer Seite erwarten sie dabei weniger die typischen „Nachhilfestunden in klassischen weiblichen Arbeitsdomänen“ (z.B. Koch- und Nähkurse), wie sie oft in sogenannten Wohlfahrtsprogrammen für Frauen in der Dritten Welt abgehalten werden (Tekülve 1993, S. 310), sondern eine direkt an sie gerichtete, ökologisch sinnvolle landwirtschaftliche Beratung, sowie die Entseuchung ihres Trinkwassers.

Tab.3: Von Frauen geäußerte Wünsche nach Veränderungen¹

Wünsche nach Veränderungen	Anzahl der Frauen, die Veränderung wünschen
Alternative Anbaustrategien (Methoden, Techniken, Kulturpflanzen) und landwirtschaftliche Beratung speziell für Frauen	20
Mehr Anerkennung für die Arbeit und die Probleme der Frauen: Frauenförderungsprogramme von staatlichen, privaten, nationalen und internationalen Entwicklungshilfeprogrammen	18
Maßnahmen gegen Wasserverschmutzung durch Erdöl	15
Verbesserung der Vermarktungsmöglichkeiten	13
Verbesserung der ökonomischen Situation	10
weniger Arbeitsbelastung	8
Verbesserung der Gesundheitsversorgung	7
Verbesserungen der Infrastruktur (Elektrizität, Brunnen, Wege etc.)	7
einkommensschaffende Möglichkeiten für Frauen	6
Beratung und Möglichkeiten für eine bessere Ernährung	6

(¹: Die Wünsche konnten in den Fragebögen frei geäußert werden.)

Quelle: 85 gültige Antworten in 114 Fragebögen;

Mehrfachantworten waren möglich

Stand: Umfrage von September 1993 - Dezember 1993

Entwurf: V. Ulbert

Empowerment: Stärkung des Selbstbewußtseins

Die Untersuchungsergebnisse verdeutlichen jedoch, daß den negativen ökologischen Auswirkungen auf die Situation von Frauen nur dann entgegengetreten werden kann, wenn gleichzeitig Verbesserungsmaßnahmen im sozialen und wirtschaftlichen Lebensraum der Frauen unternommen werden:

Frauen sind meist nicht dazu in der Lage, von offizieller Seite Entscheidungsmaßnahmen des Wassers in ihren landwirtschaftlichen Betrieben anzufordern. Solche Maßnahmen werden seit neuestem in stark begrenztem Um-

fang und auf internationalen Druck hin von PETROECUADOR, dem staatlichen ekuadorianischen Erdölkonzern durchgeführt. Um die in PETROECUADOR neu eingerichtete „Abteilung für Umweltverbesserung“ auf das Problem aufmerksam zu machen, müssen von der betroffenen Bevölkerung schriftliche Anträge an den Konzern gestellt werden. Die meisten der befragten Frauen sind Analphabetinnen. Aufgrund ihrer gesellschaftliche Randstellung fehlt ihnen das erforderliche Selbstbewußtsein, ihr Anliegen persönlich im Konzernbüro in Lago Agrio vorzutragen. Hinzu kommt, daß PETROECUADOR in seinem „Umweltprogramm für Frauen“ ausschließlich Beratung für das Anlegen von Blumengärten vorsieht...⁸

Wie im Kapitel 24 im UNCED-Abschlußdokument dargelegt wurde, können auch im Untersuchungsgebiet nur dann Frauen an einer ökologisch nachhaltigen Entwicklung partizipieren, wenn geschlechtsbedingte Diskriminierungen beiseite geschafft werden und sie z.B. einen leichten Zugang zu Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten erhalten. Die Lehrpläne in den Grundschulen müssen nach geschlechtsdiskriminierendem Inhalt unter die Lupe genommen werden. Gespräche mit Grundschullehrerinnen⁹ zeigten auf, daß bereits in den Schulbüchern in Bildern und Texten die stereotypen Geschlechterbilder für Kinder festgelegt werden. *Solange die Frauen im ekuadorianischen Oriente selbst nicht an den Wert ihrer Arbeit und ihre wirtschaftlichen Schlüsselrollen glauben, bleiben ihre Probleme auch für die Außenwelt unsichtbar.* Die Schritte auf dem neuen Entwicklungsweg müssen mit der Stärkung ihres Selbstbewußtseins beginnen (empowerment). Frauenförderprogramme, die sich wie der Fondo Ecuatoriano para el Progreso de los Pueblos (FEPP) auf diese Strategie konzentrieren (z.B. Unterstützung von Frauenbasisinitiativen) und dabei Frauen Entscheidungskompetenzen zuteilen (für die Leitung des Programms ist eine Frau zuständig), sind jetzt schon im Untersuchungsgebiet wichtige Schrittmacher in diese Richtung.

Weiterführende Forschung

Im Untersuchungsgebiet sind bisher keine zuverlässigen wissenschaftlichen Untersuchungen unternommen worden, die z.B. das Ausmaß der Erdölkatastrophe auf die Gesundheit der ortsansässigen Bevölkerung beweiskräftig genug belegen könnten. Der bisher einzige Versuch ist die Privatinitiative von lokalen Gesundheitspromotoren aus dem von Erdölschäden äußerst stark be-

⁸ Experteninterview vom 3.12.1993 mit G. Angulo (Forstwissenschaftler / PETROECUADOR), Lago Agrio.

⁹ Gruppeninterview vom 18.9.1993 mit Grundschullehrerinnen; Lago Agrio.

troffenen Kanton Dureno (UPPSAE 1993). In ihrer Studie wollen die Autor/innen die gesundheitlichen Auswirkungen der Erdölkatastrophe auf die Bewohner der Region statistisch nachweisen. Nach der Auswertung aller im Zeitraum von 1989-1993 eingetragenen Krankheitsfälle in den medizinischen Einrichtungen von insgesamt 7 Gemeinden, sowie der Lokalisation der Grundstücke der in diesem Zeitraum gemeldeten Kranken, stellte sich u.a. heraus, daß die natürliche Abortenrate bei schwangeren Frauen, die in unmittelbarer Nähe zu Bohrstationen wohnen und deren Grundwasser mit Erdöl verseucht ist, größer ist als bei schwangeren Frauen, in deren Grundstücken das Grundwasser nicht mit Erdöl verseucht ist. Die Kindersterblichkeit in Gebieten mit erdölverseuchten Grundwasser ist doppelt so hoch wie durchschnittlich in der Region¹⁰.

Ergebnisse dieser Art werden von den Verursachern der Probleme mit „zu ungenau“ abgewertet und dadurch weiterhin bewußt verschleiert. Um die ökologischen Probleme von Frauen auch im Oriente sichtbar zu machen, müssen hier im Auftrag internationaler Umweltschutz - und Entwicklungsorganisationen verstärkt Untersuchungen von interdisziplinär organisierten Forscherteams (Ärzt/innen, Ethnolog/innen, Geograph/innen, Hydrolog/innen) stattfinden. Die Ergebnisse solcher Untersuchungen müssen methodisch unanfechtbar sein und von den gesellschaftspolitisch engagierten Wissenschaftler/innen gezielt an die Weltöffentlichkeit herangetragen werden! Auch diese Forderung ist im Frauenkapitel der Agenda 21 für den zukünftigen Entwicklungsweg verankert worden.

Literatur:

Acción Ecológica (Hrsg.): *Amazonía por la vida. Debate ecológico sobre el problema petrolero en el Ecuador*. Quito 1993.

Blumberg, R.L. u. Colyer, D.: „Social institutions, gender and rural living conditions.“ In: Withaker, M.D. u. Colyer, D. (Hrsg.): *Agriculture and economic survival: the role of agriculture in Ecuador's development. Westview special studies in social, political, and economic development*. Boulder, San Francisco, London 1990, S. 247-266.

Boserup, E.: *Women's role in economic development*. London, Aylesbury 1971².

Buchhofer, E.: „Zur räumlichen Organisation aktueller Siedlungsprozesse im tropischen Regenwald Ost-Ekuadors.“ In: *Berliner geographische Abhandlungen*, Heft 53, 1990, S. 205-218.

¹⁰ Nach UPPSAE sterben in den erdölverseuchten Gebieten von 100 Lebendgeborenen 14,3 Kinder vor Vollendung des ersten Lebensjahres. Im Durchschnitt liegt die Kindersterblichkeit im Untersuchungsgebiet bei 7,5 (UPPSAE ebda., S. 1f).

Chambers, R.: *Rural appraisal: rapid, relaxed and participatory*. Institute of Development Studies. Discussion paper 311. Brighton 1992.

Fundación Natura (Hrsg.): *Desarrollo y conservación en la Amazonía Ecuatoriana: perspectivas y propuestas para el año 2000*. Quito 1991.

Kimerlin, J.: *Ölpest im Regenwald. Erdölförderung im Oriente. Ökologische und soziokulturelle Einwirkungen*. Hamburg 1989.

Nadig, M.: *Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko*. Frankfurt 1986.

Pichon, F.J.: „Colonización y deforestación en la frontera agrícola de la región amazónica Ecuatoriana. Resultados preliminares de una encuesta de hogares en el nor-oriente.“ In: Centro de Investigación de los Movimientos Sociales en el Ecuador / CEDIME (Hrsg.): *Amazonia. Escenarios y conflictos*. Quito 1993, S. 337-374.

Preston, R.: „Gender, ideology and education: implications at the Ecuadorian periphery.“ In: *Compare*, Bd. 15, Nr. 1, 1985, S. 29-40.

Programa Forestal Sucumbios / PROFORS (Hrsg.): *Diagnóstico socioeconómico de la provincia de Sucumbios*. Quito 1993.

Sick, W.-D.: „Aktuelle Landnutzungskonflikte in Ecuador. Festschrift für Walther Manshardt.“ In: ders. u. Mäckel, R. (Hrsg.): *Natürliche Ressourcen und ländliche Entwicklungsprobleme der Tropen*. Stuttgart 1988, S. 314-325.

Silva, P.: „Mujer y medio ambiente en América Latina y el Caribe: los desafíos hacia el año 2000.“ In: Fundación Natura (Hrsg.): *Mujer y medio ambiente*. Quito 1992, S. 5-18.

Tekölve, M.: „Die Sichtbarwerdung der Frauen. 20 Jahre Debatte um die Frauen in der dritten Welt.“ In: *Geographische Rundschau*, Bd. 45, Nr. 5, Braunschweig 1993, S. 308-312.

Unión de Promotores Populares de Salud de la Amazonía Ecuatoriana / UPPSAE (Hrsg.): *Culturas bañadas en petróleo. Diagnóstico de salud por promotores*. Lago Agrio 1993.

Uquillas, J.E.: „Social impacts of modernization and public policy, and prospects for indigenous development in Ecuador's Amazonia.“ In: Partridge, W., Schumann, D.A. (Hrsg.): *The human ecology of tropical land settlement in Latin America. Westview special studies on Latin America and the Caribbean*. Boulder 1989, S. 407-433.

Ulbert, V.: *Die Situation der Frauen in Kolonisationsgebieten am Beispiel des ecuadorianischen Oriente*. Magisterarbeit, Institut für Kulturgeographie, Universität Freiburg 1994a.

Ulbert, V.: *Frauen und Agroforstwirtschaft in der Region Lago Agrio / Coca*. Programa Forestal Sucumbios / Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (Hrsg.). Lago Agrio 1994b. unveröffentl.

Wichterlich, C.: *Die Erde bemuttern. Frauen und Ökologie nach dem Erdgipfel in Rio. Berichte, Analysen, Dokumente*. Köln 1992.

Die Hausangestelltengewerkschaft von Recife/Brasilien als Frauenraum

Christiane Eitel

Die brasilianische Hausangestelltenbewegung hat es sich seit ihrer Entstehung in den 50er Jahren zur Aufgabe gemacht, gegen die den bezahlten Haushaltsdienst kennzeichnenden Abhängigkeitsstrukturen und Ausbeutungsmechanismen anzugehen und mit der erstmaligen Garantie einiger wesentlicher Arbeits- und Sozialrechte für die Berufsgruppe in der neuen Verfassung von 1988 einen ihrer bisher größten Erfolge erzielt. Die erst durch die Anerkennung der Berufsgruppe in der Verfassung mögliche Gründung von Gewerkschaften ist ein Sieg der Bewegung und für lateinamerikanische Gesellschaften durchaus keine Selbstverständlichkeit.¹ Hausangestelltengewerkschaften können jedoch keine klassische Gewerkschaftspolitik betreiben, da sie sich in zweierlei Hinsicht von anderen Klassenorganisationen unterscheiden. Zum einen haben sie angesichts der im Privaten angesiedelten Arbeitsverhältnisse und der isolierten Lebensbedingungen von Hausarbeiterinnen keine Möglichkeit, einen Streik als Druckmittel zur Durchsetzung ihrer Forderungen zu organisieren. Zum anderen sind keine Tariflohnverhandlungen möglich, da den Hausangestelltengewerkschaften kein Unternehmerverband gegenübersteht. Nicht zuletzt deshalb haben Hausangestelltengewerkschaften neben der Interessenvertretung und dem Ziel der Ausbildung eines kollektiven Bewußtseins ihrer Klientel, d.h. der gesellschaftspolitischen Bedeutung, insbesondere eine spezifische subjektive Bedeutung für die partizipierenden Frauen: Sie stellen einen in der Gesellschaft verankerten Frauenraum dar, in dem Hausangestellte, oft zum ersten Mal, gleichberechtigte soziale Beziehungen knüpfen, mit ihren Wünschen und Bedürfnissen ernst genommen werden und ihre spezifischen Arbeits- und Lebenserfahrungen verarbeiten können. Erst in den Strukturen eines Frauenraums ist es Hausangestellten möglich, eine eigenständige Persönlichkeit und ein Selbstbewußtsein als Frau, als Berufstätige, als Schwarze zu entwickeln.

¹ So weisen Elsa M. Chaney und Mary Garcia Castro (1989, S. 4) darauf hin, daß in vielen Ländern des Südens ein Organisationsverbot für Hausangestellte besteht. In Peru z.B. sind ihnen Gewerkschaftsgründungen nicht erlaubt, auch wenn sich dortige Hausangestelltenorganisationen selbstbewußt und dem Staat zum Trotz 'Gewerkschaften' nennen (Díaz Uriarte 1989, S. 401,406).

1. Arbeits- und Lebensbedingungen von Hausangestellten

'Rasse', Klasse und Geschlecht bestimmen in vielschichtiger und komplexer Weise das Leben in Brasilien. Insbesondere die Lebenssituation schwarzer Frauen ist durch das Zusammenwirken von Rassismus, Klassenherrschaft und geschlechtsspezifischer Unterdrückung bestimmt. Ihnen bietet der geschlechtsspezifisch und rassistisch segregierte Arbeitsmarkt, wenn überhaupt, meist nur die Möglichkeit, als Hausangestellte zu arbeiten.

Hausarbeiterinnen stellen ein Fünftel der weiblichen Erwerbstätigen in den brasilianischen Städten und bilden damit die größte weibliche Berufsgruppe überhaupt (vgl. Bruschini 1990, S. 241). Diese Frauen sind zu 80% schwarze Frauen (APNs 1990, S. 26) und befinden sich auf einer der untersten Stufen der Klassenhierarchie, was sich an ihrem verschwindend geringen Einkommen, den die bezahlte Hausarbeit kennzeichnenden extremen Ausbeutungsmechanismen sowie dem niedrigen Berufsprestige ablesen läßt.

Der bezahlte Haushaltsdienst unterscheidet sich vor allem hinsichtlich seines privaten Charakters und semi-feudaler Arbeitsstrukturen wesentlich von anderen Lohnarbeitsverhältnissen. Das Wechselspiel von Einbeziehung in das und Ausgrenzung aus dem Privatleben der Arbeitgeberfamilie kennzeichnet das Arbeitsverhältnis von Hausangestellten. Zwar leben viele Hausarbeiterinnen an ihrem Arbeitsplatz scheinbar in die Familie integriert, jedoch bestimmt die *patroa*, die Hausherrin, ob bzw. in welchem Maße 'ihre' Hausangestellte freien Zugang zum privaten Wohnbereich der Familie, d.h. etwa zum Fernseher oder auch zum Kühlschrank, hat. Das Dienstbotenzimmer, oft fensterlos und gleichzeitig als Rumpelkammer benutzt, liegt zumeist abseits der anderen Wohnräume, als solle die Hausangestellte versteckt, ihre Arbeit unsichtbar und damit auch ihre Existenz negiert werden (vgl. Teles et al. 1990, S. 21). Im Abstellraum der Familie wird somit die Hausangestellte wie ein weiteres Objekt abgestellt.

Die Entwicklung einer eigenen Privatsphäre ist Hausangestellten in diesem Rahmen nicht möglich. Sie sind im Prinzip jederzeit verfügbar und können sich nur schwerlich gegen Arbeitsanforderungen abgrenzen. Da es für diese Berufsgruppe keine gesetzliche Regelung der Wochenarbeitszeit bzw. des Arbeitstages gibt, kann ihre Arbeit zeitlich unbegrenzt in Anspruch genommen werden. Überstunden werden somit nicht gezahlt, und die freie Zeit von Hausarbeiterinnen reduziert sich auf ein Minimum.

Kochen, Waschen, Bügeln, Putzen, Aufräumen, Servieren, die Versorgung der Kinder und u.U. Teile des Einkaufs sind Aufgaben von Hausangestellten. Für diese Dienste erhalten die Frauen ein extrem niedriges Einkommen. Ob-

wohl ihr gesetzlich garantierter Monatslohn mindestens einen Mindestlohn² beträgt, verdienen sie in der Regel sehr viel weniger, da ihnen für Kost und Logis Beträge in beliebiger Höhe abgezogen werden können. Der semi-feudale sowie insbesondere der paternalistische Charakter dieses Arbeitsverhältnisses wird noch sehr viel deutlicher bei anderen Formen nicht monetärer Arbeitsvergütung: Sach- und Versorgungsleistungen wie beispielsweise abgelegte Kleider, Hygieneartikel, Medikamente etc. werden von seiten der *patroa* einerseits als Bezahlung andererseits als Geschenke deklariert.

Die *patroa* bestimmt in vielen Fällen die Art und Häufigkeit der Kontakte 'ihrer' Hausangestellten zur Außenwelt und hält diese somit in Abhängigkeit. Hausangestellten, die zumeist als Jugendliche bzw. bereits als Kinder ein Arbeitsverhältnis begonnen haben, wird oft noch nicht einmal ein Schulbesuch ermöglicht. Wenn die Arbeitgeberinnen es ihnen darüber hinaus verwehren, private Besuche zu empfangen, und sämtliche Einkäufe selbst erledigen, bedeutet dies für Hausangestellte Isolation und Einsamkeit. Eine persönliche Lebensführung ist Hausarbeiterinnen also kaum möglich, vielmehr erweist sich die *patroa* als Kontrollinstanz ihres gesamten Lebensbereiches, einschließlich der Sexualität.

Wird den am Arbeitsplatz wohnenden Hausangestellten durch das Verbot, Besuche zu empfangen, einerseits jede Möglichkeit genommen, ihre eigene Sexualität auszuleben, sind sie andererseits den sexuellen Übergriffen von seiten der männlichen Familienmitglieder ausgesetzt (vgl. Saffioti 1978, S. 105f.). Daß Hausangestellte häufig Opfer sexuellen Mißbrauchs in den arbeitgebenden Familien werden, ist ein offenes Geheimnis. Die Verharmlosung solcher Vorfälle als Kavaliersdelikt und ihre Tabuisierung in der Familie lassen für die Betroffenen das Arbeitsklima meist unerträglich werden und haben u.U. schwerwiegende psychische Probleme zur Folge. Kommt es nach einer Vergewaltigung zu einer Schwangerschaft, ist für die ledigen Mütter die weitere Ausübung ihres Berufes, zumindest als in der Familie wohnende Hausangestellte, kaum mehr möglich (vgl. Teles et al. 1990, S. 69). Hausarbeiterinnen mit solchen Mißbraucherfahrungen gelten vor dem Hintergrund des spezifischen kulturellen Kontextes als ehrlose Frauen und werden gesellschaftlich geächtet, so daß ihnen oft die Prostitution als einzige Arbeitsmöglichkeit bleibt (vgl. Saffioti 1978, S. 105f.).

Das Verhältnis zwischen der *patroa* und 'ihrer' Hausangestellten ist also einerseits vor allem durch Herrschaftsmechanismen gekennzeichnet, andererseits

² Der von seiten des Staates festgelegte Mindestlohn soll den Mindestbedarf einer vierköpfigen Familie decken. Die Berechnungsgrundlage entspricht dem tatsächlichen Mindestbedarf allerdings bei weitem nicht. Diese Mindestlohnnorm wird bei Lohnverhandlungen als stehende Bezugsgröße verwandt: Es werden halbe Mindestlöhne, drei Mindestlöhne etc. gezahlt.

durch die in kaum einem anderen Beruf übliche, enge und private Beziehung zwischen Arbeitgeberin und Arbeitnehmerin emotional geprägt. Die affektive Beziehung zur Arbeitgeberin, die gleichzeitig die Rollen als Patentante, Muttersersatz oder Freundin verkörpert, führt bei der Hausarbeiterin zumeist dazu, daß diese einem guten Verhältnis zur *patroa* einen größeren Stellenwert beimißt als der Einhaltung der arbeits- und sozialrechtlich festgelegten Regelungen der bezahlten Hausarbeit. So stoßen Arbeitgeberinnen kaum auf Widerspruch, wenn sie, um ihren Anteil an den Sozialversicherungsbeiträgen zu sparen bzw. eine Kontrolle nicht gezahlter Löhne zu verhindern, sich weigern, den Hausangestellten die erfolgten Arbeitsleistungen in ihrem Arbeitsbuch³ zu quittieren und diese so in Abhängigkeit halten: Die Hausarbeiterinnen verlieren dadurch nicht nur ihren Anspruch auf Sozialleistungen und Rente, sondern auch die Möglichkeit, rechtliche Schritte wie z.B. Prozesse vor dem Arbeitsgericht einzuleiten, da sie somit keinerlei Nachweis über ihre Anstellung besitzen. Durch die für den bezahlten Haushaltsdienst charakteristische enge Verbindung einer persönlichen Beziehung mit einem Arbeitsverhältnis ergibt sich also für Hausangestellte eine doppelte Abhängigkeit, aus der diese sich nur schwer befreien können.

Hausangestellte werden oftmals nicht als Arbeiterinnen betrachtet und nehmen sich infolgedessen selbst nicht als solche wahr. Darauf weisen die bei Teles et al. zusammengefaßten Aussagen von Hausangestellten hin:

„In diesem Sinn ist der Begriff Angestellte weit davon entfernt, einen Arbeiter zu bezeichnen, sondern bezeichnet vielmehr eine Dienstinne, die 'niedere' manuelle und deshalb unwürdigere Tätigkeiten ausführt. Es ist etwas, 'worüber man sich schämt', 'als ob man eine Sklavin wäre', etwas, was immer die Möglichkeit beinhaltet, 'nicht wie ein Mensch behandelt zu werden', sondern mit einem Ding, einem Tier gleichgesetzt zu werden“ (Teles 1990, S. 60).

Hausangestellte erfahren sich also aufgrund des ihnen innerhalb ihrer spezifischen Arbeits- und Lebenssituation zugewiesenen Objektstatus häufig nicht als autonome Subjekte. Die Entwicklung einer eigenständigen Persönlichkeit und eines Selbstbewußtseins ist unter solchen Bedingungen kaum möglich. Verstärkt werden dieses negative Selbstbild und die bei Hausangestellten stark ausgeprägten Minderwertigkeitskomplexe durch gesellschaftlich vorhandene stereotypisierte Bilder, die bei Hausangestellten Prostitution, Diebstahl,

³ In das Arbeitsbuch werden von den ArbeitgeberInnen die Beschäftigungszeiten, der Urlaub, die Lohnzahlungen sowie die Sozialversicherungsbeiträge eingetragen.

Dummheit, Faulheit etc. assoziieren sowie die permanente Stigmatisierung aufgrund ihrer Hautfarbe (vgl. ebd., S. 61f.).⁴

Angesichts solcher Strukturen der bezahlten Hausarbeit verfolgen Hausangestelltengewerkschaften nicht nur das Ziel der Interessenvertretung der Berufsgruppe, sondern bieten den partizipierenden Frauen vor allen Dingen Raum und Möglichkeit, ihre spezifischen Arbeits- und Lebenserfahrungen auszutauschen und zu verarbeiten und ein Bewußtsein für ihre Lage als Frau, als Berufstätige und als Schwarze zu entwickeln.

2. Die Hausangestelltengewerkschaft von Recife

Die Hausangestelltengewerkschaft „Sindicato dos Trabalhadores Domésticos na Area Metropolitana do Recife“, die 1990 aus der seit 1979 bestehenden Berufsvereinigung hervorging, ist zusammen mit den Hausangestelltenorganisationen in Rio de Janeiro und São Paulo eine der Haupttriebfedern der Bewegung gewesen und steht exemplarisch für viele andere Hausangestelltenorganisationen in Brasilien.⁵ Mit 1.200 Mitgliedern kann sie lediglich 1,2% der 100.000 in Recife arbeitenden Hausangestellten mobilisieren. Schwierigkeiten der Organisation von Hausangestellten sind vor allen Dingen auf ihre isolierten und abhängigen Arbeits- und Lebensbedingungen zurückzuführen, die ein Zusammenkommen mit Kolleginnen und die Ausbildung eines kollektiven Bewußtseins kaum ermöglichen. Demzufolge nimmt in der Hausangestelltengewerkschaft von Recife die Öffentlichkeitsarbeit einen großen Stellenwert ein. Das Spektrum weiterer Gewerkschaftsaktivitäten umfaßt Beratungs- und Informationsdienste, Rechtshilfe, Mitgliederversammlungen, berufliche Qualifizierungskurse, Projekte zur Schaffung eigenen Wohnraums, Freizeitangebote (Picknicks, Ausflüge, Feste), Körperarbeit sowie Theater und Musik. Der Kreis der regelmäßig aktiven Gewerkschafterinnen ist weitgehend identisch mit den 16 Vorstandsmitgliedern. Da kaum hauptamtliche Stellen bezahlt

⁴ In herabsetzenden Begriffen wie "chofer de fogão" ("Herdmädchen") oder "nega de cozinha" ("schwarzes Küchenmädchen"), die als Synonyme für die zumeist schwarzen Hausangestellten auch heute noch gebraucht werden, treten z.B. Rassenvorurteile offen zutage (vgl. Teles et al. 1990, S. 61f.).

⁵ Im Rahmen eines ASA-Projekts der Carl-Duisberg-Gesellschaft hatten Odile Kennel und ich im Zeitraum von Juli bis Oktober 1990 die Gelegenheit, die Mitglieder der Hausangestelltengewerkschaft von Recife und deren gewerkschaftlichen Alltag aus nächster Nähe mitzuerleben (vgl. auch Eitel 1995 und Kennel/Eitel 1991). Die zitierten Aussagen der Gewerkschafterinnen stammen, soweit nicht anders angegeben, aus den gegen Ende unseres Aufenthaltes an die Vorstandsmitglieder verteilten Fragebögen, einem Tonband-Interview mit der ersten und der zweiten Vorsitzenden der Gewerkschaft, vor allem aber aus den Protokollen der teilnehmenden Beobachtung.

werden können, sind die aktiven Frauen angesichts ihrer gleichzeitigen Erwerbstätigkeit und der vielfältigen Aufgaben in der Gewerkschaft permanent überlastet. Ein großes Problem stellt bis heute die Finanzierung der Organisation dar, da diese sich über die in Anbetracht der geringen Einkommen von Hausangestellten sehr niedrigen Mitgliederbeiträge nicht selbst tragen kann. Die Suche nach Geldgebern bedeutet für die Gewerkschafterinnen einen hohen Arbeitsaufwand. Ausländische Nichtregierungsorganisationen, Gewerkschaftsdachverbände, Frauenorganisationen und engagierte Feministinnen sowie die Kirche tragen sowohl durch finanzielle als auch durch personelle Unterstützung dazu bei, daß die Hausangestelltengewerkschaft bestehen kann.

3. Die Gewerkschaft als psychosozialer Raum

Die Hausangestelltengewerkschaft nimmt im Leben der partizipierenden Frauen eine zentrale Rolle hinsichtlich der Entwicklung ihrer Persönlichkeit und der Regulierung ihres Selbstwertgefühls ein. Da für viele Hausangestellte die Achtung ihrer Menschenwürde nicht selbstverständlich ist, ist es für sie eine wichtige Erfahrung, innerhalb der Gewerkschaft respektiert zu werden. Dies wird deutlich, wenn eine Frau auf die Frage, was ihr an der Gewerkschaft besonders gefalle, antwortet: „... daß sie mich wie ein menschliches Wesen behandeln“. In der Gewerkschaft werden die Frauen und ihre Bedürfnisse von den anderen Frauen, im Gegensatz zur Familie der *patrões*, ihrer Dienstherrschaft, ernstgenommen. Dadurch gelingt es, das Selbstbewußtsein der Frauen zu stärken: „Für mich ist [die Gewerkschaft] sehr wichtig. Erst hier habe ich meine Angst verloren und gelernt, mich auszudrücken und meine Bedürfnisse zu äußern“. Andere Gewerkschafterinnen betonen die berufliche und soziale Kompetenz, die sie durch ihre Partizipation in der Gewerkschaft erlangt haben.

Die Gewerkschaft wird von den im allgemeinen im Haus der *patrões* isoliert lebenden Hausangestellten vor allem auch als ein Ort wahrgenommen, an dem sie sich nicht mehr einsam und allein fühlen. Für eine Frau war die Möglichkeit, Freundinnen zu finden, sogar das eigentliche Motiv, in die Gewerkschaft zu kommen: „Ich wollte andere Kolleginnen kennenlernen und mit ihnen Freundschaft schließen, um mich nicht länger allein zu fühlen“. Wie sich auch bei unserem Mit(er)leben in der Gewerkschaft gezeigt hatte, spielen in diesem sozialen Raum die Gemeinsamkeit und das tägliche Miteinander, der Erfahrungsaustausch und das Besprechen persönlicher Probleme der einzelnen Frauen eine große Rolle.

In diesem gemeinsam gelebten Gewerkschaftsalltag entwickeln sich unter den Frauen Bekanntschaften und Freundschaften und damit für viele Hausangestellte zum ersten Mal in ihrem Leben dauerhafte gleichberechtigte soziale Beziehungen. Diesen freundschaftlichen Beziehungen messen die Gewerk-

schafterinnen einen großen Wert bei, wenn sie etwa betonen, daß für sie in der Gewerkschaft „die Kollegialität und die Kameradschaftlichkeit“ besonders wichtig seien.

Für die in der Mehrzahl ledigen und kinderlosen Frauen wird die Gewerkschaft sogar zum Ersatz der eigenen Familie, auf deren Gründung sie aufgrund ihrer Arbeitsbedingungen in vielen Fällen notgedrungen verzichten müssen. Die Vorsitzende drückt dies folgendermaßen aus: „Wenn wir schon keine eigene Familie haben, muß sich unsere Berufsgruppe wie eine Familie zusammenschließen. Und sei es auch nur, damit wir dort unser Leid klagen und uns aussprechen können“ (Lenira 1988, S. 232). Entsprechend der Rolle als Familienersatz unterscheiden sich die Aktivitäten von Hausangestelltengewerkschaften von denen anderer Gewerkschaften: Die Organisierung von Freizeitunternehmungen, Ausflügen, Picknicks und das Feiern von Festen und Geburtstagen nehmen einen großen Stellenwert ein.

Es wird also deutlich, daß Hausangestellte, die ihr Leben damit verbringen, die Reproduktion anderer, d.h. ihrer arbeitgebenden Familie, zu gewährleisten, selbst keinen Raum zur Sicherung ihrer eigenen, vor allen Dingen psychischen Reproduktion haben. Mary Garcia Castro stellt fest, „daß die Hausangestellte, die am Arbeitsplatz wohnt, keinen eigenen psychosozialen Raum hat, da ihr Arbeitsplatz das Heim der *patrões* ist und sie stets abrufbereit ist“ (1989b, S. 116). In Ermangelung einer eigenen Familie oder eines festen Freundeskreises bietet deshalb die Gewerkschaft für Hausarbeiterinnen die Möglichkeit einer solchen Reproduktion. Miriam Raja Gabaglia Preuss sieht in dieser psychosozialen Funktion sogar eine wesentliche Aufgabe von Hausangestelltengewerkschaften:

„Wir glauben, daß es in dem Maße zu einer Stärkung der Identität der Hausangestellten als professionell Berufstätige und als Person kommt, wie es den Klassenvereinigungen und ähnlichen Gruppen gelingt, die *patrões* als Quelle von Zuneigung und Unterstützung bei der Lösung persönlicher Probleme zu ersetzen“ (Preuss 1990, S. 44).

Hausangestelltenorganisationen sind sich dieses spezifischen Stellenwertes bewußt und betrachten ihn als wesentlichen Bestandteil ihrer Arbeit:

„Aber wir haben alle folgende Erfahrung gemacht: Wenn es uns gelingt, uns zu treffen, dann ist das eine Erleichterung; jede kann ungezwungen ihre Probleme erzählen oder der Kollegin zuhören, wenn diese ihre erzählt. Und wir entdecken, daß die Probleme der Kollegin unser aller Probleme sind. [...] Wir bekommen gemeinsam Mut, unserem Leben entgegenzutreten. Deshalb merken wir, daß die Freundschaft zwischen uns wächst, denn wir entdecken gemeinsam unseren Wert und erlangen

gemeinsam mit unseren Kolleginnen, die das, was wir entdeckt haben, noch nicht entdeckt haben, ein Bewußtsein über unsere Aufgabe“ (*Associação dos Empregados Domésticos do Recife* 1980, S. 1).

Anhand dieses Zitats wird nochmals deutlich, daß eine Spezifität von Hausangestelltenorganisationen darin besteht, „daß sie einen Raum schaffen, in dem sich ein kollektives Subjekt über Netze von affektiven und persönlichen Beziehungen bildet“ (Castro 1989a, S. 56).

Der Stellenwert von Körperarbeit

Im Zusammenhang mit der Rolle der Hausangestelltengewerkschaft als psychosozialer Raum zeigt sich, daß viele Wünsche und Bedürfnisse der Hausangestellten von ihrem Frausein geprägt sind. Dies zeigt sich insbesondere bei der Körperarbeit. Die eigene Reproduktion, das psychische Wohlbefinden sowie das Selbstwertgefühl hängen immer auch entscheidend ab vom individuellen Körpergefühl. Die Psychologin Annemie Blessing stellt fest, daß das Bild vom eigenen Körper zur Identitätsbildung beiträgt und nennt einige Gründe, die es Frauen erschweren, ein verlässliches Körperbild zu entwickeln:

„Die leibliche und psychische Identität einer Frau bildet sich im Spannungsfeld unterschiedlicher Bedeutungsebenen: Ihr Körperbild entwickelt sich aus der Gesamtheit der Körpererfahrungen und der Botschaften über ihre - weibliche - Körperlichkeit im Lauf ihrer persönlichen Lebensgeschichte. Diese sind geschlechtsspezifisch geprägt. Der weibliche Körper ist zudem Projektionsfläche männlicher Besitz- und Herrschaftsphantasien und greifbares Faustpfand männlicher Gewaltausübung. Die Beliebbarkeit der Zuschreibungen an den weiblichen Körper macht es Frauen so schwer, ihrer eigenen Körperwahrnehmung zu trauen. Ihr unmittelbares körperliches Befinden und ihre Körpersprache sind Ausdruck dafür, wie Fremdbestimmtheit und Bedrohung dem Körpererleben von Frauen buchstäblich eingefleischt sind“ (Blessing 1991, S. 191).

Körperarbeit bietet Frauen eine Chance, ihren Körperraum, aber auch dessen Grenzen kennenzulernen und für den Schutz dieser Grenzen besser sorgen zu können. Infolgedessen können Frauen beginnen, „ein Gefühl ihrer eigenen Würde zu entwickeln und nach außen kenntlich zu machen“ (ebd., S. 193). Gerade bei Hausangestellten zeigt sich, wie sehr die im Lauf ihrer Lebensgeschichte gemachten negativen Erfahrungen und fehlenden Möglichkeiten, ihren Körper positiv zu erleben, ihr Körperbild prägen.

In Gesprächen mit Gewerkschafterinnen wurde mir erzählt, daß Frauen, die jahrelang als Hausangestellte in einer Familie gearbeitet haben und sich dort

oft wie ein Objekt fühlen bzw. als eine funktionierende Arbeitsmaschine empfinden, auch ihren Körper als etwas wahrnehmen, das funktionieren muß, nur leider aufgrund der Arbeitsbelastungen oft nicht funktioniert.⁶ Daß Hausangestellte kein ausgeprägtes Gefühl für ihren Körper haben, liegt daran, daß sie ihn eben nur negativ in Form von Schmerzen wahrnehmen und ihn aufgrund des Fehlens positiver Körpererfahrungen und des Mangels an Möglichkeiten, die eigene Sexualität auszuleben, auch nicht positiv besetzen können. Vor allem nach Erfahrungen sexuellen Mißbrauchs durch die *patrões*, die Herren des Hauses, bzw. deren Söhne ist es für Hausangestellte schwierig bzw. fast unmöglich, ein positives Körperempfinden zu entwickeln.⁷

Der erste Versuch der Hausangestelltengewerkschaft von Recife, einen Kurs über Körperarbeit anzubieten, scheiterte nach Aussagen der Gewerkschaftsvorsitzenden in den 80er Jahren daran, daß die Thematisierung des eigenen Körpers und der Sexualität noch zu sehr tabuisiert war. Erst im Jahr 1990 beginnt die Hausangestelltengewerkschaft auf Anregung des Frauengesundheitszentrums SOS-Corpo⁸, das problematische Verhältnis von Hausangestellten zu ihrem Körper zu thematisieren. Seitdem findet unter Leitung einer Frau des Frauengesundheitszentrums einmal monatlich ein Kurs über Körperarbeit in der Gewerkschaft statt.

Bei der Teilnahme am zweiten Kurstermin konnten wir beobachten, daß die Frauen sehr schüchtern waren und den gymnastischen Übungen teilweise etwas skeptisch gegenüberstanden, weil dies, wie sie äußerten, für sie völlig neue Erfahrungen seien. Die Atmosphäre lockerte sich erst etwas, als die Kursleiterin sich auf die spezifischen Gesundheitsprobleme der Hausangestellten bezog, indem sie die einzelnen Frauen dazu aufforderte, über die Körperteile zu sprechen, die sie am meisten schmerzten. Anschließend bekamen die Frauen dann 'Hilfe zur Selbsthilfe', d.h. individuell abgestimmte Anleitungen zu Übungen, die sie insbesondere an ihrem Arbeitsplatz machen sollten, sowie Ratschläge, welche Körperhaltungen bei belastenden Tätigkeiten Gesundheitsschäden ver-

⁶ Es gibt meines Wissens kaum Literatur über berufsspezifische Arbeitsbelastungen von Hausangestellten. Die einzige, mir allerdings nicht vorliegende Untersuchung scheint zu sein: León, Magdalena (1989): *The invisible worker: Health conditions of the domestic worker in Colombia*. In: AARDP/PAHO (1989): *Mid-life and older women in Latin America and the Caribbean*. Washington, D.C.: AARDP y PAHO.

⁷ Hier muß angemerkt werden, daß es zum Thema 'Körperempfinden von Hausangestellten' meines Wissens keine Literatur gibt.

⁸ Zur Rolle des Frauenzentrums SOS-Corpo in der brasilianischen Frauengesundheitsbewegung vgl. Schultz 1990, bezüglich einer Zusammenfassung der Bevölkerungspolitik und Frauengesundheitsbewegung in Brasilien vgl. Schultz 1991.

meiden helfen. Mittlerweile wird diese Körperarbeit von den Gewerkschafterinnen geschätzt.

Wie die an dem Kurs teilnehmenden Frauen betonen, nehmen sie dort nicht nur ihren Körper, sondern auch ihr ganzes Selbst erstmals bewußt bzw. anders wahr und lernen es, auf ihre Körpersignale zu achten und diese ernst zu nehmen. Wie sich schon anhand der ersten Eindrücke von diesem Kurs zeigt, kann die Aufarbeitung des Körperbewußtseins von Hausangestellten zur Entwicklung ihres Selbstbewußtseins einen Beitrag leisten. Ursula Krechel beschreibt die Erfahrungen eines Mitgliedes einer amerikanischen Frauengruppe mit Körperarbeit: „Für eine Frau, die ihr Bewußtsein darüber erweitert, was es bedeutet, ein Mensch und eine Frau zu sein, beginnt das Selbstbewußtsein häufig mit der Neueinschätzung des eigenen Körpers“ (Krechel 1983, S. 56). Die Entwicklung einer an den individuellen Bedürfnissen orientierten Körperarbeit ist den Gewerkschafterinnen m.E. nur möglich, weil die Hausangestelltengewerkschaft ein Ort ist, an dem Frauen unter sich sind. „Räume - als ständige 'Aufenthaltsorte des Körpers' - üben einen entscheidenden Einfluß auf die Empfindung vom/auf den Umgang mit dem eigenen Körper aus“ (Kennel 1993, S. 98). Ausgehend davon, daß „es entscheidend für das Verhältnis zum eigenen Körper ist, wo eine sich bewegt“ (ebd.), läßt sich argumentieren, daß den Gewerkschafterinnen die Auseinandersetzung mit ihrem Körperbewußtsein erst in den Strukturen eines Frauenraums möglich war.

4. Die Gewerkschaft als Frauenraum

Daß die Gewerkschaft zu einem Ort wird, an dem auf die Bedürfnisse der partizipierenden Frauen eingegangen wird und an dem sie psychosoziale Fürsorge erfahren, hängt eng damit zusammen, daß es sich um einen Frauenraum handelt. Dieser Frauenraum ergibt sich zunächst zwangsläufig aus der Tatsache, daß Hausangestellte eine fast ausschließlich weibliche Berufsgruppe darstellen. Das allein reicht jedoch nicht aus, um die Gewerkschaft als Frauenraum zu bezeichnen. Welche Faktoren dazu beitragen, daß dieser soziale Raum zu einer „Form gelebter Frauenkultur“ (Nadig 1991) wird, soll im folgenden dargestellt werden.

Meinen Beobachtungen zufolge ist die Hausangestelltengewerkschaft in Recife eindeutig als ein von und durch Frauen geprägter Raum anzusehen. Im Gegensatz zu anderen von männlichem Dominanzverhalten und Machismus bestimmten Arbeits- und Lebenszusammenhängen wird von den Frauen in der Gewerkschaft Persönliches und Privates nicht ausgeklammert, sondern in die politische Arbeit integriert. Im Gewerkschaftsalltag nimmt das Besprechen persönlicher Probleme und Erfahrungen, das gegenseitige Trösten und Sich-Bestärken einen so großen Stellenwert ein, daß für die Frauen ein Prozeß der

Selbsterfahrung möglich wird. Diese spezifische Bedeutung der Gewerkschaft für die einzelnen Frauen läßt sich m.E. mit den Erfahrungen vergleichen, die die Frauen der bundesrepublikanischen und amerikanischen Frauenbewegung⁹ in den zu Beginn der 70er Jahre entstandenen Selbsterfahrungsgruppen machten. In deren Praxis hatte sich gezeigt, „daß Frauen offenbar ein bisher ungestilltes Bedürfnis haben, über sich selbst zu reden, anderen Frauen zuzuhören und dabei das Gemeinsame ihrer Sorgen und Konflikte zu entdecken“ (Menschik 1985, S. 90). Selbsterfahrung wurde als Prämisse für eine neue politische Praxis von Frauen entdeckt, denn diese zeige, „wie man den Frauen ‘geben’ kann, was sie ‘brauchen’, bevor man über Politik redet - wiewohl auch das Politik ist“ (Chesler 1975, zit. n. Krechel 1983, S. 44). Wie Krechel weiter ausführt, wird in Selbsterfahrungsgruppen „Reden, Gefühle äußern, [...] als ein Entladungsmechanismus empfunden, der für jede einzelne Frau Spuren eines kathartischen Prozesses in sich trägt“ (ebd.). Ein Zusammenspiel von Privatem und Politischem, wie es damals von Feministinnen propagiert wurde, läßt sich auch in der Hausangestelltengewerkschaft in Recife beobachten.¹⁰

In der Gewerkschaft sind zwar gelegentlich auch einige Männer anwesend, so z.B. der Hausangestellte João P. P. bzw. der Rechtsanwalt Dr. Antônio Carlos. Diese spielen aber keine wesentliche Rolle, da das Gewerkschaftsleben eindeutig von den Frauen bestimmt wird. Mit Frauenraum ist hier also kein Männer ausschließender Raum gemeint, sondern ein von Frauen dominierter Raum. Die Frauen schaffen sich ihren eigenen Bedeutungsraum und heben sich vom weit verbreiteten Frauenverhalten ab, wo das Denken, Reden und Fühlen,

⁹ Im folgenden beziehe ich zum Vergleich des öfteren Erfahrungen der westeuropäischen speziell der bundesrepublikanischen sowie der amerikanischen Frauenbewegung mit ein, da m.E. von diesen entscheidende Impulse für die feministische Theoriebildung und Praxis ausgingen.

¹⁰ Nicht zuletzt war diese Mischung aus Privatem und Politischen, die meiner Projektpartnerin und mir aus bundesrepublikanischen Frauenzusammenhängen vertraut war, ein Grund dafür, daß wir uns in der Gewerkschaft sehr schnell integriert fühlten. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Ich gehe nicht davon aus, daß das Persönliche automatisch auch politisch ist. Maria Amélia Teles nimmt in ihrer Analyse der brasilianischen feministischen Bewegung zu zehn Mythen des lateinamerikanischen Feminismus, die sich m.E. auf den Feminismus allgemein übertragen lassen, kritisch Stellung und stellt fest, die Behauptung, das Persönliche sei automatisch auch politisch, "hat einen wahren Kern, wenn der Feminismus die 'künstliche Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit' kritisiert. Aber wer so extrem behauptet, alles Persönliche sei 'automatisch politisch', läuft Gefahr, willkürlich in das Privatleben anderer einzugreifen und die individuellen Freiheiten zu mißachten, die jede von uns garantiert haben möchte und die eine entscheidende Grundlage für ein harmonisches Zusammenleben sind" (1994, S. 125).

insbesondere dann, wenn Frauen unter sich sind, oft nur um den Mann kreist.¹¹ So zeigt sich beispielsweise auch, daß die Frauen, die eine Beziehung zu einem Mann haben, diese in der Gewerkschaft nie thematisieren, auch wenn sie dort alle übrigen persönlichen Belange miteinander besprechen.¹²

Nun stellt sich die Frage, ob die Gewerkschaft von den partizipierenden Frauen selbst als ein Frauenraum wahrgenommen wird. Die Vorsitzende stellt zunächst einmal fest, daß sich die Hausangestelltengewerkschaft aufgrund des hohen Frauenanteils von anderen Gewerkschaften unterscheidet: „Das Problem ist, daß wir etwas ganz anderes haben, wir haben das Problem, daß wir Frauen sind, nicht wahr? Eine enorme Anzahl von Frauen, und das ist etwas ganz anderes als bei den anderen Gewerkschaften“ (Alves et al. 1990, S. 64). Warum Lenira M. de C. dies allerdings als ein Problem sieht, geht aus dem Kontext des Zitats nicht hervor. In einem anderen Zusammenhang bedauert sie jedoch, daß es in der Berufsgruppe kaum Männer gibt. Denn wenn dem so wäre, könnten junge Frauen u.U. leichter für ein Engagement in der Gewerkschaft gewonnen werden. Es zeigt sich also, daß die Frauen die Hausangestelltengewerkschaft nicht explizit zu einem Frauenraum erklären.

In den folgenden Aussagen wird allerdings deutlich, daß die Gewerkschaft als ein Frauenraum geschätzt wird, jedoch eher 'unbewußt': Aufschlußreich ist insbesondere eine Äußerung, die die Gewerkschafterin Nila C. dos S. bei einem Abendessen in der Gewerkschaft machte. Sie nahm die typische Atmosphäre, die in der Küche herrschte, das ständige fröhliche und laute Durcheinanderreden der Frauen, das Gelächter, kurzum die gute Stimmung, zum Anlaß, vor allem uns Besucherinnen gegenüber zu erklären: „Hier gibt es nur Frauen. Das ist ein Haus von Frauen“. In Anbetracht des Kontextes dieses Zitats wird deutlich, daß sie sich damit nicht auf die objektiven Gegebenheiten der hohen Frauenanzahl in der Gewerkschaft bezieht, sondern auf ein bestimmtes Klima unter den Frauen. Auch die Vorsitzende Lenira M. do C. stellt fest, daß in der Gewerkschaft eine spezifische Frauen-Atmosphäre herrscht: Auf die Frage, wie

¹¹ Dieses Phänomen wird z.B. in dem amerikanischen Spielfilm "Frauen" (1939; Regie: George Cukor; Darstellerinnen: Joan Crawford, Norma Shearer, Rosalind Russel, Paulette Goddard u.a.) auf die Spitze getrieben: 132 Filmminuten gehören ausschließlich Frauen, die kein anderes Thema haben als Männer.

¹² Es ist möglich, daß die Frauen ihre Beziehungen zu Männern nicht erwähnen, da sexuelle Beziehungen generell ein Tabu-Thema sind. Dennoch hat es bei einigen Frauen den Anschein, als würden sie bewußt ihre Beziehung zu Männern und die diese betreffenden Themen aus ihrem Frauenraum ausklammern. Selbst wenn ihnen bekannte Männer in den Gewerkschaftsräumen anwesend sind, werden diese oft scheinbar nicht beachtet. So stellte sich für uns z.B. erst nach etwa zwei Monaten unseres Aufenthaltes heraus, daß ein Mann, der in regelmäßigen Abständen zum Abendessen in der Gewerkschaft vorbeikam, der Freund einer Gewerkschafterin war.

sie sich erkläre, daß die Beteiligung an den Mitgliederversammlungen im Gegensatz zu anderen Gewerkschaften in Recife doch relativ hoch sei, antwortet sie, das läge daran, daß sie eine Frauengewerkschaft seien und „[...] Frauen eine ganz andere Atmosphäre schaffen, nicht wahr? Die Tatsache, daß wir eine Frauengewerkschaft sind..., also unter Frauen herrscht immer eine andere, eine tolle Stimmung“.

Ein Frauenraum mit feministischem Konzept?

Die hiesige Frauenbewegung mißt separaten Frauenräumen einen feministischen Stellenwert bei. Deshalb stellten wir uns die Frage, ob nicht auch dem von uns besuchten Frauenraum der Gewerkschaft in Recife ein feministisches Konzept zugrunde liegen könnte. Im folgenden soll deshalb der Frage nachgegangen werden, ob die Frauen der Hausangestelltengewerkschaft in ihrer Arbeit eine feministische Dimension sehen bzw. inwieweit die Bereitschaft zu einer solchen theoretischen Reflexion überhaupt gegeben oder gewünscht ist.

Wie gezeigt wurde, ist nicht allen Frauen der Stellenwert der Gewerkschaft als Frauenraum bewußt. Solche Reflexionen scheinen zunächst auch wenig naheliegend, haben Hausangestelltenorganisationen doch nicht die Vorstellung eines selbstgewählten, bewußten und Männer ausschließenden Raumes von Frauen. Im Gegensatz etwa zu Teilen der bundesdeutschen oder auch amerikanischen Frauenbewegung, in denen heftige Diskussionen um den Ausschluß von Männern geführt wurden bzw. werden, strebt diese Organisation von Frauen keine Grenzziehungen an. Denn obwohl Männer partizipieren, werden sie in diesem Frauenzusammenhang nicht als störend empfunden. Von zentraler Bedeutung ist für die Frauen in der Gewerkschaft eher, daß sie als Frauen den Raum gestalten.

In Brasilien ist die Entwicklung eines politischen Verständnisses von Frauenräumen jedoch auch erschwert, weil die Hauptströmungen der brasilianischen Frauenbewegungen einer separaten Frauenkultur keinen Wert beimessen.¹³

¹³ In Brasilien praktizieren als einzige Frauengruppen Lesben einen Ausschluß von Männern. Vor allem in Rio de Janeiro und São Paulo gibt es politische Zusammenschlüsse von Lesben. Die Aktionsgruppe lesbischer Feministinnen GALF in São Paulo ist auch Herausgeberin einer Zeitschrift, die zu Beginn ihres Erscheinens den Titel "O outro olhar" (Der andere Blick) trug und heute "Chana com chana" (Möse mit Möse) heißt. Diese Zeitschrift, die im übrigen das einzige öffentliche Organ der Lesbenbewegung in Brasilien ist, setzt sich mit feministischer Theorie und Praxis auseinander und trägt wesentlich dazu bei, die Vorstellungen über neue Formen weiblicher Sexualität zu erweitern. Lesbengruppen "kritisierten den gesellschaftlichen Zwang zur Heterosexualität und eine rein pornographische Sichtweise von Homosexualität" (Teles 1994a, S. 108), denn selbst innerhalb der Frauenbewegungen fiel es offenbar schwer, "lesbische Sexualität als ein Recht und eine legitime sexuelle Option von Frauen zu verstehen" (ebd.).

Wie sich bei meiner Teilnahme am 9. Nationalen Feministischen Treffen 1987 in Garanhuns (Pernambuco) zeigte, sind bei Frauenkongressen in Brasilien, obgleich 'nur' in den Vollversammlungen, auch Männer präsent. Auseinandersetzungen in Arbeitsgruppen über die Bedeutung separater Frauenräume, wie etwa Frauencafés, Frauenbuchläden etc. endeten auf seiten brasilianischer Frauen mit der Feststellung: „Ein Fest ohne Männer taugt nichts“. Schließlich wurde auf diesem Kongreß, wo 700 Frauen drei Tage lang über das Thema „Was ist Feminismus?“ diskutierten, deutlich, daß das politische Verständnis brasilianischer Feministinnen von einer „luta integrada“, d.h. von einem Kampf zusammen mit Männern, ausgeht.

An dieser Stelle soll nicht im einzelnen auf die Entwicklung des Feminismus in Brasilien bzw. auf die Bandbreite feministischer Strömungen eingegangen werden (vgl. hierzu Alvarez 1989, Beck 1982, Hahner 1982, Sarti 1989, Soares 1987, Teles 1994a, Teles 1994b). Dennoch sollen einige Aspekte feministischer Politik erwähnt werden: Im allgemeinen spreche ich immer von den Frauenbewegungen, da die brasilianische Frauenbewegung durch eine große Heterogenität gekennzeichnet ist (vgl. insbesondere Stucke 1991, Sarti 1989). Das bedeutet, daß die feministische Bewegung, die sich vor allem aus Frauen der Mittelschicht zusammensetzt, in undogmatischer Weise eng mit anderen Frauenbewegungen, wie etwa den Frauen in den Basisbewegungen, den Gewerkschaften oder Parteien, zusammenarbeitet und in dieser Vielfalt die Stärke der Bewegung begründet sieht. Gleichzeitig heißt das, daß die Frauenfrage nicht isoliert betrachtet werden kann, sondern in den Kampf für soziale und ökonomische Veränderungen integriert werden muß (vgl. Teles 1994a, S. 119f.). Lateinamerikanische Feministinnen wenden sich in der Mehrzahl gegen eine reine weibliche Identitätspolitik, denn es reicht nicht aus, „Frau zu sein und sich als Frau zu fühlen, um Feministin zu werden. Dazu gehört, sich in einer Politik zu engagieren, die davon ausgeht, daß Frauen und Männer für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Veränderungen verantwortlich sind, die zur Frauenbefreiung notwendig sind“ (ebd., S. 125). Demzufolge wird in der feministischen Debatte Brasiliens das Konzept einer Gleichzeitigkeit der Kämpfe (gegen Rassendiskriminierung, Klassenherrschaft und die patriarchale Gesellschaftsordnung) präferiert, wobei Frauen sich auf ihre Weise, durch Entwicklung einer neuen autonomen politischen Praxis, daran beteiligen sollen.¹⁴

¹⁴ In Brasilien wird hier eine Diskussion fortgesetzt, die auf dem IV. Interkontinentalen Lateinamerikanischen Feministintreffen 1987 in Mexiko geführt wurde. An diesem Treffen hatten, genau wie in Brasilien, nicht mehr ausschließlich feministische Gruppen teilgenommen, sondern erstmals auch Frauen aus den Volks- und Basisorganisationen, linken Parteien und Befreiungsbewegungen. Dies spiegelte "einerseits die Annäherungsprozesse zwischen Frauen unterschiedlichster Gruppierungen wieder, führt[e] aber faktisch auch zu großen Auseinandersetzungen über die verschiedenen und teilweise gegensätzlichen Vorstellungen von Politik,

Eine bewußte Wahrnehmung der feministischen Dimension ihres Frauenraumes wird für die Gewerkschafterinnen auch aufgrund allgemeiner Vorurteile gegenüber dem Feminismus erschwert. Zum Beispiel hat der Feminismus in Lateinamerika gegen das weit verbreitete Vorurteil anzukämpfen, alle Feministinnen seien Lesben.¹⁵ Goldberg stellt fest, daß der hohe Anteil von Lesben in einer Strömung der lateinamerikanischen Frauenbewegungen Ende der 70er Jahre dazu beigetragen hat, „das Stigma, mit dem das Wort ‘Feminismus’ in den lateinamerikanischen Gesellschaften noch immer versehen ist und welches sehr viele Frauen von organisierten Gruppen fernhält, zu verstärken“ (Goldberg 1982, S. 96).¹⁶

In der Hausangestelltengewerkschaft setzt sich die Vorsitzende als einzige mit dem Feminismus auseinander, was sicher auf ihre langjährige Mitarbeit im Frauengesundheitszentrum SOS-Corpo zurückzuführen ist, welches zusammen mit den Frauenzentren in São Paulo und Rio de Janeiro als ein wichtiges Forum feministischer Diskussionen in Brasilien gilt. Von ihrer Auseinandersetzung mit dem Feminismus erfuhren wir allerdings nur durch konkretes Nachfragen. Unsere Frage, ob die Gewerkschaftsarbeit nicht einem feministischen Verständnis entspreche, kam für sie zunächst unerwartet. Aufgrund ihres anfänglichen Zögerns befürchteten wir schon, ihr und ihrer Arbeit zu sehr unsere (westeuropäischen feministischen) Maßstäbe anzulegen.¹⁷ Dann äußerte

Feminismus und Befreiung“ (Burkhard 1994, S. 80). Zur Kritik des "mujerismo", d.h. einer ausschließlich weiblichen Identitätspolitik von Frauen, zur Unterscheidung in eine "mujeristische" und feministische Politik sowie zur Einschätzung der Bündnispraxis von Frauen in Mexiko vgl. Burkhard 1994.

¹⁵ Hierbei zeigt sich auch, in welchem Maße Lesben in lateinamerikanischen Gesellschaften diskriminiert werden. Selbst innerhalb der Frauenbewegungen werden sie mit dem Vorwurf des Radikalismus nicht vollständig akzeptiert.

¹⁶ Goldberg ist im übrigen meiner Materialgrundlage zufolge die einzige Autorin, die die negative Besetzung des Begriffs Feminismus in Lateinamerika thematisiert. In der Befragung von weiblichen Kandidatinnen für die verfassungsgebende Versammlung stößt Tabak zwar bei der Mehrzahl der Frauen auch auf die Ablehnung des Etiketts 'Feministin', untersucht diese Problematik jedoch nicht (vgl. 1989, S. 122ff.). Eine genauere Analyse der Faktoren, die zur Stigmatisierung dieses Begriffs führen, wäre allerdings angebracht, um bei den sich vom Feminismus abgrenzenden Teilen der lateinamerikanischen Frauenbewegungen gezielter eine Zusammenarbeit in Angriff nehmen zu können. 'Die Vielfalt in der Einheit' würde dann nicht nur zum Schlagwort verkommen, sondern auch Folgen für die politische Praxis von bewegten Frauen haben.

¹⁷ Ulben-Schmidt nennt als in Deutschland lebende Frau der sog. Dritten Welt mehrere Gründe, die die Solidarität zwischen deutschen und ausländischen Frauen behindern (o.J.). Deutschen Frauen wirft sie vor, Arbeits- und Lebensbedingungen ausländischer Frauen oft nicht verstehen zu können bzw. zu wollen, da sie diese, bewußt oder unbewußt, mit eigenen Maßstäben beurteilen würden (ebd., S. 6).

sie sich jedoch sehr präzise über ihr Verhältnis zum Feminismus: „[...] feministisch ist das nicht, das ist eine Arbeit mit Frauen. Nun, wir können nicht selbst die Ideologie des Feminismus entdecken. Also wie willst du eine Ideologie vermitteln, die du noch nicht hast? Es dauerte lange, bis ich das selbst wußte.“ Lenira M. de C. macht u.a. die dem Feminismus anhaftenden Vorurteile dafür verantwortlich, daß weder in der Berufsgruppe noch in der Gewerkschaft über Feminismus diskutiert wird:

„Wir vermitteln das nicht, weil wir uns da nicht auskennen, und auch wegen der Vorurteile, nicht wahr, daß Feministinnen Lesben sind [...]. In unserer Berufsgruppe sprechen die Mädchen kaum darüber [...]. Wir reden viel über die Frauenbewegung. Aber wenn wir von diesem Feminismus sprechen, sprechen die Mädchen nicht über diese Dinge. Aber in den anderen Frauenbewegungen ist das sehr ausgeprägt, diese Sache, lesbisch zu sein.“

An dieser Aussage ist im übrigen auch interessant, daß Lenira M. de C., indem sie von „den anderen Frauenbewegungen“ spricht, impliziert, daß die Hausangestelltengewerkschaft eine Frauenbewegung ist. Aber dieser Punkt wird von den Gewerkschafterinnen weder reflektiert noch diskutiert.

Für Hausangestellte ergibt sich bei der Zusammenarbeit mit Teilen der Frauenbewegungen aber auch das Problem der unterschiedlichen Klassenzugehörigkeit. Denn den Mittelschichtsfrauen, von denen die feministische Bewegung hauptsächlich getragen wird, ist die Befreiung von ihrer Doppelbelastung durch außerhäusliche Erwerbsarbeit und unbezahlte Reproduktionsarbeit oft nur durch die Beschäftigung einer Hausangestellten möglich.¹⁸ Auf dieses Problem der Emanzipation einer Frau durch die Benutzung bzw. Diskriminierung einer anderen machen mehrere Autorinnen aufmerksam (vgl. Duarte 1989; Melo 1989; Saffioti 1978, S. 162; Castro 1989a, S. 54; Azeredo 1989, S. 199ff.). Sie kritisieren, daß dadurch die Ideologie der geschlechtlichen Arbeitsteilung verstärkt werde, da die Zuweisung der Hausarbeit als Frauenarbeit nicht in Frage gestellt würde. Die Rolle der Mittelschichtsfrau, nämlich die Unterordnung einer anderen Frau anzuordnen, würde zudem dem Kampf von Frauen für Gleichheit widersprechen (vgl. Duarte 1989, S. 199). Solidarität zwischen Hausangestellten und Feministinnen ist auch aufgrund der Rassentrennung kaum möglich:

¹⁸ In diesem Zusammenhang weist Isis Duarte auch auf die Vorsicht hin, die bei der Übertragung von Erklärungsmustern für die Unterdrückung der Frau aus den entwickelten Ländern in die sog. Entwicklungsländer geboten ist. So würde die unhinterfragte Übernahme der These vom doppelten Arbeitstag als theoretischer Kategorie ein besseres Verständnis der Situation von erwerbstätigen Frauen wie den Hausangestellten eher verhindern (Duarte 1989, S. 197f.).

„In Brasilien haben schwarze Frauen die Existenz und das Funktionieren von feministischen Organisationen ermöglicht, indem sie den weißen Frauen die Befreiung von ihren häuslichen Pflichten und der Kindererziehung garantieren, Rollen, die in deren Haushalten unterdessen von Hausangestellten übernommen wurden“ (Gonçalves e Silva 1990, S. 225).¹⁹

Das konflikträchtige Verhältnis zwischen einer oft weißen feministischen *patroa* und 'ihrer' in der Regel schwarzen Hausangestellten ist noch immer ein offenes Problem für die feministische Bewegung. Eine Chance für eine produktive (politische) Zusammenarbeit bestünde in der Thematisierung und Diskussion des Verhältnisses *patroa* - Hausangestellte auf seiten der feministischen Bewegung und einer direkten Auseinandersetzung mit der Hausangestelltenbewegung.

Der Frauenraum aus ethnopschoanalytischer Sicht

Wie bisher deutlich wurde, nehmen die aktiven Frauen die Gewerkschaft weder, zumindest nicht bewußt, als Frauenraum wahr, noch ist ein feministisches Selbstverständnis Grundlage ihrer Arbeit. Trotzdem ist die Hausangestelltengewerkschaft m.E. eine Form gelebter Frauenkultur im Sinne Maya Nadigs (1991). Das Erkenntnisinteresse einer ethnopschoanalytischen Untersuchung, die Nadig zusammen mit anderen in einem Schweizer Dorf durchführte, bestand darin, herauszufinden, in welcher „Art und Weise [...] Frauen in der Industriegesellschaft die bestehenden kulturellen Muster benutzen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ihr Selbstwertgefühl zu regulieren und die Gesellschaft im Sinne eigener Interessen zu verändern“ (1991, S. 36f.). Obwohl diese Untersuchung in einer Industriegesellschaft durchgeführt wurde, lassen sich die Ergebnisse und theoretischen Ableitungen, wie im folgenden deutlich wird, auch auf einen unter strukturell ganz anderen Bedingungen in einem sogenannten Schwellenland entstandenen Frauenraum übertragen.

Nadig definiert als Frauenräume alle außerfamiliären Gruppen von Frauen (Nadig 1991, S. 37f.). Sie stellt fest, daß Frauenräume der Frau helfen, „ihre soziale und persönliche, also auch geschlechtsspezifische Identität aufrechtzuerhalten und im sozialen Wandel zu modifizieren“ (ebd., S. 39). Im Fall der Hausangestelltengewerkschaft zeigt sich, daß es sich um einen Frauenraum handelt, welcher nicht nur die Aufrechterhaltung der Identität der Frauen för-

¹⁹ „No Brasil, mulheres negras permitiram a existência e o funcionamento das organizações feministas, ao garantir às mulheres brancas a libertação das tarefas domésticas e do cuidado das crianças, papéis que assumiram nos lares daquelas enquanto empregadas domésticas.“

dert, sondern diese in vielen Fällen überhaupt erst herstellt, wenn Frauen sich dort beispielsweise erstmals als Menschen mit einem Recht auf menschenwürdige Behandlung erfahren bzw. wenn sie die Gewerkschaft als konstituierendes Moment für ihre Persönlichkeitsentwicklung darstellen.

Die große Bedeutung von Frauenräumen steht bei Nadig auch im Zusammenhang mit der aus der Psychoanalyse gewonnenen Erkenntnis, daß der Gegensatz von Familie und Kultur wesentlich ist für die Identitätsbildung einer Person. Die Ablösung von der arbeitgebenden Familie und die Besetzung von Räumen in der Öffentlichkeit ist gerade für Hausangestellte besonders schwierig. Dadurch, daß die Hausangestelltengewerkschaft für die partizipierenden Frauen oft die einzige Möglichkeit eines Ortes der öffentlichen Kultur repräsentiert, kommt ihr als regulativer Instanz innerhalb des Identitätsfindungsprozesses von Hausangestellten eine zentrale Bedeutung zu: So stellt Nadig fest, daß in Frauenräumen

„[...] Erfahrungen geteilt, Einstellungen bemessen und Sachkompetenzen entwickelt [werden]. Dabei handelt es sich um eine ganz besondere Art von Sachumgang: er beinhaltet immer auch den Bezug zu den eigenen Erfahrungen, Arbeitszusammenhängen und Bedürfnissen. [...] Diese Frauenräume stellen in jedem Frauenleben ein zentrales Regulativ dar, das der Frau hilft, mit ihrer konkreten Alltagssituation, ihrer strukturellen Entwertung, ihren Krisen und ihrem Selbstwertgefühl besser fertig zu werden“ (Nadig 1991, S. 55f.).

Nadig kommt zu dem Schluß, daß „Frauenräume [...] eine Notwendigkeit im Leben jeder Frau [sind]. [...] Sie dienen der Spiegelung und Verarbeitung ihrer geschlechtsspezifischen Erfahrungen in der Gesellschaft. Gleichzeitig findet im Rahmen der gemeinsamen Aktivitäten immer auch ein *Verarbeiten* und *Umformen von gesellschaftlichen Erfahrungen* statt“ (Nadig 1991, S. 40). Diese Gleichzeitigkeit der eher nach außen gerichteten gesellschaftspolitischen Aktivitäten und der psychosozialen Funktion ‘nach innen’, d.h. der subjektiven Bedeutung für die partizipierenden Frauen, kann bei der Hausangestelltengewerkschaft beobachtet werden. Nadigs These von der Notwendigkeit eines solchen Frauenraums im Leben von Frauen wird anhand der Aussage der Gewerkschafterin Carmelita de O. veranschaulicht und damit in ihrer Gültigkeit auch für die anderen aktiven Gewerkschafterinnen erhärtet:

„Ich habe nie sehr gründlich mitgemacht, aber es ist sehr wichtig für mich, ohne die Gewerkschaft wäre das Leben für mich 90% weniger wert, denn ich bin allein in der Welt, ohne etwas zu haben, an das ich mich halten kann. [...] Und wenn ich auf irgend etwas einmal keine Antwort weiß, dann weiß ich, wo ich mir die holen kann, wenn ich ir-

gendeinen Zweifel habe, dann komme ich hierhin. Das ist eine Kraft für mich, ohne die Gewerkschaft kann ich nicht mehr leben“ (Alves et al. 1990, S. 52).

Bibliographie

APNs - Agentes de Pastoral Negros (Hrsg.) (1990): *Mulher Negra: Resistência e Soberania de uma Raça*. Petrópolis: Vozes.

Alvarez, Sonia E. (1989): „Women's Movements and Gender Politics in the Brazilian Transition.“ In: Jaquette, Jane S. (Hrsg.) (1989): *The Women's Movement in Latin America. Feminism and the Transition to Democracy*. Boston; London; Sydney; Wellington: Unwin Hyman, S. 18-71.

Alves, Esmeralda Meireles/Loiola, Lenita de Menezes/Chaves, Lucileide Maria/Ferraz, Míriam Bezerra/Vila Nova, Mônica Silva (1990): *A participação da trabalhadora doméstica no processo de transformação social*. Recife: Universidade Católica de Pernambuco, Centro de Ciências Sociais, Departamento de Sociologia.

Associação dos Empregados Domésticos do Recife (1980): *Manifesto da Associação das Domésticas sobre salário e carteira assinada. Resultados de uma pesquisa*. Recife.

Azeredo, Sandra Maria da Mata (1989): „Relações entre empregadas e patroas: reflexões sobre o feminismo em países multiraciais.“ In: Costa, Albertina de Oliveira/Bruschini, Cristina (Hrsg.) (1989): *Rebelião e submissão. Estudos sobre condição feminina*. São Paulo: Vértice, Editora Revista dos Tribunais, Fundação Carlos Chagas, S. 195-220.

Beck, Leda (1982): „Le mouvement des femmes au Brésil: de la lutte générale en féminisme.“ In: *Cahiers des Amériques Latines*, 26, S. 59-69.

Blessing, Anemie (1991): „Die Arbeit mit dem Körper.“ In: Bilden, Helga (Hrsg.) (1991): *Frauentherapie Handbuch*. München: Frauenoffensive, S. 191-195.

Bruschini, Cristina (1990): „Crescimento e crise. Trabalho das brasileiras, paulistas e nordestinas, de 1970 a 1985.“ In: *Ciência e Cultura*, 42, 3/4, S. 226-247.

Burkhard, Christiane (1994): „Frauenbündnisse in Mexiko. Experimente politischer Partnerinnenschaft.“ In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 17, 36, S. 69-80.

Castro, Mary Garcia (1989a): „Empregadas domésticas. A busca de uma identidade de classe.“ In: *Cadernos do CEAS*, 123, S. 49-58.

Castro, Mary Garcia (1989b): „What is bought and sold in Domestic Service? The Case of Bogotá: a Critical Review.“ In: Chaney, Elsa M./Castro, Mary Garcia (Hrsg.) (1989b): *Muchachas no More. Household Workers in Latin America and the Caribbean*. Philadelphia: Temple University Press, S. 105-126.

Chaney, Elsa M./Castro, Mary Garcia (Hrsg.) (1989): *Muchachas no More. Household Workers in Latin America and the Caribbean*. Philadelphia: Temple University Press.

- Díaz Uriarte, Adelinda (1989): „The Autobiography of a Fighter (Peru).“ In: Chaney, Elsa M./Castro, Mary Garcia (Hrsg.) (1989): *Muchachas no more. Household Workers in Latin America and the Caribbean*. Philadelphia: Temple University Press, S. 389-406.
- Duarte, Isis (1989): „Household Workers in the Dominican Republic. A Question for the Feminist Movement.“ In: Chaney, Elsa M./Castro, Mary Garcia (Hrsg.): *Muchachas no more. Household Workers in Latin America and the Caribbean*. Philadelphia: Temple University Press, S. 197-219.
- Eitel, Christiane (1995): *Die Hausangestelltengewerkschaft von Recife/Brasilien. Sem o sindicato eu não sei viver mais não*. Diplomarbeit. Berlin: Freie Universität, Institut für Soziologie.
- Goldberg, Anette (1982): „Espaces féminins et espaces féministes en Amérique Latine: quelques réflexions.“ In: *Cahiers des Amériques Latines*, 26, S. 91-101.
- Gonçalves e Silva, Petronilha Beatriz (1990): „Organização das mulheres negras hoje.“ In: *Revista de Cultura Vozes*, 84, 2, S. 220-226.
- Hahner, June E. (1982): „'Women's Place' in Politics and Economics in Brazil Since 1964.“ In: *Luso-Brazilian Review* XIX, 1, S. 83-91.
- Kennel, Odile (1993): *„Eine bestimmte Ausstrahlung...“ - Körper-(Selbst-) Bilder von Lesben*. Magisterarbeit. Tübingen: Eberhard-Karls-Universität, Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft.
- Kennel, Odile/Eitel Christiane (1991): *„O sindicato é salvação, é pai, mãe, avó, avó, é o marido que não deu...“ - Die Hausangestelltengewerkschaft von Recife*. Berlin: ASA-Programm der Carl-Duisberg-Gesellschaft.
- Krechel, Ursula (1983): *Selbsterfahrung und Fremdbestimmung. Bericht aus der neuen Frauenbewegung*. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Lenira (1988): „Zeugnis einer Hausangestellten.“ In: Dörfler, Anneli/Andrade, Dorit Gasiorowski de/Röper, Christina/Wuttke, Gisela (Hrsg.) (1988): *... dazwischen liegen Welten... Frauenstudienvorhaben in Afrika, Asien und Lateinamerika*. ASA-Studien, 15. Saarbrücken, Fort Lauderdale: Breitenbach, S. 217-239.
- Melo, Hildete Pereira de (1989): „Feminists and Domestic Workers in Rio de Janeiro.“ In: Chaney, Elsa M./Castro Mary Garcia (Hrsg.) (1989): *Muchachas no More. Household Workers in Latin America and the Caribbean*. Philadelphia: Temple University Press, S. 245-267.
- Menschik, Jutta (1985): *Feminismus. Geschichte, Theorie, Praxis*. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Nadig, Maya (1991): „Frauenräume - Formen gelebter Frauenkultur. Einige Ergebnisse aus einer ethnopsychoanalytischen Untersuchung in der eigenen Kultur.“ In: *Ethnopsychoanalyse 2. Herrschaft, Anpassung, Widerstand*. Goldy Parin-Matthèy zum 80. Geb. und Paul Parin zum 75. Geb. gewidmet. Frankfurt/M.: Brandes & Apsel, S. 36-57.
- Olben-Schmidt, L.-L. (o.J.) (Kopie): *Probleme in der Zusammenarbeit von ausländischen und deutschen Frauen*. Quelle unbekannt.
- Preuss, Miriam Raja Gabaglia (1990): „Emprego doméstico: um lugar de conflito.“ In: *Cader-nos do CEAS*, 128, S. 41-45.
- Saffioti, Heleith Iara B. (1978): *Emprego doméstico e capitalismo*. Petrópolis: Vozes.

- Sarti, Cynthia A. (1989): „Brasilianischer Feminismus im Überblick.“ In: *Argument Sonderband*, 170, S. 49-63.
- Schultz, Susanne (1991): „Kinder haben oder keine, das entscheiden wir alleine?!“ Frauengesundheitsbewegung und Bevölkerungspolitik.“ In: Caipora (Autorinnengruppe) (1991): *Frauen in Brasilien*. Göttingen: Lamuv, S. 87-95.
- Schultz, Susanne (1990): *Bevölkerungspolitik, Geburtenkontrolle und Frauengesundheitsbewegung in Brasilien*. Berlin: ASA-Programm der Carl-Duisberg-Gesellschaft.
- Soares, Vera (1987): *Somos todas feministas?* Diskussionspapier zum 9. Nationalen Feministischen Treffen 1987 in Garanhuns (Pernambuco).
- Stucke, Cordula (1991): „Frauenbewegung: Nicht eine, sondern viele!“ In: Caipora (Autorinnengruppe) (1991): *Frauen in Brasilien*. Göttingen: Lamuv, S. 139-143.
- Tabak, Fanny (1989): *A nova ordem legal. Mulheres na Constituinte*. Rio de Janeiro: PUC, Núcleo de Estudos sobre a mulher.
- Teles, Lêda/Gomes, José Francisco/Lacerda, Norma/Arraes, Inêssilvia/Fornaz-zaro, Ademir (1990): *Dependência de empregada: o espaço da exclusão. Estudo de caso no Recife*. Recife: Centro de Estudos e Pesquisas Josué de Castro.
- Teles, Maria Amélia (1994a): *Brasil Mulher. Kurze Geschichte des Feminismus in Brasilien*. Berlin: FDCL, Libertäre Assoziation.
- Teles, Maria Amélia (1994b): „Von Artigen und Unartigen. Die verschlungenen Wege der Feminismen und Frauenbewegungen.“ In: *ia. Zeitschrift der Informationsstelle Lateinamerika*, 178, S. 14-16.

„Wissen und Wollen!“ - Jeanette Schwerin und die Anfänge der Sozialarbeit als Frauenberuf

Heidi Degethoff de Campos

Ein Geschenk der Frauenbewegung an die Gesellschaft sei der Beruf der Fürsorgerin, stellte Helene Lange 1928 nicht ohne Genugtuung fest. Wie zutreffend diese Behauptung ist, läßt sich an der Biographie, dem theoretischen Konzept und dem praktischen Handeln Jeanette Schwerins erkennen, einer der führenden Frauen auf dem Gebiet der privaten Armenpflege im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Engagiert in der Frauenbewegung und der Sozialdemokratie nahestehend, setzte sie sich als Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur für die Behebung sozialer Schäden, für die Durchsetzung der bürgerlichen Rechte für Frauen und die Integration der jüdischen Bevölkerung in Deutschland ein. Ihr Engagement und ihre Person stehen für den Paradigmenwechsel von der Armenfürsorge zur modernen Sozialarbeit ebenso wie für die sozialen Bewegungen, die die gesellschaftlichen Auf- und Umbrüche bei der Durchsetzung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung begleiteten. Dies soll im folgenden anhand ihrer Biographie, ihrer Idee von einer „Auskunftsstelle“ in der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur und ihrem Wirken in den „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit „ dargestellt werden.¹

Als Jeanette Abarbanell am 21. November 1852 als Tochter einer wohlhabenden jüdischen Familie in Berlin geboren, hatte Jeanette Schwerin „von Hause aus“ die besten Voraussetzungen für ein sozialpolitisches Engagement. Der Vater, ein angesehener Arzt, war als assimilierter Jude ein Anhänger liberal-demokratischer Ideen, für die er sich in der gescheiterten Märzrevolution von 1848 eingesetzt hatte. Jeanettes Mutter führte die Kinder in die vielfältige Vereinskultur ein, die sich infolge der Ausgrenzung aus dem bürgerlichen Gemeinschaftsleben der Städte schon seit Jahrhunderten in den jüdischen Gemeinden entwickelt hatte. Auf der Grundlage der „Zeh dakah“, dem biblischen Auftrag, sich der Armen, Kranken und Gestrauchelten anzunehmen, regelten die Juden ihre sozialen Probleme vorwiegend unter sich. In diesem Sinne war

¹ Die vorliegenden Ausführungen basieren auf der Festschrift „Von der Armenpflege zum Sozialstaat. 100 Jahre Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen im Dienste der praktischen Wohlfahrtsarbeit“, die ich im Rahmen einer ABM-Stelle 1993 verfaßt habe und die im Eigenverlag des DZI 1993 erschienen ist.

Jeanette schon als junges Mädchen Mitglied im Verein für häusliche Gesundheitspflege und im Komitee für Ferienkolonien. Allerdings - so bemerkte sie später selbstkritisch - sei diese Art der „Bethätigung unter den Armen ... höchst primitiv, ja gedankenlos“ gewesen.

Jeanette war ein lernbegeistertes Kind, Autodidaktin ein Leben lang. Die Schule verließ sie auf Rat ihres Lehrers bereits in der ersten Klasse; anschließend lernte sie unter seiner Leitung nach einer selbst entwickelten Methode, indem sie Texte exzerpierte, interpretierte und kommentierte, mit dem Erfolg, daß sie eine außerordentlich belesene und eloquente Frau wurde. Als erwachsene Frau vertiefte sie diese Selbststudien in Geschichte, Philosophie und Nationalökonomie mit einem Studium an der Berliner Universität.

Mit zwanzig Jahren heiratete Jeanette Abarbanell den praktischen Arzt Dr. Ernst Schwerin. Beide verband der gleiche Glaube sowie die geistigen und sozialen Interessen. Die schwache Gesundheit des gemeinsamen Sohnes fesselte die junge Frau für Jahre ans Haus. Erst als im Jahre 1888 der Berliner Verein Frauenwohl gegründet wurde, fand sich unter den bereits mehr oder weniger bekannten Namen aus der Frauenbewegung (z.B. Helene Lange, Minna Cauer, Lina Morgenstern), auch der Jeanette Schwerins. Mit diesem Ereignis trat sie in das gesellschaftliche und politische Leben der Stadt ein.

Ihre Überzeugung, die Folgen der Industriellen Revolution seien durch den persönlichen Einsatz insbesondere von Frauen aktiv zu bekämpfen, brachten sie zur Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (D.G.E.K.), die im Herbst 1892 in Berlin, in Anlehnung an die ethische Bewegung Felix Adlers in den USA, gegründet wurde. Die D.G.E.K. proklamierte die Verantwortung der Gesellschaft für die zum Teil menschenunwürdigen Lebensumstände der unteren Volksschichten und verstand sich als Initiative zu deren Verbesserung. Politisch stand die Gesellschaft dem Linksliberalismus bzw. dem im Entstehen begriffenen Reformsozialismus sowie dem linken Flügel der Frauenbewegung nahe. Hier fand Jeanette Schwerin den Rahmen für ihr Lebenswerk; sie wurde zur Vorsitzenden der Wohltätigkeits-Kommission gewählt, die sie bis zu ihrem Tod leitete.

Die Mitarbeit von Frauen war in der D.G.E.K. geradezu erwünscht, wie aus den Worten eines Redners auf der konstituierenden Sitzung der Berliner Abteilung am 6. November 1892 hervorgeht. Er verlangte, „daß wir die Frauen zu Helferinnen haben müßten, wenn wir siegen wollten.“²

Ebenfalls im Jahre 1893 war Jeanette Schwerin auf Drängen Gleichgesinnter in das Gründungskomitee der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfs-

² Gizycki, Georg von: „Protokoll der Gründungsversammlung der D.G.E.K.“, in: *Ethische Kultur*, Berlin, 1. Jg./1893, H.1

arbeit (kurz: Gruppen) berufen worden, die auf Initiative von Minna Cauer, einem Mitglied des sog. radikalen Flügels der Frauenbewegung, gegründet werden sollten. Den Gruppen stand Frau Schwerin zu Beginn eher kritisch gegenüber, fürchtete sie doch den „gefährlichen Dilettantismus“ jener Wohltätigkeitsdamen, deren Wirken zu einer Modeerscheinung geworden war und die, wie Helene Lange sarkastisch schrieb, „durch das parfümierte Taschentuch den Armeleutegeruch fernhalten“ mußten. Vor diesem Hintergrund entwickelte Jeanette Schwerin ihre eigene Maxime, nämlich daß „nicht Wohlthätigkeit, sondern Wohlfahrt“ zu üben sei, „und für diese zu sorgen ist nicht Gnade, sondern Pflicht der Bessergestellten.“³

In diesem Sinne setzte sie alles daran, den jungen Frauen eine Ausbildung zu vermitteln, die weit entfernt war von dem „gelehrten Ballast der Frauenbildung“ und die ein systematisches Nebeneinander von praktischer Arbeit und theoretischer Schulung sein sollte. 1897 übernahm sie die Gesamtleitung der Gruppen und plante einen Jahreskursus mit dem Ziel, „berufsmäßige Arbeiterinnen für die Wohlfahrtspflege“ auszubilden.

Neben der Gründung verschiedener Vereine, die sich der sittlichen Bildung der Armen widmeten, ging von ihr insbesondere auch die Einrichtung der ersten öffentlichen Lesehalle in Berlin aus, die sie in Kooperation mit D.G.E.K. und der Volksbildungsbewegung gründete und dessen Komitee sie bis zu ihrem Tod leitete.

Über ihre vielfältigen Aktivitäten auf dem Gebiet der Armenfürsorge, forciert wohl auch durch eine Studienreise nach England im Sommer 1894, wandte sich Jeanette Schwerin schließlich der heftig diskutierten Frauenfrage zu. Konsequenz wie sie war, suchte sie nach Bündnispartnerinnen und trat der Frauenbewegung bei.

Auch Schwerins politisches Engagement ist von dem ihr eigenen Pragmatismus gekennzeichnet: Sie wandte sich entschieden gegen die Ungerechtigkeit der Gesetze, die den Frauen - unabhängig von ihren Fähigkeiten und Leistungen - noch immer den Zugang zu den öffentlichen Ehrenämtern (etwa der Armenpfleger) versagten und sie auf das Gebiet der privaten inoffiziellen Liebestätigkeit verwiesen. In ihrem Aufsatz „Dame oder Frau?“ stellte sie zunächst sarkastisch fest, daß

auch die eifrigsten Gegner der Frauenemanzipation“ der Frau ja gestatten, heimlich und im verborgenen ‘Gutes’ zu thun; sobald sie aber ihre

³ dies., „Armut und Armenpflege“, in: *Die Frau* 2, 1894/95, S. 86ff

Thätigkeit in den geregelten Dienst für ihre Mitmenschen mit einstellen möchte, wird sie zurückgewiesen.⁴

Allerdings - so bemerkte sie ironisch - gelte dies in vollem Ausmaß wohl nur für die Berlinerinnen, denn in Kassel, Elberfeld und Breslau zum Beispiel arbeite die Frau gemeinsam mit dem Mann „auf diesem ihrem eigenen Gebiete“ seit Jahren und mit wachsendem Erfolg.

An anderer Stelle setzte sie sich mit dem bekannten Zentrumsabgeordneten Prof. Hitze auseinander, der sich besorgt um die Würde „unserer Damen“ geäußert hatte, den man

„doch nicht zumuten (könne), treppauf, treppab zu laufen, und wie würde eine Dame es wohl wagen, zu einem Trunkenbold zu gehen und sich um ihn zu kümmern; dazu sind uns unsere Damen doch zu gut.“⁵

„Gewiß, Herr Professor,“ schrieb sie spöttisch,

„Damen sind dazu auch nicht zu brauchen; wohl aber Frauen, die als Mütter, als Gattinnen, als Töchter warm empfinden; Frauen, die gelernt haben, daß es ihrem ‘guten Herzen’ keinen Abbruch thut, wenn sie wissen, wie man am zweckmäßigsten hilft; Frauen, die sich vor dem Elend der Welt nicht verschließen, weil es auch für die Frau eine moralische Feigheit giebt, die darin besteht, die Augen zu schließen, wenn ihre ästhetische oder auch ethische Weltanschauung verletzt wird. (...) Damen mag das Schaden, Frauen ist es gesund, denn sie erstarken in dieser Atmosphäre gemeinnütziger Thätigkeit, die für Frauen zu den selbstverständlichen Dingen dieses Lebens gehört.“⁶

Mit System und Methode hatte Jeanette Schwerin auch eine Rolle in den Institutionen der Frauenbewegung übernommen. Als 1894 der Bund deutscher Frauenvereine gegründet wurde, gehörte sie zu den Berliner Vertreterinnen, 1896 wurde sie in den Vorstand gewählt. Sie leitete in diesem Bund die Kommission für weibliche Gewerbeinspektion und entwickelte Kurse für Inspektorinnen, die in verschiedenen Städten nach ihren Plänen eingerichtet wurden. Als 1896 der erste internationale Frauenkongress in Berlin stattfand, war sie in dessen Vorbereitung als Komiteemitglied beteiligt und versuchte dort, den Streit zwischen dem sozialistischen und dem bürgerlichen Flügel der Frauenbewegung zu schlichten.

⁴ Schwerin, Jeanette, „Dame oder Frau?“ in: *Die Frauenbewegung 2*, S. 108

⁵ Hitze, Franz, zit. nach Schwerin, Jeanette, „Dame oder Frau?“, a.a.O.

⁶ Schwerin, Jeanette, ebda.

Neben all den bereits erwähnten Aktivitäten reiste sie viel, hielt Vorträge, schrieb Aufsätze und Abhandlungen. „Wissen und Wollen!“, diese Worte seien, das war ihre Überzeugung,

„die Losungsworte, mit welchen die deutsche Frau gegen die Vorurteile ankämpfen soll, die sie bis jetzt von einer Arbeitssphäre ausschließen, in der sie berufen ist, zum Nutzen der Gesamtheit segensreich zu arbeiten.“⁷

In ihrem letzten Lebensjahr gründete sie das *Centralblatt des Bundes der deutschen Frauenvereine* (das später von Marie Stritt als *Die Frauenfrage* weitergeführt wurde), dessen erste Ausgabe im April 1899 erschien. Mit diesem Blatt verfolgte sie die erklärte Absicht, ihren Bemühungen um Gemeinsamkeit und Solidarität in der deutschen Frauenbewegung Ausdruck zu verleihen.

Jeanette Schwerin erlebte die Ergebnisse ihrer Arbeit nicht mehr, denn sie starb, kaum 47jährig, im Juli 1899 vermutlich an Krebs.

Die Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur

Idee und Initiative zur Gründung dieser als „Centralstelle“ gedachten Einrichtung gingen von Jeanette Schwerin aus und wurden im Rahmen der erwähnten Wohlfahrtskommission der D.G.E.K. verwirklicht, „ursprünglich von dem Gedanken ausgehend, eine Zentrale zu schaffen, welche die Berliner Wohlfahrtseinrichtungen zur Kenntnis derjenigen Menschen bringen könnte, die für sich oder andere Rat und Hilfe suchen...“.⁸ Planung und Umsetzung können als beispielhaft für ihre Arbeitsweise gelten. Sie basierte auf einem theoretischen Konzept und war orientiert an den Notwendigkeiten der Praxis.

Nach ersten Anfängen in der Wohnung der Schwerins eröffnete die Auskunftsstelle am 6. Mai 1893 eigene Räume in der Etage der D.G.E.K. in Berlin-Mitte.

Hilfesuchende gab es in Berlin in jener Zeit in wahren Heerscharen, was auf das rasante Wachstum der Stadt, ihrer Bevölkerung und der dadurch entstehenden Probleme (Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit) zurückzuführen ist. Berlin im 19. Jahrhundert war, um es mit einem Wort zu sagen: Wachstum. Die Stadt wuchs räumlich mit den umliegenden Dörfern zusammen, ihre Einwohnerzahl

⁷ Schwerin, Jeanette: „Gründungen“, in: *Die Frauenbewegung 2*, S. 25f

⁸ Schwerin, Jeanette, „Die Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur“, in: *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur*, Berlin, H.5/1894

erhöhte sich von 180.000 im Jahre 1820 auf 1.130.000 im Jahre 1900. Gleichzeitig stieg die Stadt von der relativ unbedeutenden preußischen Residenzstadt zur Hauptstadt des Deutschen Reiches auf und zog immer mehr Menschen aus aller Welt an. Die Ursachen für dieses enorme Wachstum waren verschiedene politische, gesellschaftliche, ökonomische und geistige Umwälzungsprozesse, die auf der einen Seite zu dem geschilderten Aufstieg Berlins und seiner wohlhabenden Bürgerschaft führten, auf der anderen Seite eine bis dahin ungeahnte Verelendung der Massen nach sich zogen.

Zwar setzte die industrielle Revolution im Deutschen Reich vergleichsweise verzögert und eher zögerlich ein, denn die gesellschaftlichen Voraussetzungen für das „freie Spiel der Kräfte“ mußten erst geschaffen werden: der aus feudalen Abhängigkeiten befreite Mensch als Produzent und Konsument - und es bedurfte massiver staatlicher Interventionen (Reformen, Subventionen, Gründung eines Nationalstaates) um ihr schließlich zum Durchbruch zu verhelfen. Der zur Durchsetzung wirtschaftlicher Freiheit notwendigen Liberalisierung hatte der preußische Feudalstaat zunächst abwehrend gegenübergestanden, bedeutete sie letztlich doch den Machtverlust der Aristokratie. Die aus diesem Interessenkonflikt resultierende innenpolitische Krise wurde begleitet von Landflucht, Verstädterung, Massenarbeitslosigkeit und Pauperisierung der unteren Volksschichten. In das Machtvakuum stieß das liberale Bürgertum mit der Gründung von Parteien und Verbänden und auch die Arbeiterschaft schloß sich in Interessenvertretungen zusammen. Diesen gesellschaftlichen Emanzipationsprozeß nutzten auch die Frauen, um die ihnen bis dahin vorenthaltenen Bürgerinnenrechte auf Bildung, Erwerbsarbeit und Teilhabe am Staate einzufordern. Dieser Ausbruch der (bürgerlichen) Frauen aus der Enge der Familie in den öffentlichen Raum fand zunächst vorwiegend in den Großstädten statt, die von den Folgen der Industrialisierung besonders betroffen waren. Die Bemühungen vieler bürgerlicher Frauen, wie am Beispiel Jeanette Schwerins besonders deutlich wird, waren auf die Beseitigung der sozialen Schäden gerichtet, die bei der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise entstanden waren und sollten den sozialen Ausgleich erreichen.

Interessant an dieser Entwicklung ist die Beobachtung, daß sie zum Ende des 19. Jahrhunderts in einer Phase stattfand, als mit der Gründung des Nationalstaates (1871) und insbesondere mit der Krönung Wilhelms II. (1888), die Interessen des Staates, und das heißt, der Männer, sich zunehmend auf die Weltpolitik richteten und in imperialistische Projekte flossen (Rüstungsindustrie, Flottenbau etc.). Das daraus zu ziehende Fazit könnte etwa lauten: Während die Männer sich auf den Weg begaben, internationalen Raum in Form von Kolonien zu erobern, ist den Frauen daheim der Raum überlassen worden, wo sie, ewige Trümmerfrauen der Geschichte, damit befaßt waren, die Schäden

des gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses zu beseitigen (vgl. dazu die Arbeiten von Röhl und Doerry).

Neben den Kirchen hatten sich schon immer auch wohlhabende Bürger der Armen angenommen, die sie mit mehr oder weniger großzügigen Spenden, Stiftungen, Vereinen etc. unterstützten. Außerdem waren viele auch als ehrenamtliche Helfer tätig. Gegen Ende des Jahrhunderts reichte diese Form der „bürgerlichen Liebestätigkeit“ jedoch nicht mehr aus, so daß andere Organisationsformen gefunden werden mußten. In dieser Zeit entstanden eine Reihe konfessioneller und weltlicher Wohltätigkeitsorganisationen, zu denen u. a. der Deutsche Verein für Wohlfahrtspflege und die Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur gehörten, wenn auch deren Ziele wesentlich weiter gesteckt waren.

Die eher ordnungspolitisch ausgerichtete staatliche Armenfürsorge hatte seit Beginn des 19. Jahrhunderts zwar eine Verrechtlichung und zunehmende Institutionalisierung erfahren, bis in die neunziger Jahre verfügte der Staat aber nicht über ein ausreichendes Instrumentarium, um der Verelendung der Massen entgegenzuwirken. Erst mit dem Entstehen der Sozialversicherung trat auf diesem Gebiet eine Besserung ein.

Durch die vielen unkontrollierten Privatinitiativen war der Wohlfahrtsapparat Berlins schließlich Anfang der neunziger Jahre „so kompliziert geworden, daß diejenigen, für die er bestimmt ist, sich nur schwer darin zurechtfinden können“, stellte Dr. Edmund Friedeberg, eines der Gründungsmitglieder der D.G.E.K., besorgt fest. Dem sollte die Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur entgegenwirken, indem sie einerseits Informationen bereit- und Ermittlungen anstellte, um Bedürftigen wirksame Hilfe zukommen zu lassen. Andererseits war es das erklärte Ziel, auf eine Reform der Armenpflege hinzuwirken, „welche mehr den Gedanken der Gerechtigkeit entspricht und ein persönliches Interesse anstelle des bürokratischen Betriebes setzt“⁹, wie Jeanette Schwerin formulierte. Mit dieser Forderung stellte sie sich zum einen in die Tradition, Armenfürsorge als private bürgerliche Liebestätigkeit zu verstehen - jetzt allerdings bewußt jenseits von Staat und Religion -, ging zum anderen aber darüber hinaus, indem sie ein systematisches, planvolles Vorgehen der reinen Almosenspende vorzog und Wohltätigkeit als gesellschaftliche Aufgabe definierte.

Bis zum 1. September 1894 war die Stelle 1.113 Mal in Anspruch genommen worden, wobei sich hinter einzelnen Zahlen allerdings Familien verbergen, die nur mit einer Nummer registriert wurden. Um diesen Ansturm bewältigen zu können, waren zahlreiche ehrenamtliche Helfer und Helferinnen eingesetzt, die sich nicht nur in den gesammelten Unterlagen wie Statuten und Verordnungen

⁹ dies., „Armut und Armenpflege“, a.a.O.

der Vereine und Stiftungen auskennen, sondern ihre Ermittlungen vor Ort, d.h. in den bedürftigen Familien, anstellen mußten. Zu diesem Zweck hatte Jeanette Schwerin einen Leitfaden entwickelt, in dem sowohl das Vorgehen, als auch die Fragen und Beobachtungsaufgaben detailliert vorgegeben waren.

Zu diesen Recherchen wurden regelmäßig die jungen Frauen aus den Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfstätigkeit herangezogen. Eigene Ermittlungen hielt man für notwendig, um alle „Einzel-Aktionen“ der verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen „in den einzelnen Bedürftigkeitsfällen zu einer Gesamtktion zu vereinigen, ohne daß eine der zahlreichen Hilfsorganisationen in ihrer eigenen Tätigkeit behindert werde“, wie Dr. Albert Levy, Mitarbeiter und Nachfolger Jeanette Schwerins, die Aufgabe der Auskunftstelle beschreibt.

Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit

Schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts, genauer seit den Napoleonischen Kriegen, hatten sich Frauen außerhalb der Familien auf den verschiedenen Gebieten sozialer Arbeit betätigt. Dazu gehörte z.B. die Krankenpflege, die von konfessionellen oder weltlichen karitativen Verbänden betrieben wurde. Später waren sie in Kinder- und Waisenheimen, Volksküchen, Kindergärten etc. tätig, die überwiegend in privater Initiative entstanden. Zu Beginn der 90er Jahre kam im Rahmen der intensiver betriebenen „bürgerlichen Liebestätigkeit“ die Versorgung der Armen hinzu. Während für die Frauen die Arbeit auf diesem Gebiet zu den originär „weiblichen“ rechnete, leisteten die dort etablierten Männer entschiedenen Widerstand. Offenbar fürchteten sie, ihre Vormachtstellung auf diesem Gebiet zu verlieren. Das öffentliche Ehrenamt des Armenpflegers war bis dahin nur Männern zugänglich, Frauen verfügten nicht über die dafür notwendigen Bürgerrechte.

Gegen Ende des Jahrhunderts reklamierte die Frauenbewegung schließlich die Wohlfahrtspflege als ihr eigenstes Feld gesellschaftlichen Wirkens, als ihren Beitrag zur praktischen Politik und als eine Möglichkeit, dem „Kultureinfluß der Frau“ in der Männerwelt Geltung zu verschaffen. In dieser Vorstellung bot sich die soziale Hilfsarbeit geradezu an, „um gesellschaftliche Emanzipation und berufliche Expansion als ‘Dienst am Volksganzen’ zu legitimieren.¹⁰

Besonders deutlich wird dies in den Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, die am 5. Dezember 1893 von Mitgliedern der Frauenbewegung, der ethischen Bewegung und sozial engagierter Männer und Frauen gegründet

¹⁰ Sachße, Christoph: *Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871 - 1929*, Frankfurt am Main 1986, S. 273

wurden; unter ihnen auch Jeanette Schwerin. Das Ziel der Gruppen war im Gründungsaufruf folgendermaßen formuliert:

„Der wirtschaftliche und kulturelle Notstand in großen Bevölkerungsschichten des Vaterlandes, die zunehmende Verbitterung innerhalb weiter Kreise des Volkes rufen auch die Frauen gebieterisch zu sozialer Hilfstätigkeit auf. Es darf nicht länger verkannt werden, daß gerade die Frauen und Mädchen der besitzenden Stände vielfach eine schwere Mitschuld dafür trifft, jene Verbitterung durch den Mangel an Interesse und Verständnis für die Anschauungen und Empfindungen der unbemittelten Klassen durch den Mangel jeden persönlichen Verkehrs mit diesen Volkskreisen gesteigert zu haben.“¹¹

Hier gelte es, „Wandel zu schaffen“, die Erkenntnisse „der Besten der deutschen Frauen“ in die Praxis umzusetzen. In dem Aufruf war vorsorglich darauf hingewiesen worden, daß es sich hierbei nicht um „Emanzipationsbestrebungen“ handele, sondern darum, „junge Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienste der Gesamtheit heranzuziehen“.

Die von Jeanette Schwerin und anderen konzipierte Arbeitsorganisation für die Gruppen beinhaltete eine praktische und eine theoretische Ausbildungsphase. Dazu wurden vier Gruppen gebildet, die zugleich die Arbeitsschwerpunkte charakterisierten und denen je ein weibliches Komiteemitglied vorstand. Jeanette Schwerin leitete die zweite Gruppe, Private Wohltätigkeitseinrichtungen. Für den praktischen Teil der Ausbildung wurden die Teilnehmerinnen in die verschiedenen Wohltätigkeitsvereine, in Kindergärten oder Volksküchen vermittelt, wo sie „vor Ort“ mit den anfallenden Problemen vertraut wurden. Der theoretische Teil der Ausbildung war in Form von Vorträgen, zu denen sich namhafte Experten (unter ihnen beispielsweise Max Weber) zur Verfügung stellten, organisiert. Der Besuch war kostenlos und umfaßte vier Stunden je Woche. Bewußt wurde auf die Gründung eines Vereins verzichtet, um ein Klima des Lernens und Lehrens zu schaffen. Diese auf Freiwilligkeit und Unabhängigkeit beruhende Organisationsform wurde erst 1907 zugunsten eines Vereins aufgegeben.

Aufgrund verschiedener Differenzen fand 1897 ein Wechsel in der Führung der Gruppen statt, in dessen Folge Jeanette Schwerin den Vorsitz übernahm. Gleichzeitig trat der Stadtrat für Armenpflege, Emil Münsterberg - früher einmal ein Gegner, inzwischen eines besseren belehrt und ein erklärter Verfechter der praktischen Wohlfahrtsarbeit von Frauen - in das Komitee ein.

¹¹ Gründungsaufruf der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfstätigkeit, Berlin Oktober 1893, zit. nach Sachße Christoph: *Mütterlichkeit als Beruf*, a.a.O., S. 279

Im sechsten Jahr schließlich hatte sich die Organisation konsolidiert, die Mitgliederzahlen stiegen; Jeanette Schwerin rührte die Werbetrommel, passive Mitglieder wurden gegen Beitragszahlung aufgenommen, der Kontakt zur Frauenbildungsbewegung um Helene Lange wurde zum Zweck des gemeinsamen Kampfes um die Aufnahme sozialer Inhalte in die Mädchenbildung geknüpft, die Gruppen traten dem Bund Deutscher Frauenvereine bei. Die Anzahl der Teilnehmerinnen an den Vorlesungen wurde größer; viele Volksschullehrerinnen besuchten die Kurse in Armenpflege.

Der ausgesprochen große Erfolg, den diese qualifizierten Hilfskräfte in der Praxis hatten, ermutigte Jeanette Schwerin, über eine systematischere und intensivere Ausbildung nachzudenken. Das für den Herbst 1899 geplante Programm hatte schließlich den Charakter eines geschlossenen Jahreskurses, der „berufsmäßige Arbeiterinnen für Wohlfahrtspflege“ ausbilden sollte. Der Kurs war in vier Quartale eingeteilt, kostete 75,- Mark und integrierte theoretische und praktische Elemente unter übergreifenden Themen. Die Einführungsphase sollten die jungen Frauen in Krippen und Horten absolvieren, danach folgten die Unterweisung in der Armen- und der Wohlfahrtspflege, zum Schluß wurden Vorlesungen über Themen der Volkswirtschaftslehre gehalten.

Jeanette Schwerin erlebte die Durchführung dieses Programms nicht mehr. Alice Salomon, ihre langjährige Schülerin und Vertraute, übernahm sowohl das Schwerinsche Konzept als auch die Leitung der Gruppen. Ihr gelang es schließlich, im Oktober 1908 die erste überkonfessionelle „Soziale Frauenschule“ in Berlin zu gründen. Mit dieser Institutionalisierung war die endgültige Abkehr von der lockeren und persönlichen Organisationsform bei der Ausbildung der „sozialen Hilfsarbeiterinnen“ und damit gleichzeitig „der Beginn einer systematischen sozialfürsorgerischen Berufsausbildung von Frauen“¹² erreicht, die sich nach der Jahrhundertwende differenzierte und verwissenschaftlichte, jedoch bis heute eine Domäne von Frauen blieb.

Literatur

Bericht der Zentrale für private Fürsorge, Berlin 1911

Die Frau 2, Berlin 1894/95

Die Frauenbewegung, H. 2, Berlin 1894 und H. 10, Berlin 1899

¹² Sauer, Birgit, „Den Zusammenhang zwischen der Frauenfrage und der sozialen Frage begreifen. 'Die Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfstätigkeit' (1893 - 1908), in: *Unter allen Umständen. Frauengeschichte(n) in Berlin*, hrsg. von Christiane Eifert und Susanne Rouette, Berlin 1986, S. 80-98

Doerry, Martin, *Übergangsmenschen. Die Mentalität der Wilhelminischen Zeit und die Krise des Kaiserreiches*, Weinheim/München 1986

Eifert, Christiane und Susanne Rouette (Hrsg.), *Unter allen Umständen. Frauengeschichte(n) in Berlin*, Berlin 1986

Ethische Kultur, H.1/1.Jg., Berlin 1893

Kern, Elga (Hrsg.), *Führende Frauen. In Sechzehn Selbstschilderungen*, München 1928

Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur, Berlin, H. 5/1894

Plathow, Anna, *Die Begründerinnen der deutschen Frauenbewegung*, Leipzig 1907

Röhl, John C.G., *Kaiser, Hof und Staat - Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München 1978

Sachße, Christoph, *Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871 - 1929*, Frankfurt am Main 1986

Literarische Gestaltung weiblichen Lebensraumes am Beispiel der *Lettres d'une Péruvienne* der Madame de Grafigny

Rotraud von Kulessa

I

Madame de Grafigny schildert in ihrem monophonen Briefroman *Lettres d'une Péruvienne* (1752)¹ die Entwicklung der Peruanerin Zilia, die am Tage ihrer Hochzeit mit ihrem Bruder Aza von den spanischen Eroberern aus dem Sonnentempel Cuzcos entführt wird und auf Umwegen in das Frankreich des Ancien Régimes gelangt. In den Briefen an ihren Geliebten, die anfangs mit Hilfe von Qipos (Schriftersatz der Inkas) verfaßt werden, beschreibt Zilia ihre unfreiwillige Reise. Das Schiff, auf das die Spanier sie führen, wird unterwegs von den Franzosen gekapert. So gelangt Zilia in die Obhut des französischen Chevaliers Déterville, der sie mit Achtung und Anstand behandelt. Déterville verliebt sich in Zilia, welche seine Liebe jedoch nicht erwidert. Ihre Gedanken und ihre Briefe sind einzig und allein Aza gewidmet. Die Briefe dienen Zilia jedoch nicht nur zur Kompensation der Distanz zum Geliebten, sondern vor allem der Schilderung der Stationen ihrer Reise und der auf sie einströmenden neuen Eindrücke, die mit der Ankunft des Schiffes in Frankreich massiv einsetzen (Brief 10ff.). Aus ihrem Blickwinkel der Fremden heraus setzt sie sich mit der französischen Gesellschaft auseinander und übt Kritik an derselben. Die Briefe werden dabei zunehmend zum Mittel der Selbstreflexion, genauso wie der 'fremde Blick' Zilias, über bloße Gesellschaftskritik hinausgehend, Mittel zur Situierung eines weiblichen Ichs wird. Da Aza sich am Ende als untreu erweist, steht Zilia im Zwiespalt, ob sie Détervilles Heiratsangebot annehmen soll. Sie entscheidet sich dagegen und schlägt Déterville statt dessen eine gemeinsame freundschaftliche, auf Gleichberechtigung beruhende Beziehung, in der Abgeschiedenheit ihres Landhauses vor.

In diesem Beitrag soll aufgezeigt werden, wie Raumerfahrung und Raumgestaltung in den *Lettres Péruviennes* thematisiert wird. Die Dichotomie von

¹ Die erste Fassung der *Lettres d'une Péruvienne* erschien 1747 anonym in 39 Briefen. 1752 entstand eine Neufassung unter dem Namen Mme de Grafignys in 41 Briefen und mit einer „Introduction Historique“ versehen. Als Grundlage dieses Aufsatzes dient die textkritische Ausgabe des Romans von G.Nicoletti (Bari, 1967). Im Text wurden alle fremdsprachigen Zitate ins Deutsche übersetzt. Der Originaltext erscheint jeweils in den Fußnoten.

Öffnung und Abgeschlossenheit tritt dabei mit dem Gegensatzpaar von Integration und Ausgrenzung in Verbindung.

Zilias Weg, der als solcher das Moment der Öffnung impliziert, nämlich der Öffnung dem Fremden gegenüber, ist in seinen Stationen von abgeschlossenen Orten determiniert. Diese Abgeschlossenheit kann exemplarisch als Ort des 'Weiblichen' innerhalb der französischen sowie der europäischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts überhaupt, gedeutet werden. Auch J.-P. Schneider liest den Roman *Madame de Grafignys* als Ausdruck der Widersprüchlichkeit der Lebenssituation der Frau in der damaligen Zeit:

Dagegen zeigt sich in diesem Werk unbestrittenermaßen der Eindruck, daß es speziell jene Widersprüche darstellt, mit denen sich, ohne sie weder zu verringern noch vollkommen auf sich nehmen zu können, die Frau im 18. Jahrhundert herumschlägt, die durch ihre Erziehung dazu verurteilt ist, eine Fremde in eben der Gesellschaft zu bleiben, die sie auf die Welt kommen sah.²

Zilias Weg ist zwar markiert von Stationen der Abgeschlossenheit, er ist aber dennoch ein Weg der Öffnung, der Öffnung dem Anderen, dem Fremden gegenüber. Zilias Position als Ausländerin impliziert ein doppeltes Fremdsein, nämlich als Ausländerin und als Frau. Das Bestreben der Ausländerin besteht darin, sich in die fremde Kultur zu integrieren. Öffnung und Integration verlaufen also parallel zueinander. Allerdings muß Zilia die Erfahrung machen, daß Integration in ihrem Fall nur bedingt möglich ist, da sie als Frau per se von der Öffentlichkeit ausgeschlossen ist.

II

Wenn der abgeschlossene Raum zum einen Ausgrenzung für die Frau - und im Roman auch konkret für Zilia - bedeutet, so wird er von der Protagonistin durchaus nicht immer negativ empfunden. Das Verhältnis der Frau zum abgeschlossenen Raum erscheint als ambivalent. So geht die Raumerfahrung der Protagonistin mit der Frage nach der Standortbestimmung des eigenen Ichs einher. Dazu bedarf es eines fest umrissenen Raumes. Totale Öffnung in Form

² J.-P. Schneider, „Les Lettres d'une Péruvienne: roman ouvert ou roman fermé“, in: *Travaux du Groupe d'études du XIIIe siècle*, Université de Strasbourg II, vol.5, 1989, S. 42: „En revanche, de cette oeuvre se dégage sans conteste l'impression qu'elle illustre plus particulièrement les contradictions dans lesquelles se débat, sans arriver ni à les réduire ni à les assumer toujours, la femme du XVIIIe siècle, condamnée par son éducation à demeurer une étrangère dans la société même qui l'a vue naître.“

von Raumauflösung wird als negativ empfunden. In Brief 9 stellt Zilia fest: "... Zeit und Raum sind nur durch ihre Grenzen erkennbar."³

Lösen Raum und Zeit sich auf, bedeutet dies Selbstverlust:

Unsere Ideen und unser Blick verlieren sich gleichsam bei andauernder Gleichförmigkeit des einen wie des anderen (Zeit und Raum; Anm. d. Verf.), wenn die Gegenstände die Grenzen des Raumes kennzeichnen, so scheint mir, daß unsere Hoffnungen die der Zeit anzeigen; und daß, wenn sie uns verlassen, oder sie nicht wahrnehmbar gekennzeichnet sind, die Dauer der Zeit nicht mehr wahrnehmen als die Luft, die den Raum ausfüllt.⁴

Mit Gewalt aus ihrem angestammten Raum, dem Sonnentempel herausgerissen, dreht sich Zilias Denken fortan um eine Standortbestimmung. Sie fragt sich ständig, wo sie sich befindet und versucht, für sie Gewohntes zu finden. Einer ersten Phase der absoluten Orientierungslosigkeit, die durch die Weite des Meeres symbolisiert wird, auf dem sie gleichsam umhertreibt, folgt die Phase einer Standortbestimmung in dem ihr fremden Land, das jedoch als Raum und Kultur begrenzt ist und somit Orientierungspunkte bietet.

III

Im folgenden sollen die von Zilia durchlaufenen Stationen ihrer Reise aufgezeigt werden, wie sie im Text dargestellt sind, wobei die Spannungen zwischen Öffnung und Abgeschlossenheit sowie zwischen Integration und Ausgrenzung verdeutlicht werden sollen.

Der Ausgangspunkt von Zilias Reise bzw. ihrer Entwicklung ist der Sonnentempel Cuzcos, in dem die Jungfrauen der Sonne in Abgeschlossenheit lebten, wie Madame de Grafigny in ihrer 'Historischen Einführung' schildert:

In dem prunkvolles Sonnentempel gab es hundert Türen. Der regierende Inka, der *Capa-Inka* genannt wurde, hatte als einziger das Recht, diese zu öffnen. Auch besaß er allein das Recht, in das Innere des Tempels vorzudringen. Die der Sonne geweihten Jungfrauen wurden dort fast von Geburt an aufgezogen und behielten unter der Führung ihrer *Ma-*

³ G.Nicoletti, Mme de Grafigny, *Lettres d'une Péruvienne*, Bari 1967, S. 183: "...le tems ainsi que l'espace n'est connu que par ses limites."

⁴ G.Nicoletti, a.a.O., S. 183: „Nos idées et notre vue se perdent également par la constante uniformité de l'un et de l'autre, si les objets marquent les bornes de l'espace, il me semble que nos espérances marquent celle du tems; et que, si elles nous abandonnent, ou qu'elles ne soient pas sensiblement marquées, nous n'apercevons pas plus la durée du tems que l'air qui remplit l'espace."

mas, oder Gouvernanten, eine immerwährende Jungfräulichkeit, es sei denn, die Gesetze bestimmten sie dazu, einen Inka zu heiraten.⁵

Dieser Raum des Sonnentempels erscheint als exemplarischer Ort weiblicher Abgeschlossenheit, über den der Mann verfügt, in diesem Fall der *Capa-Inca*. Diesem abgeschlossenen Lebensraum, der für Zilia auch die Möglichkeit der Öffnung nach außen beinhaltet (die Schwester des Inkaprinzen ist als dessen Frau bestimmt und wird den Sonnentempel damit nach der Hochzeit verlassen dürfen), wird Zilia mit Gewalt entrissen. Die von ihr zum ersten Mal erblickte Welt außerhalb des Tempels offenbart sich Zilia jedoch in ihrer vollen Grausamkeit, blutbefleckt durch die Gewalt der Eroberer.

Der Kontakt mit der Außenwelt dauert nicht an. Zilia wird sogleich in ein neues Gefängnis gebracht: "...in ein dunkles Gefängnis gesperrt, ist der Platz, den ich im Universum einnehme, auf die Ausmaße meines Wesens begrenzt."⁶ Dieser neue Raum zeichnet sich durch seine Konturenlosigkeit aus. Er ist zwar begrenzt, hat für Zilia aber keinerlei Orientierungspunkte, so daß Innenraum gleich Außenraum wird. Zilias Existenz ist nur noch auf sich selbst bezogen und schwimmt förmlich im konturenlosen Dunkel ihres Gefängnisses.

In Brief drei schildert Zilia, wie sie erneut mit Gewalt aus ihrem Gefängnis entrissen wird, um in ein anderes gebracht zu werden. Es handelt sich dabei um das Schiff der Franzosen, die das Schiff der Spanier gekapert haben. Zilia, die vollkommen orientierungslos ist, da sie weder ein Schiff kennt, noch jemals das Meer gesehen hat, erfährt nun Existenzverlust:

Ich wurde an einen noch engeren und noch unbequemerem Ort gebracht, als mein erstes Gefängnis jemals gewesen ist. (...) Dieses Haus, das ich für sehr groß gehalten habe, wegen der Anzahl der Leute, die es enthielt, dieses Haus ist wie aufgehängt, es ist nicht an der Erde befestigt und Schaukelt unaufhörlich...

⁵ G. Nicoletti, a.a.O., S. 143: „Il y avoit cent portes dans le Temple superbe du Soleil. L'Inca régna, qu'on appelloit le *Capa-Inca*, avoit seul le droit de les faire ouvrir. C'étoit à lui seul aussi qu'appartenoit le droit de pénétrer dans l'Intérieur de ce Temple. Les Vierges consacrées au Soleil y étoient élevées presqu'en y naissant, et y gardoient une perpétuelle virginité, sous la conduite de leurs *Mamas*, ou Gouvernantes, à moins que les loix ne les destinassent à épouser des Incas,..."

⁶ a.a.O., S. 151: "...enfermée dans une obscure prison, la place que j'occupe dans l'univers est bornée à mon être."

⁷ a.a.O., S. 162f.: „Je fus placée dans un lieu plus étroit et plus incommode que n'avoit jamais été ma première prison (...) Cette maison, que j'ai jugée être fort grande, par la quantité de gens qu'elle contenoit, cette maison, comme suspendue, et ne tenant point à la terre étoit dans un balancement continuell..."

Die örtliche Orientierungslosigkeit auf diesem Schiff wird von Zilia als Existenzverlust empfunden. Die Seekrankheit bringt sie dem Tode nahe. Ein zweites Mal verübt sie einen Selbstmordversuch (Brief 6), der jedoch von ihren Bewachern vereitelt wird.

L. Scales Alcott interpretiert dieses Stadium des Selbstverlustes, den Zilia auf dem Meer erfährt, als symbolischen Tod, der Voraussetzung dafür ist, daß Zilia in dem Moment, in dem sie wieder Land unter den Füßen hat, eine neue Identität aufbauen kann.⁸

Tatsächlich ist der neue Raum, den Zilia erlebt, als sie wieder an Land kommt, Voraussetzung für ihren Selbstfindungsprozeß. Denn erst der fremde Raum ermöglicht ihr die Selbstreflexion, die Selbstfindung durch die Auseinandersetzung mit dem Anderen und wird somit auch zu einem Raum der Öffnung.

Déterville reist mit Zilia nach Paris. Noch einmal verfällt sie der Angst des Existenzverlustes, als sie in die Kutsche steigt, die mit ihren schwankenden Bewegungen an das Schiff erinnert:

Wir hatten kaum die letzte Tür des Hauses hinter uns gelassen, als er mir half, eine ziemlich hohe Stufe hinaufzusteigen, und ich befand mich in einem kleinen Zimmer, in dem man sich nicht ohne Unannehmlichkeiten aufrecht halten kann, in dem nicht genug Platz ist, um zu gehen. (...) Ich spürte, daß diese Maschine oder Hütte, ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll, ich spürte, daß sie sich bewegte und den Platz wechselte. Diese Bewegung ließ mich an das schwimmende Haus denken: Angst ergriff mich,⁹

Obwohl Zilia vier Tage in der Abgeschlossenheit der Kutsche verbringt, impliziert diese Reise die Öffnung nach außen, die ihr die Schönheit des Universums offenbart:

...während dieser Reise habe ich Annehmlichkeiten gekostet, die mir unbekannt waren. da ich seit meiner frühesten Kindheit im Tempel eingeschlossen war, kannte ich die Schönheiten des Universums nicht; welchen Wert hatte ich damit verloren! (...) Der *Cacique* war so wohl-

⁸ L.Scales Alcott, *The Theme of Autonomy in the life and writing of Mme de Graffigny*, Diss.A.I. Ann Arbor, 1990 Dec., 2035A, S. 84f.

⁹ A peine eumes-nous passé la dernière porte de la maison, qu'il m'aida à monter un pas assez haut, et je me trouval dans une petite chambre où l'on ne peut se tenir debout sans incommodité, où il n'y a pas assez d'espace pour marcher. (...) je sentis cette machine ou cabane, je ne scais comment la nommer, je la sentis se mouvoir et changer de place. Ce mouvement me fit penser à la maison flottante: la frayeur me saisit;... (B. 12, S. 196f.)

wollend, mich jeden Tag aus der rollenden Hütte aussteigen zu lassen, um mich nach meinem Verlangen betrachten zu lassen, was er mich mit solcher Zufriedenheit bewundern sah. (B. 12, S. 197)¹⁰

Nachdem Zilia hier zum ersten Mal die Unendlichkeit der Natur schätzen gelernt hat, wird sie nun mit der Großstadt Paris konfrontiert. Jedoch auch hier wird Zilias Existenz sofort wieder auf einen Innenraum beschränkt, nämlich auf das Elternhaus Détervilles, in dem Zilia in ein kleines Zimmer unter dem Dach gesperrt wird:

Einige Zeit später trat eine Frau mit einem wilden Gesichtsausdruck herein, näherte sich der *Pallas*, nahm mich anschließend beim Arm, und führte mich fast wider meines Willens in ein Zimmer ganz oben im Haus, und ließ mich dort allein.¹¹

Die nächste Station Zilias Weges ist das Kloster. Im 18. Jahrhundert war es üblich, die Mädchen einer Familie in Klöster zu bringen, wenn z.B. das Geld nicht ausreichte, um mehrere von ihnen zu verheiraten (vgl. Diderot, *La Religieuse*). Das Kloster erscheint als europäisches Äquivalent zum peruanischen Sonnentempel. Das Schicksal des Eingesperrtwerdens erscheint somit als universales Frauenschicksal. Zilia weist jedoch auf den Vorteil des Klosters gegenüber dem Sonnentempel hin, nämlich auf die Möglichkeit einer Öffnung nach außen, die durch die Sprechzimmer gegeben ist:

Eingesperrt wie die unseren (Die Jungfrauen; Anm. d. Verf.), haben sie einen Vorteil, den man in den Sonnentempeln nicht besitzt: hier sind die Mauern an einigen Stellen geöffnet und nur mit Stücken von gekreuzten Gittern verschlossen, die eng genug sind, um zu vermeiden, daß jemand herauskommt. Diese Öffnungen lassen einem die Freiheit, die Leute, die von außen kommen, zu sehen und sich mit ihnen zu unterhalten; das nennt man Sprechzimmer.¹²

¹⁰..j'ai goûté pendant ce voyage des plaisirs qui m'étoient inconnus. Renfermées dans le Temple dans ma plus tendre enfance, je ne connoissois pas les beautés de l'univers; quel bien j'avois perdu! (...)Le Cacique a eu la complaisance de me faire sortir tous les jours de la cabane roulante pour me laisser contempler à loisir ce qu'il me voyait admirer avec tant de satisfaction. (B. 12, S. 197)

¹¹ A quelques tems de là, une vieille femme d'une physionomie farouche entra, s'approcha de la Pallas, vint ensuite me prendre par le bras, me conduisit presque malgré moi dans une chambre au plus haut de la maison, et m'y laissa seule.(B. 13, S. 203f.)

¹² Enfermées comme les nôtres, elles ont un avantage que l'on n'a pas dans les Temples du Soleil: ici les murs ouverts en quelques endroits, et seulement fermés par des morceaux de fer

Die Metaphorik des Gefängnisses ist jedoch allen Räumen, die Zilia im Laufe ihres Weges durchläuft, gemeinsam.

An dieser Darstellung läßt sich ablesen, in welchem Maße die Existenz der Frau von derselben als eine der Ab- und Ausgeschlossenheit empfunden wird. Die Kontakte mit der Außenwelt sind sporadisch und hängen von dem guten Willen der Männer ab.

IV

Zilias Weg endet in ihrem Landhaus, das Déterville für den Erlös der von ihm erbeuteten Schätze des Sonnentempels erwirbt. Diese Schätze stehen Zilia als rechtmäßiges Erbe zu. Somit bedeutet das Haus für Zilia finanzielle Eigenständigkeit. Diese finanzielle Eigenständigkeit war für die Frau des 18. Jahrhunderts durchaus keine Selbstverständlichkeit, und dürfte der Traum vieler Frauen gewesen sein, nicht zuletzt der Mme de Grafignys.

Zilias Haus ist die Voraussetzung für die von ihr am Ende des Romans erreichte geistige und emotionale Autonomie, in dem Sinne, in dem Virginia Woolf schreibt:

Das ist es. Intellektuelle Freiheit hängt von materiellen Dingen ab. Dichtung hängt von intellektueller Freiheit ab. Und Frauen sind immer arm gewesen, nicht nur seit zweihundert Jahren, sondern seit aller Zeiten anfang... Deshalb habe ich so viel Nachdruck auf Geld und ein Zimmer für sich allein gelegt.¹³

Zilias Haus ist also nicht zuletzt Voraussetzung für ihre schriftstellerische Arbeit. J. Undank interpretiert die Bedeutung des Hauses in diesem Zusammenhang sogar so weitgehend, daß er im Haus eine Metapher für den Roman sieht:

Da Zilia beides ist, die Substanz als auch die Stimme ihres Romans, steht das Haus zweifelsohne auch für den Roman, so daß wenn ein in schwarz gekleideter Mann, der einen Schreibtisch und ein schon fertig geschriebenes Dokument in den Händen hält, um eine Unterschrift als Hauseigentümer bittet, nimmt Zilia, indem sie ihren Namen einschreibt, den Text in Besitz...¹⁴

croisés, assez près l'un de l'autre, pour empêcher de sortir, laissent la liberté de voir et d'entretenir les gens du dehors, c'est ce qu'on appelle des Parloirs." (B. 19, S. 224)

¹³ V. Woolf, *Ein Zimmer für sich allein*, Berlin 1978, S. 98.

¹⁴ J. Undank, „Grafigny's Room of her own“, in: *French Forum*, Lexington Sept. 1988, 75, S. 302: „Since Zilia is both the substance and the voice of her novel, the house no doubt figu-

Wir wollen im folgenden kurz auf die Beschreibung des Hauses eingehen.

In seiner *Poetik des Raums* beschreibt Bachelard das Haus als Mikrokosmos: „Das Haus ist unsere Ecke der Welt. Es ist - man hat es oft gesagt - unser erstes Universum. Es ist wirklich ein Kosmos.“¹⁵ Dies trifft auf Zilias Haus ebenfalls zu. Die in ihrem Brief beschriebenen Zimmer sind das Eßzimmer, die Bibliothek und ein Raum, der eine Nachgestaltung des Sonnentempels ist. Das Haus weist damit gleichsam in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinein. Der Raum, der den 'Sonnentempel' beinhaltet, erinnert an das universale Schicksal der Frauen, in Abgeschlossenheit leben zu müssen. Dagegen symbolisiert die Bibliothek die Öffnung zum 'männlichen' Bereich der Bildung und der Kultur.

Die Momente Zilias Weges, die Momente ihrer bisherigen Existenz sind in diesem Haus vereint und sind Voraussetzung dafür, daß Zilia ihre Integrität erhält und ein autonomes 'Ich' entwickeln kann. so schreibt Bachelard:

Unser Ziel ist nun klar: Wir müssen zeigen, daß das Haus die größte Integrationskraft für die Gedanken, die Erinnerungen und die Träume des Menschen ist (...) Das Haus im Leben eines Menschen verdrängt die Zufälligkeiten, es vervielfacht seine Überlegungen der Kontinuität. Ohne es wäre der Mensch ein zerstreutes Wesen. Es erhält den Menschen in den Gewittern des Himmels so wie in den Gewittern des Lebens. Es ist Körper und Seele zugleich...¹⁶

Zilias 'Freiheit' und Autonomie innerhalb der Gesellschaft sind jedoch wiederum gekennzeichnet durch einen Ort der relativen Abgeschlossenheit, ein Haus auf dem Lande, ein Ort gleichsam am Rande der Gesellschaft.

Undank kritisiert diese räumliche Lösung innerhalb des Romans als Träumerei, als Realitätsflucht der Protagonistin bzw. der Autorin.¹⁷ Es stellt sich jedoch die Frage, ob es für eine Frau der damaligen Gesellschaft eine andere

res the novel as well, so when a man dressed in black, holding a writing desk and a document „already drawn up“ asks for her signature as owner of the house, Zilia, inscribing her name, takes possession of the text...“

¹⁵ G.Bachelard, *La Poétique de l'espace*, Paris 1978., S. 24: "La maison est notre coin du monde. Elle est - on l'a souvent dit - notre premier univers. Elle est vraiment un cosmos."

¹⁶ G.Bachelard, a.a.O., S. 26: „Notre but est maintenant clair: il nous faut montrer que la maison est une des plus grandes puissances d'intégration pour les pensées, les souvenirs et les rêves de l'homme. (...) La maison, dans la vie de l'homme, évince les contingences, elle multiplie ses conseils de continuité. Sans elle, l'homme serait un être dispersé. Elle maintient l'homme à travers les orages du ciel et les orages de la vie. Elle est corps et âme."

¹⁷ J.Undank, a.a.O., S. 302.

Möglichkeit gab, als sich ihre Freiräume am Rande der Gesellschaft zu erschaffen und sie sich zu erträumen oder bestenfalls zu erschreiben.

Das Haus symbolisiert jedenfalls die Schwierigkeit der Frauen in der damaligen Gesellschaft, in der sie wie Zilia immer Fremde bleiben, sich überhaupt Freiräume zu schaffen.

Das Problem der Integration bzw. Ausgrenzung ist damit nicht lösbar. Für eine Frau im Frankreich des Ancien Régime bedeutet die gesellschaftliche Integration per definitionem Ausgrenzung, d.h. Ausschluß von der Öffentlichkeit. So bleibt Zilia nur der freiwillige Rückzug (*la retraite*) in ihr Privatreich, dessen geöffneten Türen (S. 297) jedoch das Durchbrechen der Gefängnisstrukturen bedeuten. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Lebensräumen Zilias ist dieser Ort von ihr gewählt und ermöglicht ihre persönliche 'liberté'.¹⁸

Auch versinnbildlicht das Haus das ambivalente Verhältnis der Frauen der Abgeschlossenheit gegenüber. Lehnen sie sich auf der einen Seite gegen den ihnen auferlegten Ausschluß von der Öffentlichkeit auf, brauchen sie auf der anderen Seite einen fest abgegrenzten Raum, einen Raum, in dem sie für sich sein und sich ihrer Existenz bewußt werden können. So schreibt Zilia in ihrem letzten Brief:

Die Freude am Dasein, diese vergessene Freude, die so vielen blinden Menschen gar nicht bekannt ist; dieser so süße Gedanke, dieses so reine Glück: *ich bin, ich lebe, ich existiere*, könnte allein glücklich machen, würde man sich seiner erinnern, würde man sich seiner erfreuen, würde man seinen Preis kennen.¹⁹

V

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, daß sich das Verhältnis von Öffnung versus Abgeschlossenheit, wie es auf der inhaltlichen Ebene dargestellt wird, auch auf die durch die Gattung bedingte Struktur des Romans übertragen läßt.

Der Brief als Basiseinheit des Romans ist jeweils in sich geschlossen. Er hat einen Anfang und ein Ende und behandelt in der Regel ein bestimmtes Thema oder Ereignis. Diese abgeschlossene Einheit des Briefes läßt sich mit den einzelnen abgeschlossenen Räumlichkeiten auf der Inhaltsebene gleichsetzen.

¹⁸ G. Nicoletti, a.a.O., S. 318.

¹⁹ a.a.O., S. 322: „Le plaisir d'être: ce plaisir oublié, ignoré même de tant d'aveugles humains, cette pensée si douce, ce bonheur si pur, je suis, je vis, j'existe, pourroit seul rendre heureux, si l'on s'en souvenoit, si l'on en jouissoit, si l'on en connoissoit le prix.“

Auf der Makroebene impliziert der Briefroman die Idee der Öffnung, denn im Gegensatz zu einem Roman mit auktorialem Erzähler weiß der Briefschreiber selbst nicht, wie der Roman endet. Bei den *Lettres Péruviennes* handelt es sich um ein explizit offenes Ende; es gibt weder ein Happy End, d.h. Heirat, noch die Beendigung der Korrespondenz durch Tod der Briefschreiberin. Zudem bleibt offen, ob Déterville Zilia's Angebot annehmen wird. Die Ablehnung traditioneller Plotstrukturen entspricht dem Verzicht auf einen konventionellen weiblichen Lebensweg und bedeutet damit Ausbruch aus der von außen auf die Frau auferlegten Abgeschlossenheit. So läßt sich das offene Ende des Romans als Verweigerung der den Frauen auferlegten Abgeschlossenheit interpretieren, wie Mc Arthur dies tut.²⁰

VI

Wir haben am Beispiel der *Lettres d'une Péruvienne* gesehen, wie räumliche Erfahrung von Frauen literarisch gestaltet werden kann. Das Gefühl des Ein- bzw. Ausgeschlossenseins, das von ihnen empfunden wird, demonstriert die Autorin an den Reisestationen ihrer Protagonistin. Integration in die Gesellschaft ist für die Frau/Zilia dabei nur bedingt möglich, denn sie bedeutet automatisch Abgeschlossensein von der Öffentlichkeit. Öffnung gegenüber der ihr fremden Welt heißt für die Frau paradoxerweise zumindest partielle Ausgrenzung von der Gesellschaft. So wird in diesem lesenswerten Briefroman die Möglichkeit einer Gestaltung von Freiraum für die Frau am Rande der Gesellschaft aufgezeigt, was sich auf der Gattungsebene durch die Ablehnung der geschlossenen Form des Romans widerspiegelt.

²⁰ E. Mc Arthur, "Devious Narratives: Refusal of Closure in Two Eighteenth-Century Epistolary Novels", in: *18th Century Studies* 21 1987, S. 6: „The fact that these inconclusive plots are accompanied by feminist commentary on society suggests that the failure to close might represent a protest against closures generally imposed on women.“

Bibliographie

Bachelard, G.: *La poétique de l'espace*. Paris 1978.

McArthur, E.: „Devious Narratives: Refusal of closure in two Eighteenth-Century Epistolary Novels“ In: *18th Century Studies* 21, 1987, S. 1-20.

Nicoletti, G., (Hrsg.): *Mme de Graffigny, Lettres d'une Péruvienne*. Bari 1967.

Scales Alcott, L.: *The Theme of Autonomy in the life and writing of Mme de Graffigny*. Diss. Ann Arbor, 1990 Dec., 2035A.

J.-P. Schneider: „Les Lettres d'une Péruvienne: roman ouvert ou roman fermé“. In: *Travaux du Groupe d'études du XVIIIe siècle*, Université de Strasbourg II, vol. 5, 1989, S. 7-48.

Undank, J.: „Graffigny's Room of her own“. In: *French Forum*, Lexington Sept. 1988, 75, S. 287-318.

Woolf, V.: *Ein Zimmer für sich allein*, Berlin 1978.

Auftritt in einem verweigerten Raum:

Theater der Jahrhundertwende von Frauen in Deutschland und Frankreich

Sonja Dehning

„Finden Sie es normal, gerecht und logisch, daß auf die Frage, die man einer Kranken stellt, immer der Vater, der Bruder oder der Ehemann antwortet (...)?

Es scheint mir ebenso unlogisch, der Kranken nicht zu erlauben, von ihren Leiden zu sprechen, wie der Frau jede Möglichkeit zu verbieten, ihre Meinung direkt der Öffentlichkeit mitzuteilen, so wie einem Arzt, der sich unserer Not und unseren Schmerzen anzunehmen vermag.“¹

(Marya Chéliga, um 1897)

Premierenstimmung im *Théâtre Féministe*

Das Anliegen von Frauen, ihre Klagen über die eigene Lebenssituation und über ihre Rolle in der Gesellschaft, aber auch ihre individuellen Wünsche und Vorstellungen in die Öffentlichkeit zu tragen, um damit auf soziale Mißstände aufmerksam zu machen - diese Motivation stand im Vordergrund, als die 'feministisch' engagierte Polin Marya Chéliga 1897 in Paris eine speziell für Dramatikerinnen organisierte, unabhängige und internationale Theaterinstitution - das *Théâtre Féministe*² - ins Leben rief. Dieses für die damaligen Ver-

¹ „Trouveriez-vous naturel, juste et logique, qu'aux questions posées à une malade par son médecin, la réponse soit toujours faite par son père, son frère ou son mari? Il me semble aussi peu logique de ne pas permettre à la malade de raconter ses maux, que d'interdire à la femme toute occasion de confier ses idées directement à la société, à ce médecin présumé de nos malaises et de nos plaies.“ S. Marya CHÉLIGA: „Le Théâtre féministe.“ In: *Revue d'Art dramatique*. Numéro spécial: *Le Féminisme au Théâtre*. Octobre 1901, S. 650-658, hier: S. 650.

² In die französischen Literaturgeschichten ist das *Théâtre Féministe* nicht eingegangen. Abgesehen von einer kurzen Notiz bei L. HENRI-LECOMTE: *Histoire des théâtres de Paris*. (Genève 1973, S. 27) geben nur CHÉLIGAs eigener Aufsatz (s. Marya CHÉLIGA Octobre 1901, S. 650-658) und ihr Artikel im *Almanach Féministe 1899/1900* (Ed. Marya Chéliga, Paris 1900, S. 26-28) Aufschluß über das Projekt.

hältnisse kühne Unternehmen sollte es Dramatikerinnen erstmals ermöglichen, ihre eigenen Ideen zu entfalten und auf einem öffentlichen Forum darzubieten.

In der Theatergeschichte galt die Bühne von jeher als Domäne der Männer *par excellence*, als ein Frauen „verweigerter Raum“³, ein 'Nicht-Ort' für das weibliche Geschlecht: In der griechischen Antike wurden weibliche Darstellerinnen von der Bühne regelrecht verbannt, Frauenrollen ausnahmslos von männlichen Schauspielern dargestellt. In den darauffolgenden Jahrhunderten hielt zwar die Schauspielerin Einzug auf der Bühne, den Frauen wurde aber damit lediglich die Teilnahme an der *Reproduktion* von Kunst zugewiesen, so daß ihre künstlerische Aktivität in aller Regel auf die passive Rolle der zum Objekt der Bewunderung stilisierten *Diva* reduziert wurde. Bis ins ausgehende 19. Jahrhundert nahmen die an der literarischen Produktion beteiligten Bühnenautorinnen im Theatergeschehen eine Randposition ein und wurden als kreativ Schaffende gesellschaftlich weitgehend ignoriert.

Daher kann das von Marya Chéliga-Loevy (1854-1927) ins Leben gerufene Projekt als Vorreiter gelten: Dieses '*kämpferische Theater*' sollte als '*Ideentheater*'⁴, wie die Initiatorin zu verstehen gab, zur Verständigung und Versöhnung der Geschlechter beitragen; es sollte eine Vermittlerfunktion zwischen weiblichen und männlichen Dramatikern übernehmen, wie es zur Jahrhundertwende in Deutschland keine vergleichbare gab.

Anläßlich der Eröffnung des *Théâtre Féministe*⁵ am 18./19. Januar 1898 in Paris wurden Dramen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern verschiedener Nationalität (aus Finnland, Dänemark, Polen, England u.a.) aufgeführt: Nach den wenigen überlieferten Informationen fand das Drama *Hors du Mariage* von Daniel Lesueur (Pseudonym der Autorin Jeanne Loiseau) auch bei den anwesenden männlichen Kritikern begeisterten Zuspruch. Der Erfolg der Stücke bei der Theatereröffnung ist dadurch zu erklären, daß - was das anwesende Publikum betrifft - eine 'natürliche' Vorauswahl stattgefunden hatte: An solchen Veranstaltungen nahm nur teil, wer emanzipiert genug war, um das Dramenschaffen von Frauen überhaupt wahr- und ernstzunehmen.

³ So der Titel des Aufsatzes über deutschsprachige Dramatikerinnen von Michaela GIESING: „Theater als verweigerter Raum. Dramatikerinnen der Jahrhundertwende in deutschsprachigen Ländern.“ In: *Frauen - Literatur - Geschichte*. Hg. H. Gnüg/ R. Möhrmann. Stuttgart 1985, S. 240-259.

⁴ „*théâtre de combat, théâtre de l'idée*“, s. CHÉLIGA 1901, S. 656.

⁵ Das Eröffnungsprogramm ist in der Bibliothèque d'Arsenal/Paris einzusehen.

Bezeichnenderweise sind die hier aufgeführten Dramen in den französischen Bibliotheken heute bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr aufzufinden⁶; sie wurden entweder nie gedruckt oder aber es wurde nicht als notwendig erachtet, die wenigen vorhandenen Exemplare als Zeitdokumente in die Bibliotheken einzustellen.

Daß viele deutsche Dramenschriftstellerinnen der Jahrhundertwende bis heute unentdeckt blieben, belegt Susanne Kords Dissertation⁷, in deren Anhang über 300 deutschsprachige Dramatikerinnen aufgelistet werden. Die literaturwissenschaftlichen Untersuchungen über französische Theaterschriftstellerinnen - und generell über französische Autorinnen dieser Epoche - bleiben dagegen unzureichend, es existiert kein vergleichbares Überblickswerk wie das deutschsprachige. Obwohl in einschlägigen Jahrbüchern wie dem *Annuaire de la Société des auteurs et compositeurs dramatiques* zahlreiche Autorinnen verzeichnet sind, werden diese von der französischen Literaturwissenschaft bisher hartnäckig ignoriert.⁸

Die wenigen Dramatikerinnen, die in den traditionellen französischen Theaterinstitutionen ihre Stücke aufführen durften (in der *Comédie Française* waren es im 19. Jahrhundert außer George Sand, Madame de Girardins *Les Journalistes* und 1918 dann Marie Lenéus *La Triomphatrice*), sahen sich gezwungen, aus diesen Werken eigene innovative Ideen 'auszumerzen', so daß den Stücken oftmals ihre Offenheit genommen und die ursprüngliche Idee verfälscht wurde. Vollkommen neue Selbstentwürfe von Frauen auf der Bühne wurden auch zur Jahrhundertwende aus bürgerlicher Sicht weder in Frankreich noch in Deutschland als 'bühnenreif' erachtet. Dramatikerinnen balancierten weiterhin zwischen Strategien der Anpassung und Opposition. Als Schriftstellerin war die Frau ohnehin marginalisiert, als *Dramenautorin* galt 'Vermännlichung' als höchstes Lob ihrer dramatischen Kunst, wenn ihr die für dramatische Entwürfe als notwendig erachteten Fähigkeiten wie 'Objektivität' und 'Logik' nicht generell abgesprochen wurden.

⁶ Weitere Dramen, die bei der Eröffnung aufgeführt worden sind, waren: *Libre!* von Jeanne Herter-Eymond, *Préludes* von der dänischen Dramatikerin Emma Gad, *C'est la Vie* von Mme d'Andrée d'Albert; *Hors la Loi* von Mme Daniel Lesueur. - Die letzten drei Dramen waren in den französischen Bibliotheken nicht aufzufinden.

⁷ Susanne KORD: *Ein Blick hinter die Kulissen. Deutschsprachige Dramatikerinnen im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1992.

⁸ Vgl. Olivier PIERRE-WALZEL: *Littérature française. Le XX siècle I - 1896-1920*. Paris 1975.

Hindernisse:

Von aufführungspraktischen Barrieren im Theaterbetrieb bis zur Entmythisierung männlicher Rollenphantasien

Mit der öffentlichkeitswirksamen Gattung des Dramas waren französische als auch deutschsprachige Schriftstellerinnen in ihrer künstlerischen Betätigung mehrfachen Hindernissen ausgesetzt: Nicht nur aufführungstechnische Barrieren bis zur Realisierung eines Stückes auf der Bühne mußten bewältigt werden - die Schwierigkeiten, einen öffentlichen Raum für sich zu erobern, waren nur in manchen Fällen mit Hilfe eines männlichen Pseudonyms zu umgehen⁹, Dramatikerinnen der Jahrhundertwende mußten sich verstärkt den misogynen Theorien der Kulturtheoretiker und den diffamierenden Urteilen der Kunstkritiker widersetzen, die den gattungspoetologischen 'Einbruch' von Frauen ins Theater, diese als männlich deklarierte Domäne der Kunst, verhindern wollten: Weibliche Entwicklungsfähigkeiten seien durch eine „hohe Fähigkeit zur Empfindung und eine ebenso beträchtliche Unfähigkeit zur intellektuellen Abstraktion“ bestimmt, verkündete der Kunsthistoriker Karl Scheffler¹⁰. Daß gerade das Drama hohe poetologische Ansprüche an Abstraktheit und Figurenkomposition stelle und die Frau „(...) mit ihren künstlerischen Leistungen gerade da versagt, wo die strenge Geschlossenheit der Form prävaliert: im Drama, in der musikalischen Komposition, in der Architektur,“ postulierte der Kulturtheoretiker Simmel¹¹. Deutsche und französische Theaterkritiker nahmen diese Geschlechterdichotomie auf und propagierten die Meinung, Frauen neigten mehr zur lyrischen Expansion und Dezentralisation, so könnten sie dem Drama nicht gerecht werden, da es auf „Konzentration und Begrenzung“¹² gestellt sei. Mit ihrem Artikel *Über den Mißerfolg der Dramenschriftstellerinnen* untermauerte auch die Theaterkritikerin Ella Mensch die pseudo-biologischen Argumentationslinien, indem sie der Frau generell die Fähigkeit

⁹ CHÉLIGA berichtet von Dramen-Wettbewerben, die seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts in Polen abgehalten wurden. Die anonyme Einsendung der Werke gewährleistete zwar sachliche Kritik. Die Tatsache aber, daß dann auch Frauen zu den Preisträgern zählten, schien der Jury doch problematisch: oft wurden deren Stücke nicht zur Aufführung zugelassen. S. CHÉLIGA 1901, S. 656.

¹⁰ Vgl. Karl SCHEFFLER: *Die Frau und die Kunst*. Berlin 1905, S. 51 ff.

¹¹ Georg SIMMEL: *Philosophische Kultur*. Berlin 1911, S. 56.

¹² Rudolph LOTHAR: *Das deutsche Drama der Gegenwart*. München 1905, S. 165.

zur Dramatik abspricht: das Drama liege „dem psycho-physischen Organismus der Frau nicht“¹³.

Reflexionsansätze, die nicht von dieser geschlechtsspezifischen Setzung beeinflusst sind, müssen zur Jahrhundertwende noch als Raritäten gelten.¹⁴ Selbst Alfred Kerr, der in seinem Artikel über Ernst Rosmer (Pseudonym der Autorin Elsa Bernstein) das Talent der Münchner Dramatikerin lobt, belächelt einige ihrer Dramenszenen als „kleine Krankheiten, aber vorübergehende“; dem dramatischen „Chaos“ kann er allenfalls einen „Reiz“ abgewinnen. Als „bis zur völligen Unklarheit wirr geraten“¹⁵ kritisiert Klemperer in seinem Artikel über Marie Eugenie delle Grazie die Personenkonstellation in ihrem Drama *Der Schatten*¹⁶: Die Aufspaltung des Protagonisten in eine Doppelgängerfigur gefolgt von einem imaginären 'Schatten', deutbar etwa als das andere Unbewußte, ist als Ausdruck der Opposition der Schriftstellerin zu verstehen, als eine Art der Subversion durch die Form. Daß einige Autorinnen wie delle Grazie ihrer Zeit formgestalterisch weiter voraus waren, wollten zeitgenössische Kritiker nicht wahrhaben. Ursprünglich als entgegennende Antwort auf Ella Menschs oberflächlichen Verriß gedacht, zeigt sich, daß Klemperer selbst nicht frei von Unverständnis und Vorurteilen gegenüber den Frauendramen bleibt.

Auch das Urteil des französischen Literaturkritikers Maurice Boissard greift zu kurz: Er bemängelt Brüche in der Dialogführung von Marie Lenéus Drama *La Triomphatrice* (1912), ohne diese dramaturgisch einer Analyse zu unterziehen. Dabei wird gerade bei diesem Drama an den differenziert gestalteten Charakteren sehr deutlich, daß gebrochene Dialogstrukturen auf mangelnde Kommunikationsfähigkeit zwischen den Figuren zurückzuführen sind, die den Beziehungskonflikt zwischen den Geschlechtern aufzeigen. Der Kritiker ignoriert dies schlicht; statt dessen wird die Charakterdarstellung der Figuren als „unvollständig“ und „willkürlich“ abgetan.¹⁷ Abweichungen von der klassischen Dramaturgie mit ihren geschlossenen Formen werden kurzerhand als 'weibliche' Eigenheiten diffamiert, zum Defizit erklärt. Die Funktionen der neuen dramaturgischen Mittel zu analysieren und auf die (Vor-)Urteile wie Stil- und Ausdruckslosigkeit, Dialogbrüche und mangelnde Stringenz der Dramen hin zu überprüfen, wäre dagegen eine wünschenswerte Alternative.

¹³ Ella MENSCH: „Der Mißerfolg der Frau als Dramenschriftstellerin.“ In: *Bühne und Welt* 13. 1910/11, S. 155-159.

¹⁴ S. Victor KLEMPERER: „Dramen-Dichterinnen.“ In: *Bühne und Welt* 13/1911, S. 485-499.

¹⁵ KLEMPERER 1911, S. 488.

¹⁶ Eugenie M. DELLE GRAZIE: *Der Schatten*. Leipzig 1904.

¹⁷ Maurice BOISSARD: „La Triomphatrice.“ In: *Mercure de France* 1.3.1918, S. 115.

Auf diese Weise könnten Ansätze innovativer Schreibweisen und Formexperimente herausgearbeitet werden, die traditionelle Sinnprozesse und überkommene dramaturgische Gestaltungsweisen in Frage stellen.

Neben den konkreten äußeren Faktoren, die der Theaterschriftstellerin für eine Karriere Hindernisse in den Weg legten und ihr entschiedenes Durchsetzungsvermögen forderten, wurde eine Dramenautorin in verstärktem Maße mit gattungspoetologischen Problemen konfrontiert: Da gerade die Gattung Drama bisher als Projektionsfeld par excellence für Weiblichkeitsmythen von Männern galt, stellt sich die Frage, wie Bühnenschriftstellerinnen mit den gängigen weiblichen Rollenphantasien umgehen, die über Jahrhunderte massiv durch Imaginationen männlicher Schriftsteller geprägt worden waren. Im ausgehenden 19. Jahrhundert, als die Frage nach der Subjektivität besonders virulent war, läßt sich die Dekonstruktion des Individuums gerade an Frauenbildern beobachten, beispielsweise am Topos der 'Heldin als Opfer'. Dieser von Männern kultivierte bürgerliche Mythos der zur Rose stilisierten geopferten Heldin mußte erst aufgebrochen werden, bevor die Frage nach dem *neuen* Blick aus weiblicher Perspektive und nach einer weiblichen Subjektivität beantwortet werden konnte. Anhand der Frage, wie Schriftstellerinnen mit der Projektion der Bildlichkeit, der Körperlichkeit der Frau umgehen, wie sie eigene Körperlichkeit darstellen, müßten diese Dramen erneut untersucht werden. Brüche in der Dialogstruktur, Doppelung und Gespaltenheit bezüglich der Figurendarstellungen, Verschiebungen in Personenkonstellation, Spuren der Restriktion oder Ansätze zu neuen Konfliktlösungen - diese Abweichungen vom Normenkatalog männlicher Dramenkonzeptionen sind weit entfernt davon, Gegenbilder einer sogenannten 'weiblichen Ästhetik' zu definieren, sie können allenfalls als Zeichen der Unterwanderung männlicher Normen aufgefaßt werden und damit als Spezifika weiblicher Erfahrung gelten. Der Begriff der Abweichung entspricht Julia Kristevas Forderung einer *negativen Textpraxis*, die patriarchal festgelegte Strukturen mittels Sprache verwerfen will.¹⁸ Interessant wäre es zu untersuchen, inwiefern neuere ästhetische Theorien für Jahrhundertwendetexte produktiv gemacht werden können.¹⁹

Da die diffamierenden Urteile der Theaterkritiker gegenüber Dramatikerinnen zur Jahrhundertwende als obsolet erscheinen und inzwischen Dramatikerinnen des 20. Jahrhunderts neue Theaterästhetiken angeregt haben, wie Anke Roeder in ihren Theatergesprächen mit zeitgenössischen Dramatikerin-

¹⁸ Julia KRISTEVA: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt a.M. 1978, S. 123.

¹⁹ Im folgenden vgl. Anke ROEDER (Hg.): *Autorinnen: Herausforderungen an das Theater*. Frankfurt a.M. 1989.

nen Gerlind Reinshagen, Elfriede Jelinek, Gisela von Wysocki u.a. beweist, können auch die Dramentexte von Frauen der Jahrhundertwende - einer Epoche eines gesellschaftlichen Umbruchs - in einem anderen Licht gesehen werden. Schon in den Dramen von Frauen des ausgehenden 19. Jahrhunderts lassen sich in Ansätzen Elemente wiederfinden, die zeitgenössische Dramatikerinnen für ihre Texte geltend machen: Gebrochene Dialogstrukturen, syntaktische Inkohärenzen, sind nach Gerlind Reinshagen in Anlehnung an Kristevas Theorie des Semiotischen darauf zurückzuführen, daß Schriftstellerinnen nicht primär von den Fakten, sondern von der Emotion ausgehen, die sich im Laufe des Schreibens in der Syntax manifestiert.²⁰ Auch die *Lückendramaturgie* Ursula Krechels²¹ könnte für Texte der Jahrhundertwende produktiv gemacht werden: nämlich im Text Lücken aufzuspüren, Brüche, in denen sich Widersprüche manifestieren, ihre Bedeutung ausfindig zu machen und nicht allein die Kohärenz der Handlung zum entscheidenden Maßstab zu erheben.

Aufbrüche: Aus neuem Blickwinkel in Szene gesetzt

Nicht nur weibliche Dramatikerinnen der Jahrhundertwende ließen sich von formalen Innovationen inspirieren. Das Phänomen eines gesamtgesellschaftlichen Umbruchs fand im politischen und gesellschaftlichen Leben seine Spiegelungen, im gesamten Kulturleben und hier besonders im Theater, einem Seismographen der politischen und kulturellen Spannungen. Das naturalistische Theater, das in Frankreich mit Antoines *Théâtre Libre* (1887) ein bühnenrevolutionäres Ausmaß erreichte und dessen Konzept kurze Zeit später in Deutschland aufgenommen wurde, wandte sich in Abkehr von der streng klassisch konzipierten Form der Tragödie nun kleinteiligen dramatischen Formen, bis hin zum Einakter, und sozialen Thematiken zu. Dieser formale und inhaltliche Wandel der Gattung Drama begünstigt den Zugang von Autorinnen zu dieser Literaturform.

Allmählich wurden mehr Dramen von Frauen aufgeführt. Damit ist aber das formale Kriterium der *Dramenkonzeption*, daß Frauen nicht *auch* in der strengen klassischen Dramenkonzeption reüssieren konnten, noch nicht hinlänglich belegt. Daß in Dramen von Frauen um die Jahrhundertwende die aktuellen Themen und Fragestellungen aus einem anderen Blickwinkel präsentiert werden, wie die Begründerin des *Théâtre Féministe* selbst berichtet²², ist dagegen offensichtlich:

²⁰ ROEDER 1989, S. 30.

²¹ ROEDER 1989, S. 56.

²² S. CHÉLIGA 1901, S. 656.

Es läßt sich belegen, daß in Dramen weiblicher Autoren häufiger weibliche Protagonisten auftreten, Charakterschwächen männlicher Figuren nicht verschwiegen werden; hinzu kommt eine Konfliktverschiebung von der Vater-Tochter-Beziehung auf die Mutter-Tochter-Beziehung. Am deutlichsten jedoch fallen die Innovationen auf inhaltlicher Ebene ins Auge: Da die Frau stärker als der Mann in die familiäre Sphäre eingebunden war, konzentrierte sich der Konflikt im Drama auf die bürgerliche Familie; Sexualität, Liebe und Mutterschaft wurden zu fundamentalen Themen des Theaters. Der Akzent lag erstmals auf Auseinandersetzungen mit der 'bewußten' Mutterschaft und auf Beziehungen zwischen Frauen.²³ Der Blick der Dramatikerinnen blieb allerdings weitgehend auf diesen „binnenfamiliären Raum“²⁴ beschränkt; Themen wie Berufstätigkeit von Frauen oder Selbstverwirklichung in der Kunst fanden nur am Rande Eingang in die Dramen. Aus künstlerischem Bereich wurde von Dramatikerinnen vor allem der Schauplatz des Theaters als Handlungshintergrund gewählt, da er einer der wenigen war, wo Frauen aktiv als Schauspielerinnen und Sängerinnen auftraten. Insbesondere Schauspielerinnen-Dramen erfreuten sich großer Beliebtheit beim Publikum, wahrscheinlich weil hier bei den Zuschauern ein intensiver kathartischer Effekt erzielt werden konnte: Die Protagonistin steigt zum ruhmreichen, beruflich erfolgreichen Divaideal auf, um dann in einem tragischen Schicksal - einsam, gealtert und ruiniert - ihr Ende oftmals im Selbstmord zu finden.²⁵ Bezeichnenderweise zeigten die Dramatikerinnen in ihren Werken meist nicht, wie harmonisches Familienleben mit Berufstätigkeit zu vereinbaren war. Im Zweifelsfall wurde - weit mehr als der Beruf - ganz den Konventionen folgend die *Ehe* „als Glück interpretiert“²⁶.

Regression in traditionelle Verhaltensmuster und Generalproben für eigenständige Auftritte von Frauen - regressive und progressive Tendenzen existieren nebeneinander: Alleinstehende, berufstätige Frauen, Frauen, die sich der Wissenschaft, der Kunst widmen - zumindest wird das Ausbrechen der Ehefrau aus der traditionellen Opferrolle geprobt - stellen Ansätze zu innerer Autonomie und Identitätsfindung der Frauenfiguren dar. Bezeichnend sind die Dramenschlüsse: Weniger wird ein Verzicht auf eigene Selbstverwirklichung

²³ MILLSTONE 1977, S. 58.

²⁴ GIESING 1985, S. 249.

²⁵ Zum Beispiel Marie ITZEROTT: *Hilde Brandt*. Straßburg 1903 und Jeanne MARNI: „Actrices.“ In: dies.: *Théâtre de Madame*. Paris 1906, S. 256-285. - Die Schauspielerin - Berufsideal vieler Mädchen aus gutbürgerlicher Familie - wurde als karriereorientiert und nach Erfolg strebend dargestellt, wobei dieser Berufsweg oftmals nur als Vorstufe zu emotionaler Erfüllung ausgestaltet wurde. Vgl. MILLSTONE 1977, S. 334.

²⁶ KORD 1992, S. 227.

inszeniert, die - wie häufig bei deutschsprachigen Dramatikerinnen, so z.B. etwa bei Laura Marholms Protagonistin *Karla Bühring* - im Selbstmord endet, als eine Form der Opposition beschrieben, die als Flucht aus der Familie realisiert wird. Dies gilt weniger für deutschsprachige als für französische Dramen: Die Protagonistin *Hélène* in Herter-Eymonds *Libre!* reflektiert die Doppelmoral der Männer, die ihr zugewiesene passive Rolle als Ehefrau und verläßt 'als *Nora*' mit Kind ihren Mann. Aber auch Geschlechtertauschphantasien und Androgynitätsideale werden selbstreflektierend verarbeitet. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß Protagonistinnen, wie z.B. die Dramatikerin Claude als Nobelpreisträgerin in Marie Lenérus *La Triomphatrice*, konstruiert maskulin wirken: eine tastende Suche nach neuen Gestaltungsmöglichkeiten, die sich dann oft in einer unkritischen Reproduktion 'männlichen' Rollenverhaltens erschöpft. Jenseits der Bühne jedoch, überlebt die Tochter der Protagonistin als zukunftsweisende Frauenfigur: Denise wartet in den Kulissen auf ihren großen Auftritt - Zeichen dafür, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse sich ändern müssen, bevor die eigenständige Frau auf der 'neuen' Bühne Einzug halten kann.

Szenenwechsel: Engagierte Dramatikerinnen in Frankreich contra soziales Engagement in Deutschland?

Den deutschsprachigen Dramatikerinnen der Jahrhundertwende gelang es nicht, sich in einem Interessenverband zusammenzuschließen. Zwar ist mit der Gründung des ersten Künstlerinnenvereins 1867 in Berlin ein künstlerisches Umfeld für Frauen in Deutschland geschaffen worden, die Initiativen im dramatischen Bereich, die 1913 schließlich innerhalb des *Deutschen Schriftstellerinnenbundes* (gegr. 1896) und der *Schaubühne* entstanden, verliefen aber im Sande.²⁷ Ein engagiertes, in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit verankertes Projekt wie das *Théâtre Féministe* gab es in Deutschland nicht; statt dessen nahm man dramatische Aktivitäten beiläufig wahr, wie z.B. Marie Ebner-Eschenbachs Einakter *Ohne Liebe*, der - nach Schilderungen des Theaterkritikers Erich Schmidt - dem Publikum 'als Tasse Thee zur Niederschlagung des Alkohols'²⁸ kredenzt wurde.

Chéligas Theaterprojekt kann insofern als Beispiel für die emanzipatorischen Aktivitäten von Frauen in Frankreich gelten, als es einerseits zeigt, wie engagiert die Französisinnen waren bzw. wie Frauen anderer Nationalitäten, die

²⁷ Vgl. GIESING 1985, S. 244.

²⁸ GIESING zitiert den Theaterkritiker Erich Schmidt, der den Aufführungsmodus der Freien Bühne kommentiert. S. GIESING 1985, S. 243-244.

kulturelle Großstadtatmosphäre für sich kreativ zu nutzen wußten; andererseits wird aber darauf aufmerksam gemacht, daß diese Aktivitäten - wie so viele Initiativen der Französinen²⁹ - nur kurzlebig und somit ohne Tiefenwirkung auf gesellschaftliche Veränderungen blieben.

Was das gesellschaftliche Engagement von Frauen in Deutschland und Frankreich Ende des 19. Jahrhunderts betrifft, unterscheidet es sich in einem wesentlichen Aspekt: Die häufigen Regimewechsel in Frankreich hatten zur Folge, daß künstlerische Aktivitäten von Frauen ephemere blieben. Da sich mit dem Commune-Aufstand von 1871 die französischen proletarischen Frauen von den bürgerlichen abwandten, konnte in Frankreich keine in einem so großen Ausmaß organisierte solidarische Frauenbewegung entstehen wie in Deutschland.³⁰

Bezüglich der inhaltlichen Unterschiede in den deutschen und französischen Dramen von Frauen können wegen der Vielfalt der zu berücksichtigenden Kriterien im folgenden nur ansatzweise vergleichende Aussagen gewagt werden.³¹ In Frankreich war aufgrund der Verschärfung des Scheidungsrechts im *Code Napoléon* - erst 1884 in der Dritten Republik wurde die Scheidung für Frauen wieder legalisiert - die Debatte über das Recht auf Ehescheidung ein beliebtes Dramenthema: In Chéligas Tendenzdrama *L'Ornière* (1896) wird die Strafgesetzgebung, der *Code pénal*, kritisiert, der dem betrogenen Ehemann das Recht gibt, seine Gattin zu töten, während umgekehrt der ehebrecherische Gatte nur milde bestraft wird. Motiviert wird diese doppelte Moral mit dem Argument, daß die treulose Frau eventuell ein illegitimes Kind in die Familie einschmuggeln könnte. Während die Scheidung im europäischen Vergleich in Deutschland „ziemlich liberal“³² gehandhabt wurde, war das Modell der Konvenienzehe in Frankreich verbreiteter als in anderen Ländern³³. Die gesell-

²⁹ S. die zahlreichen feministischen Verbände und *congrès féministes*, in denen die Meinungen zwischen bürgerlicher Frauenbewegung und Sydkalismus stark divergierten. Vgl. ALBISTUR/ARMOGATHE 1977, S. 350-375, einen guten Überblick über die Aktivitäten von Frauen bietet der *Almanach Féministe 1899/1900*. Ed. Chéliga. Paris 1900.

³⁰ Vgl. ALBISTUR/ARMOGATHE 1977, S. 51; Anna PAPPRITZ: „Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. Frankreich. Bd. 1.“ In: *Handbuch der Frauenbewegung* (Hg. Gertrud Bäumer u.a.). Berlin 1901, S. 379.

³¹ Vor allzu voreiligen Schlüssen zum Vergleich Deutschland - Frankreich warnt auch Hartmut KAELBLE: „Französisches und deutsches Bürgertum 1870-1920.“ In: Jürgen Kocka: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Bd.1*. München 1988, S. 107-140.

³² NIPPERDEY 1991, S. 46.

³³ S. BEAUVOIR 1976, Bd.II, S. 232.

schaftlichen Normen wurden dort zwar stark propagiert, aber nur 'formal' eingehalten, d.h. um so stärker durchbrochen. Es war öffentlich bekannt, daß viele verheiratete Frauen außereheliche Beziehungen eingingen (siehe *La Triomphatrice*). Selbst nachdem die Scheidung 1884 in Frankreich für die Frau wieder legalisiert wurde, blieb eine geschiedene Frau wegen vollzogener Scheidung, nicht wegen Ehebruchs gesellschaftlich stigmatisiert. In Chéligas *L'Ornière* wird dies besonders deutlich: Der unglücklich verheirateten Eliane wird geraten, eine Wohltätigkeitsstiftung zu gründen und sich eher einen Liebhaber zu nehmen, als eine Scheidung einzureichen: „Durch Scheidung wirst du zu einer Außenseiterin herunterkommen, nach der die Frauen sich mit Abscheu und Verachtung umdrehen werden und die die Männer brutal umwerben werden“³⁴. Das Drama mit seiner Quintessenz „Man muß in der Reihe bleiben, nicht aus der Reihe tanzen“³⁵, endet mit der Ermordung der Ehefrau, einer 'verhinderten Nora', durch ihren Mann - ein pessimistischer Schluß im Stile der Zeit. In anderen Dramen, in denen verstärkt Frauen den Ehebruch vollziehen, wie in Jeanne Herter-Eymonds *Libre!* (1898)³⁶, wird dagegen Selbstreflexion und Autonomie bereits erfolgreich geübt. Generell kann gelten, daß französische Dramatikerinnen gesellschaftlich tabuisierte Themen direkter auf der Bühne ansprechen als ihre deutschsprachigen Kolleginnen. Die Konvenienzehen der Französisinnen täuschten oftmals über ihre Selbständigkeit hinweg. Den egalitären Ideen, die die deutschen Frauen verfochten, standen die eher 'einzelkämpferischen' Emanzipationsbestrebungen der Französisinnen gegenüber. Denn in Frankreich gelang es zahlreichen Frauen, sich in einer Randposition Freiräume zu erobern und sich auf diese Weise von den gesellschaftlichen Konventionen abzusetzen. In größerem Maß als in Deutschland gab es in Frankreich individuelle 'Grenzüberschreitungen' von intellektuellen und künstlerischen Frauen. Offenbar war dort das Künstlertum der Metropole Paris durch die starke Tradition der Dekadenz-Kultur toleranter gegenüber marginalen Persönlichkeiten und die Subkultur der Bohème aufnahmebereit für 'Einzelschicksale'.³⁷ Nicht selten ging - wie es hier Chéligas Aktivität bestätigt

³⁴ „Le divorce fera de toi une déclassée dont les femmes se détourneront avec défiance et mépris et que les hommes courtiseront brutalement“. CHÉLIGA: *L'Ornière*. Paris 1897, S. 50.

³⁵ „Il faut rester dans l'ornière, il n'y a pas à sortir de là“ CHÉLIGA: *L'Ornière*. Paris 1897, S. 25; der Titel des Dramas *L'Ornière*, der wörtlich übersetzt soviel wie 'Wagenspur' heißt, deutet hier auf die gewohnheitsmäßigen Sitten, die festgefahrenen Konventionen der Gesellschaft.

³⁶ Vgl. MILLSTONE 1977, S. 300.

³⁷ S. KREUZER, Helmut: *Die Bohème. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1968, S. 191. - Die sich in diesem Zu-

- engagierte Initiative in Großstädten von ExilantInnen aus. Die Großstadt fungiert hier „(...) als ein Auffanglager, Durchgangslager der Intelligenz“, wie es in Deutschland Berlin erst in den zwanziger Jahren sein konnte.³⁸

Der Blick hinter die neuen Kulissen bleibt allzu kurz; die Karriere des *Théâtre Féministe* endete mit einem sogenannten *'four noir'*³⁹, einem Schuß in den Ofen: Obwohl der Theaterkritiker Henry Fouquier das neuartige - von vielen gleich abgelehnte - Unternehmen Chéligas als „nützliches Werk“ lobt⁴⁰, stellte sich der finanzielle Ruin schon nach drei Aufführungstagen ein.

1899 wurde Chéligas Idee eines Frauentheaters anlässlich einer Ausstellung zur Frauenarbeit, der *Exposition du travail de la Femme*, in Den Haag wieder aufgenommen - allerdings erneut mit wenig Erfolg: Für die Dramenthemen verhältnismäßig progressiven Charakters konnte sich - nach den wenig präzisen Aussagen Chéligas - das verschüchterte holländische Publikum im Gegensatz zu den Franzosen nicht erwärmen.

Als kurzes „Kapitel der Herausforderung“⁴¹ spielte das *Théâtre Féministe* nur vorübergehend eine Rolle im Zuge der von Chéliga erhofften Erneuerung des eklektischen Theaters - einer Erneuerung sowohl im sozialen als auch im künstlerischen Bereich, die vor allem von kreativen Frauen geleistet werden sollte. Eine von Frauen organisierte Theaterinstitution war zwar in einem kulturell inspirierenden und toleranten Umfeld möglich und entwicklungs-, aber (noch) nicht überlebensfähig.

Die Diskrepanz zwischen dem Schattendasein der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland und Frankreich, dem rigorosen Ausschluß der weiblichen Autorinnen und der von ihr gewählten öffentlichkeitswirksamen literarischen Form läßt sich daher deutlich am Berufsbild und der literarischen Tätigkeit der Dramatikerin aufzeigen. Ihre doppelte Außenseiterposition ermöglichte es ihr aber auch, einen analysierenden Scharfblick in Hinsicht auf

sammenhang aufrägende Frage nach einem Defizit an liberaler Bürgerlichkeit in Deutschland im Vergleich zu Frankreich kann hier nicht weiter diskutiert werden, s. dazu KAEUBLE 1988, S. 107-140.

³⁸ S. Ursula Krechel: „Linksseitig kunstseidig. Dame, Girl und Frau.“ In: *Industriegebiet der Intelligenz*. Hg. H. Wiesner. Berlin 1990, S. 99-106.

³⁹ *'four noir'* - übersetzt 'schwarzer Ofen' - bedeutet Mißerfolg einer Aufführung, ein 'komplettes Desaster'. S. CHÉLIGA 1901, S. 654.

⁴⁰ CHÉLIGA 1901, S. 654: (...) œuvre utile, honnête, dépassant le simple amusement sans abolir l'intérêt (...).

⁴¹ CHÉLIGA 1901, S. 658: „chaptre des revendications“.

verkrustete gesellschaftliche Strukturen zu entwickeln und diesen auf neue Weise produktiv umzusetzen.

Literaturverzeichnis:

Albistur, Maité u. Daniel Armogathe: *Histoire du Féminisme français du moyen âge à nos jours*. Paris 1977.

Almanach Féministe 1899/1900. Ed. Marya Chéliga. Paris 1900 (Bibliothèque Marguerite Durand).

Annuaire de la Société des Auteurs et Compositeurs Dramatiques. Paris 1865-1919 (Bibliothèque d' Arsenal).

Beauvoir, Simone de: *Le deuxième sexe*. Tome I/II (1949). Paris 1976.

Boissard, Maurice: „La Triomphatrice.“ In: *Mercur de France* 1.3.1918, S. 114-116.

Chéliga, Marya: *L'Ornière. Pièce en 3 actes*. Paris 1896.

Chéliga, Marya: „Le Théâtre Féministe.“ In: *La Revue d'Art dramatique: „Le Féminisme au Théâtre.“* Numéro spécial. Octobre 1901, S. 650-658.

Cladel, Judith: *Le Volant. Pièce en 3 actes*. Paris 1895.

Giesing, Michaela: „Theater als verweigerter Raum. Dramatikerinnen der Jahrhundertwende in deutschsprachigen Ländern.“ In: Hiltrud Gnüg/Renate Möhrmann: *Frauen - Literatur - Geschichte*. Stuttgart 1985, S. 240-259.

Gnüg, Hiltrud: „Erotisch-emanzipatorische Entwürfe. Schriftstellerinnen um die Jahrhundertwende.“ In: Hiltrud Gnüg/Renate Möhrmann: *Frauen - Literatur - Geschichte*. Stuttgart 1985, S. 260-280.

Herter-Eymond, Jeanne: *Libre! Pièce en 2 actes*. Paris 1898.

Kaelble, Hartmut: „Französisches und deutsches Bürgertum 1870-1920.“ In: Jürgen Kocka: *Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*. Bd. 1. München 1988, S. 107-140.

Kerr, Alfred: „Ernst Rosmer.“ In: *Neue Deutsche Rundschau* 3./4.1895, S. 1241-1249.

Klemperer, Victor: „Dramen-Dichterinnen.“ In: *Bühne und Welt* 13/1911, S. 485-499.

Kreuzer, Helmut: *Die Bohème. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1971.

Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt a.M. 1978.

Lamac, Jean: *Histoire de la littérature féminine en France*. Paris 1929.

Lenéru, Marie: „La Triomphatrice (1912).“ In: dies.: *Pièces de théâtre*. Paris 1928.

Lothar, Rudolph: *Das deutsche Drama der Gegenwart*. München 1905.

Marholm, Laura: *Karla Bühring*. Leipzig 1895.

Mensch, Ella: „Der Mißerfolg der Frau als Dramenschriftstellerin.“ In: *Bühne und Welt* 13.1. 1910/11, S. 155-159.

Millstone, Amy Blythe: *Feminist Theatre in France: 1870-1914*. Wisconsin Diss. 1977.

Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1866-1918. Bd.I. Arbeitswelt und Bürgergeist*. München 1991.

Pappritz, Anna: „Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. Frankreich. Bd. 1.“ In: *Handbuch der Frauenbewegung*. Hg. Gertrud Bäumer u.a.. Berlin 1901, S. 361-398.

Roeder, Anke (Hg.): *Autorinnen. Herausforderungen an das Theater*. Frankfurt a.M. 1989.

Rosmer, Ernst (Ps. f. Elsa Bernstein): *Wir Drei (1891)*. München 1893.

Scheffler, Karl: *Die Frau und die Kunst*. Berlin 1908.

Simmel, Georg: *Philosophische Kultur*. Berlin 1911.

Rom im Blick

Goethes „Italienische Reise“ in der literarischen Kritik Hedwig Dohms

Gaby Pailer (Karlsruhe)

1.

„Sicher ich brauchte einen Führer. Ich kaufte mir Göthe's italienische Reise. Das wäre doch der denkbar, vornehmste Führer. Ich las eifrig darin, und das Resultat: bitterste Beschämung. Göthe's römische Welt war mir eine völlig verschlossene. Aus jeder Seite dieses Buches starrte mich meine grenzenlose Unwissenheit an.“¹

Marlene Bucher, die Protagonistin und Erzählerin in Hedwig Dohms Briefroman „Schicksale einer Seele“ (1899), ist eine Berliner Hausfrau, die 1866 nach Rom gereist ist, um dem Schmerz über den Verlust ihrer Tochter und den in ihrer Ehe erlittenen Kränkungen zu entfliehen. Einem jungen Mann, den sie kurz vor der Reise kennengelernt hat, erzählt sie sukzessive ihr bisheriges Leben, um dem ihm versprochenen Bericht plötzlich einen unverlangten anzufügen: Briefe, die sie nachts schrieb und in denen sie ihre Erfahrungen in und mit Rom schildert. Unter mehreren mißlingenden Versuchen Marlenes, Rom kennenzulernen, sticht dabei die oben zitierte Erwähnung von „Göthe's italienische[r] Reise“ hervor und gibt Anlaß zur Überlegung, ob es im Roman weitere verborgene Anspielungen auf die berühmte Reisebeschreibung² gibt.

Schon auf den ersten Blick fallen mehrere Gemeinsamkeiten zwischen Marlene Bucher und Johann Wolfgang von Goethe auf. Beide sind auf der Flucht vor einem sie einengenden Dasein, beide empfinden eine große Sehnsucht nach

¹ Hedwig Dohm, *Schicksale einer Seele. Roman*, Berlin 1899, S. 303. Die Erstausgabe wird benutzt, da sie im Unterschied zur Neuausgabe (*Schicksale einer Seele. Roman*. Hg. und mit einem Nachwort von Ruth-Ellen Boetcher-Joeres, München 1988) ähnlich wie andere Erzählwerke Dohms die mangelnde Bildung der Heldin auch in Orthographie und Interpunktion spiegelt.

² Johann Wolfgang von Goethe, *Italienische Reise*, München 1982 (= Ders., *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, München 1982).

Italien, beide durchleben in Rom einen Prozeß der Erneuerung. Schwärmt Goethe von einem „zweiten Geburtstag“ (Goethe 1982, S. 147), so verspricht sich Marlene von der Reise einen „Wendepunkt“ in ihrem Leben (Dohm 1899, S. 4).

Die gemeinsamen Momente dienen allerdings nur dem Einstieg, damit die Unterschiede zwischen den römischen Aufenthalten von Dichter und Hausfrau um so deutlicher werden können: „Alles alte Bekannte, wie Freunde, die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat, und die man nun von Angesicht sieht.“ (Goethe 1982, S. 137) schreibt Goethe über die Kunstschätze, die er antrifft. Marlene dagegen verläßt ihr Haus erst einmal wochenlang nicht; als sie sich endlich herauswagt, verirrt sie sich prompt. Das heißt, während Goethe sofort in ganz Rom zu Hause ist, fühlt sich Marlene für die erste Zeit nur in ihrer Wohnung heimisch.

Entsprechend unterscheiden sich auch die Resultate der ersten Besichtigungstouren. Goethe, der die Fülle der Eindrücke genießt, ist „abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen“ (Goethe 1982, S. 131). Marlene dagegen empfindet die Besichtigungen „als eine schwere Arbeit“ und kommt „jedes Mal tödlich erschöpft nach Hause“ (Dohm 1899, S. 302f.). Erschöpfung bei beiden, jedoch aus völlig verschiedenen Gründen. Dohms Text - eine Kontrafaktur?

Wie im folgenden gezeigt werden soll, hat die Bezugnahme tatsächlich Methode, denn Dohms Protagonistin unterzieht gezielt jene Stellen Goethes einer eingehenden Lektüre, die auf Rom als Ort einer neuen Wahrnehmung und eines neuen Blickes auf Geschichte reflektieren. Dabei erscheint der Lektürevorgang selbst als ein kreativer Akt der Dekomposition, wenn Marlenes Text den Goethes zugleich zerstört und für eigene Zwecke umschreibt.³

2.

„In Rom lerne ich nun ein höheres Sehen und Hören.“ (Dohm 1899, S. 310f.) schreibt Marlene Bucher, was zunächst komisch wirkt, da sie bis dahin nur versucht hat, sich den Blick anderer anzueignen, wobei ihr das Sehen und Hören eher verging: Nach der vergeblichen Mühe, Rom als Touristin zu sehen - „von Rom entzückt zu sein wie alle Welt es war“ (Dohm 1899, S. 302) - oder gar als Bildungsreisende - mit „Göthe“ (s.o.) -, ist sie gerade im Begriff, sich

³ Das poetische Verfahren Hedwig Dohms, den Worten ihrer Ich-Erzählerinnen Texte anderer, meist bekannter Männer, zu unterlegen, wurde ausführlich behandelt in meiner Dissertation: *Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher „Autorschaft“ im erzählerischen Werk Hedwig Dohms*. Pfaffenweiler 1994 (= Thetis; 8). Die vorliegende Untersuchung basiert auf Teilen dieser Arbeit, die um einige ausgeschiedene Materialien und Reflexionen erweitert wurden.

mit dem jungen „Signore Adalbert“ erneut einen „Führer“ (Dohm 1899, S. 310) zuzulegen. Doch überraschenderweise wird sie sich bei dieser dritten Tour gerade nicht in den Blick mit fremden Augen zwingen. Immer wieder schiebt sie an dem, was als sehenswert gilt, vorbei. Das beginnt bereits mit dem ersten Spaziergang zum Monte Pincio:

„Was ich sehe ist ein unentwirrbares Knäuel der heterogensten Dinge. Und diese Steinmassen sind durcheinander, übereinander gedrängt, seitwärts geschoben, in den Boden gedrückt, auseinandergezerrt, so daß sie einen völlig chaotischen Eindruck machen, einen Eindruck, als hätte ein Gott mit ungeheuren Steinen Würfel gespielt, und da wäre Alles bunt durcheinander gefallen: Häuser und Baracken, Paläste und Schuppen, Bildwerke, Bäume, Lumpen, Blumen, königliche Portale und Holzplatten, Säulen und Spelunken, Dächer, Gärtchen, Terrassen, Gitter, höhlenartige Löcher und Luken, offene Fensterbogen, auffälliges, graues oder rötliches Gerümpel.“ (Dohm 1899, S. 311)

Wenn Marlene zwischen historische Monumente Alltägliches schiebt, so geschieht das mit System. Denn obwohl sie vorgibt, Durcheinandergewürfeltes zu beschreiben, paart ihre Darstellung deutlich Großes und Nichtiges, Ewiges und Zeitliches. Paläste, Bildwerke und königliche Portale konfrontiert sie mit Schuppen, Lumpen und Holzplatten. Interessant ist dabei, daß Goethes „Italienische Reise“, die zuvor als „Führer“ explizit verworfen wurde, implizit dennoch weiterhin mitschwingt. Auch Goethe beschreibt gleich zu Beginn seines ersten römischen Aufenthaltes in ähnlicher Weise Gegensätze:

„Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildnis, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen so nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte.“ (Goethe 1982, S. 131)

Allerdings geht es ihm - auch wenn er hier Gemischtes beschreibt - um etwas anderes als Marlene. Was ihn begeistert, ist nicht allein die Vielzahl der Eindrücke, sondern, daß er „das Bedeutende“ in Rom so nah beisammen findet. Bei genauem Hinsehen sind daher seine Gegensätze weit milder als die Marlenes; es scheint, als habe er eine Vorauswahl getroffen, so daß sich die Aufzählung zu einem bereits stimmigen Bild fügt.

Bedeutendes und Unbedeutendes zu unterscheiden, beginnt Goethe nicht erst in Rom. Schon unterwegs etwa schildert er die kleine Kapelle San Crocefisso, die reines Flickwerk zu sein scheint. Goethe fragt sich zwar, ob sie auf Resten

eines antiken Tempels gebaut sei oder ob man einfach „Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zusammengeflickt“ (Goethe 1982, S. 122) habe; doch letztlich beschäftigt ihn das nicht weiter. Die Kapelle, fährt er fort, sei „wohl irgendwo in Kupfer gestochen“ (ebd.), er indessen wendet sich dem für ihn wichtigeren Problem zu,

„daß uns, indem wir bemüht sind, einen Begriff des Altertums zu erwerben, nur Ruinen entgegenstehen, aus denen man sich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat“ (ebd.)

„Sehen“ in und durch Rom bedeutet für Goethe, Gedachtes und Geahntes wiederzuerkennen und zur Grundidee des Ganzen vorzudringen: „Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor.“ (Goethe 1982, S. 130) Wohl sei es „ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“, doch fühle man sich dadurch als „Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals“ (ebd.). Selbst dort, wo er unvoreingenommen zu blicken meint, findet er doch immer wieder eine kontinuierliche Entwicklung vor:

„[...] und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken und mir ein freies, klares Anschauen der Lokalität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht, wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen.“ (Goethe 1982, S. 122)

Vor dem inneren Auge Goethes entsteht, egal von wo aus er den Zugang sucht, immer wieder ein homogenes Bild des Vergangenen. Verglichen damit liest sich Marlenes Beschreibung als gewollte Verwirrung seiner ordnenden Wahrnehmung. Wo Goethe versucht, den Trümmern Sinn, Begriff und Idee abzugewinnen, beschreibt Marlene nur „Steinmassen“, die - wie bereits zitiert - auf sie - „durcheinander, übereinander gedrängt, seitwärts geschoben, in den Boden gedrückt, auseinandergezerrt“ - einen „chaotischen Eindruck“ machen (Dohm 1899, S. 311). Dabei könnte sie sich mit der scheinbaren Unmittelbarkeit ihrer Beschreibung auf dasselbe berufen, wie Goethe, daß sie ohne Einbildungskraft und Empfindung arbeite und lediglich die Lokalität, wie sie sie vorfindet, beschreibe.

Goethes Trauer über das leider doch recht mühselig zu bearbeitende historische Material, teilt Marlene nicht. Schreibt er:

„Doch auch in Rom ist zu wenig für den gesorgt, dem es Ernst ist, ins Ganze zu studieren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zusammenstoppeln.“ (Goethe 1982, S. 164)

So überlegt sie, anstatt die fragmentarische Überlieferung zu betrauern, warum sie die „Zerbröcklung“ nicht als beklemmend empfindet. Es liegt an dem gegenwärtigen Leben, das zwischen den Trümmern entsteht. Das heißt, in ihrer Darstellung schließt sich - in Umkehrung zu Goethe - nicht die Geschichte, sondern die Gegenwart „lebendig“ an:

„Daß das schauerlich Düstere der Zerbröcklung uns nicht beklemmt, liegt daran, daß der Himmel überall dabei ist, der blaue, blaue Himmel, die goldene goldene Sonne und die Frühlingsdüfte und =Lüfte. Das Licht lugt durch Löcher und Spalten, es flutet sein Blau durch die grandiosen Bogen hinein [...].

Und wohin der Blick fällt, sprossen und sprießen, und wuchern Blumen und Blüten und Gräser. Sie kriechen und drängen sich aus allen Fugen, klettern bis zu den höchsten Rändern des Gesteins empord und nicken und winken von oben [...].“ (Dohm 1899, S. 319)

Wie mit magischem Raunen beschwört die Ich-Erzählerin den „blaue[n], blaue[n]“ Himmel und die „goldene goldene“ Sonne, so daß folgerichtig „Blumen und Blüten und Gräser“ zum Leben erwachen. Auf diese Weise wird ein Prozeß, bei dem es um Leben und Tod geht, in Gang gesetzt. Den Ruinen kommt einzig die Rolle zu, als beredete Monumente präsent zu bleiben; in ihrem morbiden Zustand zeugen sie nicht von großer Geschichte, sondern nur noch von „totden Weltgeschichten“:

„Und sie sind nicht stumm, die Ruinen. Sie halten Grabreden, die wie Donner durch die öden Räume hallen, totde Weltgeschichten ruhen ja darin [...].“ (Dohm 1899, S. 319f.)

Kein Zufall scheint es, daß Marlene als Beispiel die Cäsarenpaläste wählt, denn auch Goethe spricht über die „Ruinen der Kaiserpaläste“ auf dem Palatin, die in seiner Anschauung „wie Felsenwände dastehn“ und ein Teil der „allgemeinen Großheit“ des Ortes sind (Goethe 1982, S. 134). Auch wenn man berücksichtigt, daß zwischen dem Roman Dohms und der Reiseschilderung Goethes rund achtzig Jahre liegen⁴, wird ein Unterschied deutlich, dort wo auch Goethe Ruinen und Pflanzen beschreibt:

⁴ Bezogen auf die Erstdrucke („Italienische Reise“: 1816/17; „Schicksale einer Seele“: 1899) sind es 83 Jahre, bezogen auf die mehr oder minder „fiktive“ Zeit des Reisens (IR: 1786-88.; SeS: 1866) sind es bei Reiseantritt 80 Jahre.

„Auf den Ruinen des Neronischen Palastes gingen wir durch frisch aufgehäufelte Artischockenländer und konnten uns nicht enthalten, die Taschen vollzustecken von Granit, Porphyrr und Marmortäfelchen, die zu Tausenden hier herumliegen und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.“ (Goethe 1982, S. 138)

Von Pflanzen überwuchert sind bei Goethe die antiken Reste zwar auch, doch bleibt kein Zweifel daran, was von beidem er lieber in die Tasche steckt. Sucht er hinter den Trümmern die Geschichte, so faszinieren sie Marlene vor allem in ihrer Eigenschaft als Trümmer.

Daß Marlene so großes Gewicht auf die Durchmischung von Ewigem und Zeitlichem legt, hat mit ihrem Geschlecht zu tun. An einer Stelle rückt sie scheinbar beiläufig typisch „männliche“ und typisch „weibliche“ Kulturleistungen nebeneinander:

„Kein Winkel geht verloren, alles vollgestopft, und wär's nur mit dem Fragment eines Marmorkopfes, mit alten Tonnen, mit Wäsche, mit dornigem Gestrüpp, Schutt und Kehricht.“ (Dohm 1899, S. 311f.)

Besonders auffällig scheint mir das „Fragment eines Marmorkopfes“, das in interessantem Kontrast zur ebenfalls erwähnten „Wäsche“ steht, bedenkt man, daß (damals zumindest) Marmorköpfe gemeinhin von Männern gemacht wurden, die alltägliche Wäsche dagegen in aller Regel Frauen besorgten. Durch die Zusammenstellung dessen, was anscheinend nicht, in Wirklichkeit aber sehr gut zusammenpaßt, ergibt sich der implizite Schluß: ohne die geschichtslos bleibende (weibliche) Wäsche keine geschichtlichen (männlichen) Marmorköpfe.

Marlenes „höheres Sehen und Hören“ (s.o.) karikiert Goethes Blick auf Rom. Glaubt er, „alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen“ (Goethe 1982, S. 134), so weist ihre Darstellung nach, daß Wahrnehmung immer perspektivisch ist. Wo sich ihm Gesehenes zu großer Geschichte rundet, fragmentiert Marlene die Vergangenheit zu Geschichten. In seiner Anschauung Roms leistet Goethe - der „Baumeister“ (Goethe 1982, S. 150) - zwar nicht die übliche historische Rekonstruktion, doch erfolgt die Konstruktion⁵, die er errichtet, in-

⁵ Statt als Historiker zu blicken, glaubt Goethe an seine unmittelbare Wahrnehmung, die Rom geradezu übergeschichtlich einzufangen vermag. Es gehe ihm, so Hans Mayer, darum das bestehende Rom im Gegensatz zu seiner geschichtlichen Relativierung zu erkennen. „Das bestehende Rom gleichzeitig verstanden als objektiv feststellbare Wirklichkeit wie als subjektiver Gedanke von dieser Realität, den Goethe seit seiner Jugend, seit dem Blick auf die 'Prospekte von Rom' im Vorsaale des Vaterhauses am Hirschgraben zu besitzen glaubte. Das

nerhalb desselben Wertesystems, dessen männliches Vorzeichen ihm nicht bewußt wird. Mit Vorliebe sammelt er - man weiß es - Marmorköpfe.

3.

„Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gipsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man nebeneinander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können, den kolossalen Kopf eines Jupiters anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber, wohl beleuchtet, damit ich sogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann [...].“ (Goethe 1982, S. 151)

In einer Gipsgießerei beobachtet Goethe das Verfertigen von Abgüssen antiker Statuen. Eine ähnliche Werkstatt besucht Marlene. Allerdings werden dort nicht antike Götter, sondern katholische Heilige für den Tagesgebrauch „fabricirt“:

„Wir traten in eine Werkstatt, wo bei offenen Thüren Heilige fabricirt wurden. Diese Figuren in all ihren verschiedenen Entwicklungsstadien, vom zartestem Embryo bis zum vollendeten Gott oder Heiligen vor sich zu sehen, war ein recht kuriose Schauspiel; nicht gerade weihevoll anzusehen, wie die Gesellen in schmutzigem Arbeitskittel die Heiligen erbarmungslos mit Beil und Hammer bearbeiteten, ihnen mit Messerchen Wunden in die heiligen Leiber schnitten, und so recht con amore mit Zinnober das Blut anpinselten.“ (Dohm 1899, S. 355f.)

Während Goethe den Blick gespannt auf den Prozeß des Entstehens von Göttern richtet, dessen Mitverfolgen ihm neue „Ansichten der Gestalten“ eröffnet und ein systematischeres Vergleichen ermöglicht, geht es Marlene um die Konstruiertheit der Heiligenverehrung. Diese wird entlarvt durch die Betonung der seriellen Produktion nicht nur von Figuren, sondern mehr noch von Martyrien. Der Rückverweis auf Goethe hat dabei eine doppelte Dimension. Erinert Marlenes Beschreibung zum einen an sein Amüsement über die Auftritte des Papstes, die sich in Riten erschöpfen (etwa Goethe 1982, S. 127 und 156), so wirkt er selbst mit seiner Sammelleidenschaft und vor allem seiner „Morgenandacht“ vor dem Jupiterkopf doch kaum weniger kultverhaftet.

wirkliche Rom als Bestätigung seiner Idee.“ [Kursivierung i.O.] Vgl. Hans Mayer: *Goethe. Ein Versuch über den Erfolg*, Frankfurt am Main, Leipzig 1992, S. 32-37, hier: S. 35.

Tatsächlich geht es Marlene mit ihrer Kirchenkritik weit weniger um ein Schmunzeln als um eine umfassende Kritik des kulturellen Wertesystems, das für sie im Rom der Päpste besonders klar hervortritt. Die römische Madonnenverehrung erkennt sie als faulen Zauber, denn wirklich vergöttert wird immer nur „il bambino“ (Dohm 1899, S. 323), der Junge. Hinzu kommt für sie persönliche Erfahrung. Als Frau wird ihr der Zutritt zu einer Kapelle, in der sich eine bestimmte Reliquie befindet, verwehrt (Dohm 1899, S. 344) - historisch übrigens belegbar: ein zeitgenössischer Reiseführer etwa informiert bezüglich der Kapellen unter der Kuppel des Petersdoms, daß Frauen für den Zutritt eine schriftliche Petition einzureichen hätten.⁶ Erfahrungen dieser Art bleiben Goethe erspart. Im Gegenteil: Er läßt Räume aufschließen (etwa Goethe 1982, S. 145f.).⁷

Marlene kann sich in Rom als „Paria“ (Dohm 1899, S. 339) sehen und die Kolonisation der Frauen in der Geschichte begreifen. Einen wichtigen Impuls gibt ihr die Besichtigung des jüdischen Ghettos. Im Unterschied zu ihrem Begleiter Adalbert öffnen sich ihr dort die Augen für das karge Leben eines kolonisierten Teils der römischen Bevölkerung: „Aberglauben, Herrschucht, Neid, Grausamkeit, Rassenhaß schufen das Ghetto und machten es zu einer Cloake der Weltgeschichte.“ (Dohm 1899, S. 339). Im Bild des „Ewigen Juden“ (Dohm 1899, S. 341) fängt die Ich-Erzählerin das jüdische Schicksal der lebenden Mumifizierung in einer Fremdkultur ein, das sie sodann auf das weibliche Schicksal der Kolonisierung in einer männlichen Kultur überträgt. Indem sie Medusa ins Spiel bringt, erscheinen die Kolonisierten zugleich als stummgemachte, ihrer Sprache beraubte Wesen:

„Nun - ist das malerisch?“ fragte Adalbert.

Es war unsinnig malerisch, dieses Ghetto. Malerisch ist auch der Kopf der Medusa, und wirkt doch Grauen, vor dem die Seele erstarrt.

Ich wurde traurig. „Tröste Dich Marlene, sagte er, morgen zeige ich Dir einen Juden im Purpur kaiserlicher Majestät.“ (Dohm 1899, S. 342)

Da Marlene auf Adalberts Frage nur „stumm“ antwortet, wird sie für einen Moment selbst Medusa. Es scheint, als spiele der Text damit an auf Goethe, in

⁶ Theodor Gsell-Fels: *Rom und Mittel-Italien*. Bd. 2: *Rom*, neue, bis 1871 ergänzte Ausgabe, Hildburghausen 1872, Sp. 434.

⁷ Allerdings spielt bei dieser (möglichen) Replik Dohms nicht allein der Gegensatz Mann-Frau eine Rolle, sondern auch der von „berühmt“ und „unbekannt“. Corinna, eine fiktive Figur der Goethezeit, hat als Künstlerin in Rom ebensowenig Probleme, Kirchen zu betreten wie Goethe. Vgl.: Madame de Staël: *Corinna oder Italien*. Aus dem Französischen übertragen von Dorothea Schlegel. Überarbeitet, mit Anmerkungen und einer Zeittafel, Literaturhinweisen und einem Nachwort hg. von Arno Kappler, München 1985. S. 106f.

dessen „Italienische[r] Reise“ das jüdische Ghetto zwar nicht vorkommt, der jedoch Gefallen an einer Medusenmaske findet:

„Gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske, wo in einer hohen und schönen Gesichtsform über Lebensgröße das ängstliche Starren des Todes unsäglich trefflich ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß [...]“ (Goethe 1982, S. 151)

Während Marlene Medusa zum Leben erweckt, indem sie sie in ihrer früheren Macht zeigt - sie vermag Grauen hervorzurufen, das Erstarren macht -, steht sie bei Goethe als ein Bild ängstlicher Todesstarre. Als Vorkulturelle hat er sie seiner Kultur einverleibt und wird sie - als Abguß - nach Hause tragen. Das wiederum ist interessant in bezug auf den „Juden im Purpur“, den Adalbert Marlene zu zeigen verspricht, Michelangelos Kolossalfigur „Moses“:

„Moses sitzt da wie das Symbol des altjüdischen Gesetzes selber, voll hehrer, düstrer Kraft, in jeder Muskel die Energie eines Titanen. Das ist Moses, der zugleich Priester ist und König, der Jehovah geschaut hat von Angesicht zu Angesicht. Um die Augenbrauen, um die leicht aufgeworfenen und doch zusammengepreßten Lippen zuckt erhabener Zorn und verächtliches Staunen über das Gesindel Mensch, das da unten tanzt, um das goldene Kalb tanzt. Ein Wehruf oder ein Fluch wird sich von diesen Lippen ringen, wenn er sie öffnet, wenn er die Gesetzestafeln die er im mächtigen Arm hält, zerschmettert.“ (Dohm 1899, S. 342f.)

Marlenes Betrachtung geht zwar aus von der biblischen Situation, den Zorn Moses' über das Volk, das einem „goldenen Kalb“ huldigt; das „goldene Kalb“ in seiner ursprünglichen Definition der Abtrünnigkeit von Gott beschäftigt sie dabei allerdings wenig. Insofern es für sie ganz allgemein für falsch verstandenes Götzentum steht, eröffnet sie eine andere Interpretation des „Moses“: In der Stadt der Päpste ist Moses, der einzige nicht-ghettoisierte Jude, selbst zu einem Götzen, einem „goldenen Kalb“ geworden, zu einem Prototyp des Juden als Vorläufer des Christentums. In ihm symbolisiert sich, daß die jüdische Kultur innerhalb der christlichen auf eine vorgeschichtliche Funktion festgeschrieben wird.

Die in Rom trotz ihrer langen Geschichte „geschichtslos“ gebliebenen Juden vergleicht Marlene den im Patriarchat kolonisierten Frauen. Die Juden und die Frauen sieht sie als die eigentlich Gekreuzigten der Menschheit (Dohm 1899, S. 396). Ist der Gedanke der gekreuzigten Frauen aus Dohms Novelle „Werde,

die Du bist“ bereits bekannt⁸, so kommt ein weiteres paralleles Motiv hinzu: An der Kolossalfigur des Moses fasziniert Marlene nur das Zerschmettern der Gesetzestafeln, nicht aber das Entgegennehmen einer neuen Ordnung.⁹ An der patriarchalischen Kultur beerbt sie mit Vorliebe die Momente der Zertrümmerung.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, um was es in der „anderen“ Wahrnehmung der Ich-Erzählerin geht. Als Paria kann Marlene an der herrschenden Geschichte keinen Gefallen finden. In der römisch-katholischen Kirchenskultur, die für sie zum Inbegriff dieser herrschenden Geschichte wird, findet sie einen ganz anderen Ansatzpunkt der Kritik als Goethe. Während er an der Oberfläche kratzt, erkennt sie die Tiefenstruktur. Hat sie zuvor Goethes Ruinen für Zeugen „todte[r] Weltgeschichten“ erklärt, so verfährt sie nun umgekehrt, wenn sie Medusa aus ihrem Maskendasein erlöst.

In Moses, den die herrschende Kultur sich als Monument einverleibt hat, ist für Marlene der Akt der „Zertrümmerung“ quasi als unfreiwillige Selbsterkenntnis in die patriarchale Geschichte eingegangen. Zu übertragen ist dies auf die Trümmer Roms, denn die Stadt kann ebenso Metapher für den Prozeß der Ruinierung wie für die Festschreibung einer Geschichte über den Erhalt von Ruinen werden, kann ebenso stehen für den (aus Frauensicht progressiven) Prozeß der Zertrümmerung gegen die in der Geschichtsschreibung statische Größe zerstörter Reiche.

4.

Einige Jahre vor „Schicksale einer Seele“ veröffentlicht Hedwig Dohm die Novelle „Frau Tannhäuser“¹⁰, die von der Ehekrise eines jungen Paares und deren Überwindung erzählt. Marie möchte sich von ihrem Mann, einem Archäologen, um eines anderen willen scheiden lassen. Dieser jedoch verlangt ihr eine Bedenkzeit ab, die sie in Rom verbringen soll. In Briefen soll sie ihm Bericht erstatten über ihre Eindrücke von der Stadt. Während Marie in einer ersten Besichtigungstour mit den Kunstschätzen der ewigen Stadt rein gar nichts anzufangen weiß, sondern nur geschichtslose Trümmer erblickt, korrigiert sie -

⁸ Hedwig Dohm: „Werde, die Du bist“. In: Dies.: *Wie Frauen werden. Werde, die Du bist*, Breslau 1894, S. 149-236. Die Protagonistin Agnes Schmidt wünscht sich, für die Frauen am Kreuz zu sterben. Ihr Tod im Schlußbild erinnert an eine Kreuzigung. S. hierzu: Pailer, *Schreibe, die du bist*, S. 24-30.

⁹ Vgl. Dohm: „Werde, die Du bist“, S. 207 u. 235.

¹⁰ Hedwig Dohm: „Frau Tannhäuser. Eine Reisenovelle“. In: *Nord und Süd* 42 (1887). S. 1-48. Ein Exemplar des späteren Novellenbandes von Hedwig Dohm: *Frau Tannhäuser. Novellen*, Breslau 1890, ist nicht mehr zu ermitteln.

nachdem sie entsprechende Aufzeichnungen ihres Mannes gelesen hat - in einem zweiten Durchgang ihren Blick. Schreibt sie zu Beginn:

„Rom also! Rom! wie eine volle Woge rollt einem das Wort von der Lippe. Der Ort aber: steinernes Gerümpel, verblichene Scherben, marmerne Rasenlosigkeit, Risse, Sprünge, Trödel, zeitloser Kehricht, wüstes Gekreisch von Mensch und Esel, und über Allem der würzige Hauch ranzigen Oels - das ist Rom.“ (Dohm 1887, S. 4)

So ändert sich dies, als sie mit den Augen ihres Mannes schaut:

„Ich bin verzaubert. Ich bin nicht mehr ich. Ich sehe, was ich nie gesehen, ich fühle, was ich nie gefühlt. Irre ich mich, oder habe ich wirklich erst vor zwei Monaten die Freude an den römischen Trümmern für affectirte Ruinensentimentalität erklärt? Wie konnte ich! In einer Art nervöser Aufregung wandere ich jetzt durch die historische Wildniß der Kaiserpaläste, wo alles wieder eins geworden ist mit der Natur, und die Zerstörung wie etwas künstlerisches Gewolltes erscheint [...].“ (Dohm 1887, S. 40)

Entsprechend dem lustspielhaften Charakter der Novelle, der von vornherein ein „happy end“ erwarten läßt, ist auch Rom als Lustspielmotiv behandelt.¹¹ Während Maries erste Besichtigungstour die Ordnung verkehrt, stellt ihr zweiter Rundgang sie wieder her. Komische Episoden, die als Einzeleffekte stehen, nehmen dabei implizit bezug auf Goethe, etwa wenn dessen „klassische[r] Boden“ (Goethe 1982, S. 122) zitiert wird:

„Ich bin ruinenkrank. Was soll ich, Dummbart, denn hier auf klassischem Boden? Der immense Gegensatz zwischen mir und Rom depressivt mich, macht mich nervös.“ (Dohm 1887, S. 25)

In den Vatikanischen Museen erwähnt Marie mit dem „Apoll vom Belvedere“ und den „Deckengemälde[n]“ der Sixtina gleich zwei der Werke Michelangelos, die Goethe besonders eingehend würdigt (vgl. etwa Goethe 1982, S. 151 und 172) - allerdings nur im Hinblick auf Gefahren für die Gesundheit:

„Vom Anschauen der Deckengemälde bekommt man Kopfschmerzen, von den steinernen Fußböden kalte Füße, und das Ganze ist ein Local für Erkältung. Tantchen weiß ein Lied davon zu singen. Vor dem Apoll vom Belvedere, wo es fürchterlich zog, hat sie sich eine dicke Backe geholt.“ (Dohm 1887, S. 20)

¹¹ Das „Tannhäuser“-Motiv, das der Titel der Novelle anspricht, muß im vorliegenden Zusammenhang vernachlässigt werden. Näheres hierzu in: Pailer: *Schreibe, die du bist*, S. 91f.

Und auch in den Villen, in denen Goethe seine „botanischen Spekulationen“ anstellt (Goethe 1982, S. 146), konstatiert sie vor allem Mängel. Über die Villa Medici etwa schreibt sie:

„Natürlich fehlten auch in diesem Garten zerbrochene Sarkophage, eisige Marmorbänke, nasenlose Köpfe, Gestrüpp und schattenlose Pinien nicht.“ (Dohm 1887, S. 16)

Die beiden Schweisen, die in „Schicksale einer Seele“ mit verborgenen Goetheanleihen einander gegenübergestellt werden, begegnen uns zwar schon in der Novelle, jedoch geht es mit dem geschichtslosen und dem später geschichtshaften Blick Maries noch um etwas anderes. Während sie im ersten Durchlauf nur „Abfälle“ sieht, „steinernes Gerümpel, verblichene Scherben“ (Dohm 1887, S. 4), „Stoppelfelder der Weltgeschichte“ (Dohm 1887, S. 22), lernt sie im zweiten Kursus die „historische Wildniß“ begreifen, das heißt, Geschichte als natürlich sehen. Die „Zerbröckelung“ (Dohm 1887, S. 25), die Marie in sich spürt, steht lediglich für das Verschwinden der oberflächlichen Wahrnehmung der Frau, an deren Stelle das gültige männliche Weltbild treten kann - anders als die „Zerbröcklung“ (Dohm 1899, S. 319) des männlichen Geschichtsbildes als eines vorgeblich menschlichen, die in „Schicksale einer Seele“ Thema ist.

Die Subversion in der Beschreibung Maries ist eine vorübergehende, karnevaleske, die mit dem versöhnlichen Komödienschluß zugleich wieder verworfen wird. Mit der Achtung, die männlicher „Kultur“ als menschlicher entgegengebracht wird, bewegt sich die Heldin der Novelle „Frau Tannhäuser“ in die vorgefundene Geschichte und Kultur hinein, während „Schicksale einer Seele“ weiter geht, diese Kultur als die vorherrschende männliche erkennt und den Blick auf sie verrückt. Das Neben-, Auf- und Durcheinander von Ewigem und Vergänglichem, das für den „anderen“ Blick Marlenes in „Schicksale einer Seele“ konstituierend werden wird, erscheint hier noch unter dem Vorzeichen von „richtig“ und „falsch“.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß schon die Novelle mit dem von Hedwig Dohm immer wieder aufgegriffenen Bild eines „Palimpsestes“ arbeitet:

„Mein Herz ist auch ein Palimpsest wie die Häuser Roms. Es ist etwas darunter und etwas darüber geschrieben; ich weiß nicht, welches die rechte Schrift ist. Wer hilft mir sie lesen? Du weißt ja, daß ich nicht einmal mäßig gut geschriebene Briefe lesen konnte, Du mußtest sie mir immer vorlesen. Ja - damals! Palimpseste entziffern - ich? - Ach Gott!“ (Dohm 1887, S. 40)

Marie erkennt zwar den Palimpsestcharakter ihres eigenen Wesens, führt ihn jedoch noch nicht auf eine Überschreibung durch die männliche Kulturge-

schichte zurück. Statt dessen erbittet sie zur Entzifferung ihrer selbst männliche Hilfe, das heißt, sie selbst sieht sich als Parvenue, nicht als Paria: „Ihr seid die eigentlichen Menschen, und wir Schmarotzer saugen an Eurem Mark.“ (Dohm 1887, S. 46)

Während in „Frau Tannhäuser“ der Bildungsvorsprung des Mannes als reale und erstrebenswerte Größe erscheint, thematisiert Dohm in „Schicksale einer Seele“ die Frage männlicher Bildung auf andere Weise. „Palimpseste“ sind nun nicht mehr nur die Frauen, sondern alle Menschen (Dohm 1899, S. 419). Das bedeutet, daß nicht nur die männliche Kultur, sondern auch der kulturschaffende Mann - Goethe zum Beispiel - selbst als Konstruktion erkannt wird.

5.

Eine ungebildete Berliner Hausfrau des 19. Jahrhunderts reist nach Rom, versucht sich mit Goethe als Führer und verwirft ihn - doch nur, um ihn im Verborgenen immer wieder kritisch zu zitieren. Der Anschauung Roms, die er sich „zusammenstoppel[t]“ (Goethe 1982, S. 164), setzt sie „Zerbröcklung“ (Dohm 1899, S. 319) entgegen. Im Gegensatz zur homogenen Ganzheit, die der Dichter in Rom hineininterpretiert, beschwört sie Heterogenes. Im Blick der Durchschnittsfrau Marlene Bucher erscheinen Goethes Gedanken über Wahrnehmung als keineswegs originell, sondern als die Fortsetzung eines Konstruktes linearer Entwicklung. Anders als bei Goethe wird durch Marlenes Blick auf Rom Geschichte in einer neuen Dimension zum Thema, nämlich als Geschlechtergeschichte. Anstelle von Papstpolemik fokussiert sie die Kolonisation des weiblichen Geschlechts im herrschenden Diskurs.

Die literarische Aufnahme von Goethes „Italienische[r] Reise“ in „Schicksale einer Seele“ kann als weiteres Beispiel für Dohms literarisches Verfahren des „Plagiats“ gelten, des nicht ausgewiesenen Zitates¹², das freilich nicht als Diebstahl in einem juristischen, sondern in einem parodistischen Sinn zu verstehen ist. Folgt man der verborgenen Fährte, die der Text legt, enthüllt sich zugleich der Zweck der Anleihe: die entlarvende und zugleich umdeutende Okkupation. Im Vergleich des Romans „Schicksale einer Seele“ mit der frühen Novelle „Frau Tannhäuser“ konnte dabei gezeigt werden, daß Dohms Verfahren von verschiedener Qualität sein kann: Während in der Novelle die Zitation hauptsächlich parasitär ist, das heißt, Goethe verballhornt, um komische Effekte zu erzielen, entwirft der Roman ein Verfahren, das Goethes neue Erfahrung der Wahrnehmung in ein (aus Frauensicht) noch neueres Programm um-

¹² Vgl. Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt am Main 1993 (= Aesthetica), S. 10.

schreibt. Mit der verborgenen Lektüre Goethes¹³ selbst als „Palimpsest“ angelegt, thematisiert Dohms Text den Palimpsestcharakter Roms in bezug auf die kulturgeschichtliche Konstruktion, deren wichtigstes Moment für sie - anders als für Goethe - die konstruierten Geschlechterrollen sind.

Bibliographie

- Dohm, Hedwig: „Frau Tannhäuser. Eine Reisenovelle“. In: *Nord und Süd* 42, 1887, S. 1-48.
- Dohm, Hedwig: *Schicksale einer Seele*. Roman, Berlin 1899.
- Dohm, Hedwig: „Werde, die Du bist“. In: Dies.: *Wie Frauen werden. Werde, die Du bist*, Breslau 1894, S. 149-236.
- Genette, Gérard: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig, Frankfurt am Main 1993 (= Aesthetica).
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Italienische Reise*. München 1982 (= Ders., *Werke*. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz, München 1982).
- Gsell-Fels, Theodor: *Rom und Mittel-Italien*. Bd. 2: *Rom*. Neue, bis 1871 ergänzte Ausgabe, Hildburghausen 1872, Sp. 434.
- Mayer, Hans: *Goethe. Ein Versuch über den Erfolg*, Frankfurt am Main, Leipzig 1992.
- Pailer, Gaby: *Schreibe, die du bist. Die Gestaltung weiblicher „Autorschaft“ im erzählerischen Werk Hedwig Dohms*. Pfaffenweiler 1994 (= Thetis; 8).
- Boetcher-Joeres, Ruth-Ellen (Hrsg.): *Schicksale einer Seele. Roman*. München 1988.
- Staël, Madame de: *Corinna oder Italien*. Aus dem Französischen übertragen von Dorothea Schlegel. Überarbeitet, mit Anmerkungen und einer Zeittafel, Literaturhinweisen und einem Nachwort hg. von Arno Kappler, München 1985.

¹³ Die „Italienische Reise“ bildet tatsächlich nur einen Ausschnitt. Ein weiteres Objekt verborgener Zitation in „Schicksale einer Seele“ ist „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Als intertextuelles Phänomen untersucht dies zur Zeit Birte Giesler (Karlsruhe).

Das In-der-Welt-Sein der Frauen

Überlegungen zu einem weiblichen Selbstverständnis¹

Saskia Wendel

Die Frage nach dem menschlichen Selbstverständnis ist eine traditionelle Frage des Philosophierens: Was ist der Mensch? Was ist der Ursprung, was Grund und Ziel seines Seins? Die Frage nach dem Mensch-Sein ist also eng mit der Frage nach dem Lebenssinn verknüpft. Und ebenso verbindet sich die Frage nach dem Mensch-Sein mit der Frage nach dem Sein-Können: 'Was ist der Mensch?' heißt immer auch: Was kann der Mensch sein? Welche Möglichkeiten hat er, sein Leben zu gestalten?

Feministische Philosophinnen haben allerdings auf die einseitige Perspektive der traditionellen philosophischen Versuche hingewiesen, die Frage nach dem Sinn und den Möglichkeiten des Menschseins zu beantworten. Frauen wurden in diesen Entwürfen entweder aus den Bestimmungen des Menschseins als 'Andere' ausgeschlossen oder einfach unter eine allgemeine Definition des 'Menschen' subsumiert. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen war das Geschlecht keine philosophische Kategorie, denn die Geschlechtlichkeit gehört zum Bereich der sinnlichen Erfahrung, und diese Erfahrung wurde in den traditionellen Auffassungen dessen, was das Menschsein ausmacht, ausgeschlossen. Das 'Mann'- oder 'Frau'-Sein galt als Besonderheit, die für die allgemeine Bestimmung des Menschseins keine Relevanz hatte. Zum anderen wurde jedoch etwas Besonderes, eben das Mann-Sein, zu einem allgemeinen 'Mensch-Sein' erhoben, weil das Besondere nicht als Einzelnes und Besonderes bestehen durfte, sondern in eine ihm übergeordnete Allgemeinheit aufgehoben werden mußte.

Doch mittlerweile ist diese einseitige Perspektive fragwürdig geworden, denn sie basiert auf einer philosophischen Tradition, die um der objektiven Wahrheit willen die Erfahrung und das heißt das Konkrete, das Besondere und damit auch die sexuelle Differenz aus der philosophischen Reflexion ausschließt. Diese Tradition hat inzwischen ihre Selbstverständlichkeit verloren. Was heißt es

¹ Der Aufsatz basiert auf einem Vortrag, den ich im Juni 1994 im Rahmen der Vortragsreihe „Freiburger Frauenforschung“ an der Universität Freiburg gehalten habe.

dann aber heute, die Frage nach dem eigenen Selbstverständnis zu stellen? Und vor allem: Was heißt es, diese Frage als Frau zu stellen? Ich nenne dies die Frage nach einem weiblichen Selbstverständnis. Damit ist allerdings keine metaphysische Suche nach dem 'Wesen der Frau' gemeint und auch keine biologistische Restauration traditioneller Weiblichkeits- und Mütterlichkeitsideale. Das Attribut 'weiblich' wird hier also nicht als wertendes Attribut im Sinne eines 'besseren' Selbstverständnisses benutzt. Es geht vielmehr darum, in der Frage nach dem eigenen Selbstverständnis mit dem Attribut 'weiblich' die Perspektive zum Ausdruck zu bringen, aus der heraus diese Frage thematisiert werden soll: aus der Perspektive einer Frau. Folglich soll es hier nicht um quasi dogmatische Formulierungen oder systematische Ableitungen dessen gehen, was 'Frau-Sein' ist oder sein soll, sondern um Überlegungen darüber, was 'Mensch-Sein' für Frauen heißen könnte.

Der Bezug auf ein weibliches Selbstverständnis mag denjenigen problematisch scheinen, die im Gefolge der Debatte über die Konstruktion der Geschlechtskategorie überhaupt die Kategorie 'Geschlecht' in Frage stellen. Auch hierzu eine kurze Vorbemerkung: Die Kategorie Geschlecht wird dann problematisch, wenn die sexuelle Differenz als Ursprungskategorie begriffen wird, als die Differenz im 'Mensch-Sein' schlechthin. Ich verstehe das Geschlecht nicht als determinierende Ursprungskategorie, sondern mit Andrea Maihofer als zentrale, jedoch immer auch sozial konstruierte Existenzweise, die offen und veränderbar ist.² Und diese Existenzweise gilt es in der philosophischen Diskussion zu berücksichtigen - ebenso wie andere Existenzweisen. Und wenn das Geschlecht eine Existenzweise ist, dann hat die Frage nach einem weiblichen Selbstverständnis ihre Berechtigung, wenn sie eine Frage nach der weiblichen Existenzweise ist.

Für meine Frage nach einem weiblichen Selbstverständnis sollen einige Aspekte des philosophischen Denkens Martin Heideggers als Anknüpfungspunkt dienen.³ Deshalb werde ich in einem ersten Schritt auf die Parallelen zwischen der Subjekt-Kritik Heideggers und derjenigen der Feministischen Philosophie eingehen, um dann in einem zweiten Schritt etwas ausführlicher

² Vgl. hierzu Maihofer, Andrea: „Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von 'Geschlecht'“, in: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt am Main 1994, S. 168-187; Dies.: „Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des 'Geschlechts'“, in: Wobbe, Theresa/ Lindemann, Gesa (Hgg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt am Main 1994, S. 236-263

³ Die Philosophie Heideggers ist von Feministischen Philosophinnen bislang kaum entdeckt und rezipiert worden, obwohl sie gerade auch für die feministisch-philosophische Diskussion eine wichtige Orientierung liefern könnte.

auf Heideggers Entwurf eines menschlichen Selbstverständnisses zu sprechen zu kommen. Dabei beziehe ich mich zum einen auf seine Überlegungen zum In-der-Welt-Sein des Daseins in *Sein und Zeit*, zum anderen auf seine Gedanken über den Aufenthalt bzw. das Wohnen der Sterblichen auf der Erde in seinen späteren Aufsätzen. Nach diesen Ausführungen über Heideggers Entwurf eines menschlichen Selbstverständnisses werde ich in einem dritten Schritt die Konsequenzen dieses Entwurfs für die Frage nach einem weiblichen Selbstverständnis thematisieren. Einige Bemerkungen zu der zentralen Frage nach dem Verhältnis zwischen einem weiblichen, einem männlichen und einem menschlichen Selbstverständnis und damit auch nach dem Geschlechterverhältnis sollen die Überlegungen abschließen.

1. 'Subjekt Frau'?

Einer der bedeutendsten und auch heute noch bestimmenden Entwürfe eines menschlichen Selbstverständnisses ist die Subjektphilosophie der neuzeitlichen Moderne. Autonomie und Subjektivität gelten hier als Ursprung und Ziel des Menschseins. Auch innerhalb der feministischen Theorie war die Bestimmung des Menschen als autonomes Subjekt lange unumstritten. Kritisiert wurde lediglich, daß die Subjektphilosophie bislang die Frauen ausgeschlossen hatte; gefordert wurde daher, auch den Frauen den Subjektstatus zuzusprechen. 'Subjekt Frau' könnte dieses feministisch-philosophische Programm benannt werden.⁴

Der Subjekt-Begriff wurde allerdings einer radikalen Kritik unterzogen - längst vor dem sogenannten 'Tod des Subjekts' in der Postmoderne bzw. dem Poststrukturalismus. Nietzsche, Adorno oder eben Heidegger kritisierten die Subjektphilosophie als Herrschaftsphilosophie, als Legitimation der Herrschaft über die Natur, über den eigenen Körper, über andere Menschen, und forderten den Abschied vom herkömmlichen Konzept autonomer Subjektivität. Diese Kritik wurde mittlerweile auch für die Feministische Philosophie zu einem zentralen Bestandteil, das Programm 'Subjekt-Frau' verlor dadurch seine Selbstverständlichkeit. Allerdings beziehen sich die Philosophinnen dabei meistens auf die postmoderne und poststrukturalistische Variante der Subjekt-Kritik.⁵ Es ist jedoch möglich, bei der Kritik des Subjekt-Begriffs aus feministischer Per-

⁴ Exemplarisch sei hier Simone de Beauvoirs feministisch-philosophischer Ansatz genannt. (Vgl. Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg 1992)

⁵ Eine herausragende Vertreterin dieser poststrukturalistisch inspirierten Kritik des Subjektbegriffs ist Luce Irigaray. (Vgl. z.B. Irigaray, Luce: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt am Main 1980, Dies.: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin 1979)

spektive bereits an Heidegger anzuknüpfen und dadurch die Bezugnahme auf die Postmoderne zu vermeiden.⁶

Für Heidegger ergibt sich die Kritik an der Subjektphilosophie aus seiner Kritik an der neuzeitlichen Metaphysik. Deren Charakteristikum ist für Heidegger die identitäts- bzw. Ursprungsphilosophische Suche nach einem unbezweifelbaren, letzten Grund von Wahrheit, nach einem „fundamentum absolutum inconcussum veritatis“⁷ und damit auch nach einem absoluten Grund von Erkenntnis. Wahrheit wird hier zur absolut sicheren Gewißheit, und Erkenntnis, deren Ziel diese Gewißheit ist, wird demgemäß zu einem Instrument der Sicherung des Wissens.⁸ Dementsprechend hat das Denken instrumentellen Charakter. Es dient allein zur Sicherstellung des Grundes und zur begrifflichen Vorstellung des Objekts.

Dieser Ermöglichungsgrund von Wahrheit/Gewißheit, der zugleich das Wahre/Gewisse selbst ist, ist für die Metaphysik der Neuzeit das 'ich denke', das 'ego cogito', das als 'hypokeymenon' bzw. 'subiectum', also als das 'Darunterliegende', bezeichnet wird.⁹ Das heißt: Der Subjekt-Begriff ist nicht einfach ein anderer Name für das Ich oder das Individuum, vielmehr wird das Ich in der Neuzeit erst zu einem 'subiectum' gemacht. Zwischen dem empirischen Ich

⁶ Der Bezug auf die Subjektkritik der Postmoderne in der feministischen Philosophie ist insbesondere deshalb problematisch, weil zum einen zumindest in Teilen der postmodernen Philosophie der Begriff des Subjekts mit dem Begriff des Individuums verwechselt wird, was zu einer Auflösung nicht nur des Subjektbegriffs, sondern auch der Ich-Erfahrung führen kann, oder zu einem Verständnis des Ich als einem dem Anderen, dem Ereignis, dem Gesetz Unterworfenen. Hier wird jedoch ein Herrschaftsverhältnis, die Herrschaft des Subjekts über das Objekt, nicht gesprengt, sondern lediglich umgekehrt. Zum anderen ist in der Postmoderne ebenso wie in der traditionellen Philosophie ein Denken vorherrschend, das entgegen eigener Intention die Erfahrung des Leiblichen und Sinnlichen wiederum nur als Marginales zu denken vermag. Vgl. hierzu am Beispiel der Subjektkritik Jean-Francois Lyotards ausführlich auch Wendel, Saskia: „Die Kritik des Subjekts bei Jean-Francois Lyotard - ein Anknüpfungspunkt für einen Entwurf weiblicher Subjektivität?“, in: XVI. Deutscher Kongreß für Philosophie: *Neue Realitäten. Herausforderung der Philosophie*, Sektionsbeiträge Band II, Berlin 1993, S. 902-909

⁷ Heidegger, Martin: „Die Zeit des Weltbildes“, in: Ders.: *Holzwege*, Gesamtausgabe Band 5, Frankfurt am Main 1977, S. 106

⁸ Vgl. z.B. Heidegger, Martin: „Der europäische Nihilismus“, in: Ders.: *Nietzsche II*, Pfullingen 1961, S. 169ff. und Ders.: „Die Metaphysik als Geschichte des Seins“, in: Ders., *Nietzsche II*, a.a.O., S. 417

⁹ Vgl. hierzu z.B. Heidegger, Martin: „Die Zeit des Weltbildes“, a.a.O., S. 88ff., S. 98ff. und S. 106ff.

und dem Subjekt besteht also ein wichtiger Unterschied, der häufig in der Diskussion um den 'Tod des Subjekts' übersehen wird.¹⁰

Heideggers Kritik der Subjektphilosophie ist demnach in seine Kritik der neuzeitlichen Metaphysik eingebettet, denn erstens reduziert die Metaphysik der Neuzeit Wahrheit auf die absolute Gewißheit eines nur noch sich versichernden, instrumentell verstandenen Denkens, und zweitens wird das Seiende in der neuzeitlichen Metaphysik zu einem bloßen Objekt, zum Gegenstand des Denkens, über den Gewißheit erlangt werden soll. Diese Perspektive führt zu einer dichotomen Sichtweise, die Essenz von Existenz, Identität von Differenz, Vernunft von Sinnlichkeit, Subjekt von Objekt abtrennt. Gerade die Dichotomie von Subjekt und Objekt ist Kennzeichen der Philosophie der Neuzeit und reduziert, so Heidegger, den Bezug des Menschen auf sich selbst wie auf das Sein als solches auf den Bezug zwischen Subjekt und Objekt.¹¹ Das Resultat ist ein Dualismus zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, da das Subjekt mit dem Denken korrespondiert, während das zu begreifende Objekt dem Bereich der Erfahrung zugehörig ist, an welcher das Subjekt jedoch nicht partizipiert, ja nicht partizipieren darf, um das Objekt erkennen, be-greifen zu können.

Für Heidegger ist dieses Denken auf Herrschaft über die Erde und auf Eroberung aus. Wie auf der Ebene des Denkens das Subjekt das Objekt, die Vernunft die Sinnlichkeit beherrscht, so beherrscht auf der Ebene des Handelns der Mensch die Erde.¹² Der Mensch, als Subjekt denkend und handelnd, ist der „Machthaber des Seins“¹³, der „das Seiendsein des Seienden in der allzu laut gerühmten 'Objektivität' zergehen“¹⁴ läßt. Wie der Mensch zum beherrschenden Subjekt sich entwirft, so wird die Natur, ob innere oder äußere

¹⁰ Vgl. zu diesem Unterschied zwischen dem Begriff des „Ich“ bzw. des Individuums und dem Subjektbegriff Heidegger, Martin: „Der europäische Nihilismus“, a.a.O., S. 138 und S. 171 sowie Ders.: „Die Zeit des Weltbildes“, a.a.O., S. 88

¹¹ Vgl. Heidegger, Martin: „Brief über den 'Humanismus'“, in: Ders.: *Wegmarken*, Gesamtausgabe Band 9, Frankfurt am Main 1976, S. 350

¹² „Der Mensch als Vernunftwesen der Aufklärungszeit ist nicht weniger Subjekt als der Mensch, der sich als Nation begreift, als Volk will, als Rasse sich züchtet und schließlich zum Herrn des Erdkreises sich ermächtigt. (...) Im planetarischen Imperialismus des technisch organisierten Menschen erreicht der Subjektivismus des Menschen seine höchste Spitze, von der er sich in die Ebene der organisierten Gleichförmigkeit niederlassen und dort sich einrichten wird. Diese Gleichförmigkeit wird das sicherste Instrument der vollständigen, nämlich technischen Herrschaft über die Erde. Die neuzeitliche Freiheit der Subjektivität geht vollständig in der ihr gemäßen Objektivität auf.“ (Heidegger, Martin: „Die Zeit des Weltbildes“, a.a.O., S. 111)

¹³ Heidegger, Martin: „Brief über den 'Humanismus'“, a.a.O., S. 330

¹⁴ Ebd.

‘Welt’ impliziert allerdings nicht nur Räumlichkeit, sondern auch Zeitlichkeit, Temporalität²¹: ‘Welt’ ist nicht aufgespalten in eine diesseitige und eine jenseitige Welt, in Zeitlichkeit und Ewigkeit, Endlichkeit und Unendlichkeit, Reich der Zwecke und Reich der Freiheit. ‘Welt’ ist gleichbedeutend mit einem immanenten Lebens-ort und einer kontingenten Lebens-zeit, in der sich das Dasein aufhält. Das Weltverhältnis des Daseins, das kein Subjekt-Objekt-Verhältnis ist, ist immer ein sinnliches, leibliches Verhältnis, da die Welt selbst als immanenter Lebens-ort und kontingente Lebens-zeit sinnlich, leiblich ist.

Das In-der-Welt-Sein bedeutet immer auch ein Mit-Sein und Mit-Dasein, ein Sein mit und zu Anderen.²² Auch hier ist das Subjekt-Objekt-Verhältnis aufgebrochen, denn das Dasein ist als In- und Mit-Sein schon immer in ein Beziehungsnetz hineingestellt, in eine Konstellation mit Anderen, die mit ihm jeweils in der Welt sind. Mit-Sein heißt also weder ein distanzierendes Über-den-Anderen-Sein noch ein differenzloses Gleich-den-Anderen-Sein, es heißt ein Mit-Einander-Sein, ein Sich-Aufeinander-Beziehen im In-Sein in der Welt.

Heidegger betont, daß Mit-Sein ein Für-Sein mit einschließt: „Als Mitsein ‘ist’...das Dasein wesenhaft unwillen Anderer. (...) Auch wenn das jeweilige faktische Dasein sich an Andere *nicht* kehrt, ihrer unbedürftig zu sein vermeint, oder aber sie entbehrt, *ist* es in der Weise des Mitseins.“²³ Als Sein mit Anderen ist das Dasein ein Für-die-Anderen-Sein und ein Für-die-Welt-Sein. Als In-der-Welt-Sein ist das Dasein schließlich immer auch ein Sein zum Tode hin²⁴, da es in die Immanenz und Kontingenz der Welt gestellt ist. Das In-der-Welt-Sein des Daseins impliziert seine Endlichkeit, Sterblichkeit.

In seinen späteren Schriften charakterisiert Heidegger die Menschen als die Sterblichen. In *Bauen Wohnen Denken* schreibt er: „Die Sterblichen sind die Menschen. Sie heißen die Sterblichen, weil sie sterben können. Sterben heißt, den Tod *als* Tod vermögen.“²⁵ Den Tod als Tod vermögen heißt wiederum: sich der Immanenz und Kontingenz des In-der-Welt-Seins bewußt sein. Den Tod vermögen, sterben können, das bedeutet also nicht einfach das Faktum der

²¹ Zur Temporalität des In-der-Welt-Seins vgl. SuZ, S. 17ff. und dann ausführlich S. 350-372

²² „Das In-Sein ist *Mitsein mit Anderen*.“ (SuZ S. 118). Vgl. auch Ebd., S. 124f.: „Das ‘andere’ Seiende hat selbst die Seinsart des Daseins. Im Sein mit und zu Anderen liegt demnach ein Seinsverhältnis von Dasein zu Dasein. (...) Sofern Dasein überhaupt ist, hat es die Seinsart des Miteinanderseins.“

²³ SuZ, S. 123

²⁴ Vgl. hierzu ausführlich SuZ, S. 235-267

²⁵ Heidegger, Martin: „Bauen Wohnen Denken“, in Ders.: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 19906 (im folgenden zitiert als „BWD“), S. 144

Natur, zum vom 'Subjekt Mensch' beherrschten Objekt ebenso wie andere Menschen.

Heidegger fragt hier allgemein nach einem menschlichen Selbstverständnis und kritisiert dabei die neuzeitliche Subjektphilosophie. Die Kategorie Geschlecht bleibt bei ihm - wie schon in der philosophischen Tradition - unberücksichtigt. Dennoch sind seine Ausführungen über die Subjektphilosophie der Neuzeit gerade für die Fragestellung nach einem weiblichen Selbstverständnis relevant, denn Heidegger kritisiert ein menschliches Selbstverständnis, das, wie feministische Philosophinnen herausstellten, eigentlich als männliches Selbstverständnis aufzufassen ist. Carolyn Merchant oder Evelyn Fox Keller haben die Korrespondenz zwischen der Beherrschung und Unterdrückung der Leiblichkeit und der Natur und der Beherrschung der Frauen herausgestellt.¹⁵ Frauen wurden mit Natur identifiziert und damit wie die Natur zum 'Anderen' der Vernunft, zum Objekt des Subjekts, reduziert. Geschlechtszuschreibungen waren die Folge: Autonomie und Subjektivität galten als 'männlich', Andersheit, Sinnlichkeit, Natur als 'weiblich'. Das als autonomes Subjekt-Sein vorgestellte Mensch-Sein konkretisierte sich somit als Mann-Sein, obwohl doch das Geschlecht aus der Bestimmung des Menschseins ausgeschlossen werden sollte: 'Subjekt Mensch' war gleichbedeutend mit 'Subjekt Mann'.¹⁶ Die Marginalisierung der Frauen ist also die letzte Konsequenz eines identitätslogischen Denkens, das Differenz und Andersheit ausschließen will und das in der neuzeitlichen Subjektphilosophie seinen Höhepunkt und seine Vollendung findet.

Über die Kritik am Subjekt-Begriff hinausgehend hat die Anknüpfung an Heidegger für Feministische Philosophinnen den Vorteil, daß bei ihm mit dem Subjekt-Begriff nicht auch die Frage nach der Möglichkeit von Individualität verabschiedet wird. Damit ist es möglich, denjenigen etwas entgegenzusetzen, die die Preisgabe des Subjekt-Begriffs als Preisgabe der Möglichkeit von Individualität und Freiheit kritisieren. Gerade Frauen dürften den Subjekt-Begriff nicht aufgeben, so heißt es, sonst würden sie gewissermaßen an dem Ast sägen, auf dem sie sitzen.¹⁷ Denn worauf sollten sie ihr Streben und ihren Anspruch

¹⁵ Vgl. Merchant, Carolyn: *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, München 1987; Fox Keller, Evelyn: *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?*, München/Wien 1986

¹⁶ Vgl. zur Gleichsetzung von 'Mensch' mit 'Mann' auch Cavarero, Adriana: „Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz“, in: Diotima (Hg.): *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*, Wien 1989, S. 65-102

¹⁷ Diese Kritik äußern beispielsweise Rosi Braidotti und Rada Ivekovic. (Vgl. Braidotti, Rosi: „Patterns of Dissonance: Women and/in Philosophy“, in: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): *Feministi-*

auf Emanzipation, Gleichberechtigung und Entfaltung der Individualität stützen, wenn die Begründungsbasis, die Autonomie des Subjekts, falle? Diese Kritik basiert allerdings auf einem verkürzten Verständnis von Subjektivität: Subjektivität wird einfach mit Individualität identifiziert. Es wurde bereits auf den Unterschied zwischen einer eher alltäglichen Gleichsetzung von Ich und Subjekt und dem philosophischen Subjekt-Begriff im Sinne eines letzten Grundes hingewiesen. Die Kritik des Subjekt-Begriffs impliziert folglich nicht mit Notwendigkeit die Preisgabe von Individualität.

2. Das In-der-Welt-Sein des Daseins - Der Aufenthalt der Sterblichen auf der Erde

„Im Ich-Sagen spricht sich das Dasein als In-der-Welt-Sein aus.“ schreibt Heidegger in *Sein und Zeit*.¹⁸ Heidegger macht hier mehreres deutlich: Das Dasein, d.h. der Mensch, bezieht sich auf sich selbst, versteht sich selbst im Sagen seiner selbst als 'Ich'. Bei Heidegger wird also die Frage nach dem Selbstverständnis nicht aufgrund der Subjekt-Kritik erledigt, sie stellt sich gerade wegen dieser Kritik neu.

Im Aussprechen seiner selbst versteht sich das Dasein als In-der-Welt-Sein, das In-der-Welt-Sein ist die Grundverfassung des Daseins. Das bedeutet: Das In-der-Welt-Sein ist keine Eigenschaft, die einem substantialisierten 'Ich' zukommen oder auch nicht zukommen kann, sondern das 'Ich' ist gerade dieses In-der-Welt-Sein. Was aber bedeutet das konkret? Zunächst einmal ist das In-der-Welt-Sein ein In-Sein¹⁹ als ein Sich-Aufhalten, ein Leben in der Welt. 'Welt' ist allerdings für Heidegger nicht gleichbedeutend mit der Gesamtheit des Seienden. 'Welt' meint den Ort, den Raum, in dem das Dasein lebt und - ich möchte hinzufügen - leibt. 'Welt' ist der Lebensort des Daseins, 'Welt' ist damit nur dort, wo das Dasein lebt: Das Dasein hat Welt, indem es In-der-Welt-Sein ist, und Welt ist nur, insofern Dasein existiert. Damit ist die Welt kein dem Subjekt entgegengesetztes Objekt, und umgekehrt ist der Mensch kein Gegenüber einer verdinglichten, verobjektivierten Welt, die ihm, dem 'subiectum', unterstellt ist, sondern er ist als In-der-Welt-Sein in eine konkrete Räumlichkeit, seinen Lebensort, hineingestellt.²⁰

sche Philosophie, Wien/München 1990, S. 120f.; Ivekovic, Rada: „Die Postmoderne und das Weibliche in der Philosophie“, in: Nagl-Docekal, Herta (Hg.), a.a.O., S. 131f.)

¹⁸ Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*, Tübingen 1986 (im folgenden zitiert als „SuZ“), S. 321

¹⁹ So z.B. SuZ, S. 53ff.

²⁰ Zur Räumlichkeit des In-der-Welt-Seins vgl. insbesondere SuZ, S. 104-113

menschlichen Endlichkeit, sondern es bedeutet die Erkenntnis und den Vollzug der Identität von Menschlichkeit und Endlichkeit. Doch nicht nur die Erkenntnis, daß Menschsein gleichbedeutend mit Endlich-Sein ist, sondern insbesondere die Anerkennung des eigenen Todes macht das Sterben-Können aus. Sterben-Können ist mehr als Endlich-Sein, Sterben-Können heißt zugleich das Lassen-Können des In-der-Welt-Seins, das Sich-Einlassen darauf, daß zum In-der-Welt-Sein auch das Nicht-mehr-Sein dazugehört. Dabei geht es Heidegger nicht um eine asketische Lebensfeindlichkeit, eine Leidens- und Opferverherrlichung, die im Tod die 'Erlösung' sieht und für die das In-der-Welt-Sein nur ein zu überwindendes „Durchgangsstadium“ ist. Die Sterblichkeit ist vielmehr der Grundzug des Lebens selbst: Wer erkennt und an-erkennt, daß In-der-Welt-Sein das Sterblich-Sein bedeutet, wer sich darauf einlassen kann, der kann einerseits das In-der-Welt-Sein voll ausschöpfen, und der wird andererseits darauf verzichten können, sich selbst als ein allmächtiges, der Immanenz und Kontingenz entzogenes 'subiectum' zu entwerfen, weil er im Erkennen und An-erkennen des In-der-Welt-Seins als Sterblich-Sein immer schon die eigene Begrenztheit und Unvollkommenheit realisiert, ohne in Unendlichkeits- und Allmachtswünsche quasi 'hineinspringen' zu müssen.

Heidegger beschreibt das Sein der Sterblichen in der Welt als Wohnen, als Aufenthalt der Sterblichen auf der Erde: „Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde *sind*, ist das Bauen, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“²⁶ Mensch-Sein heißt: als Sterblicher sich aufhalten, wohnen in seinem Lebensort und seiner Lebenszeit. Ich denke, daß hier das In-der-Welt-Sein konkretisiert, sozusagen versinnlicht, verleblicht wird. Denn sowohl das Wohnen bzw. das Sich-Aufhalten wie auch die Erde sind Begriffe, die Lebendigkeit, Erfahrung zum Ausdruck bringen - mehr als die abstrakten philosophischen Begriffe 'Welt' und 'Sein'. Wohnen auf der Erde - das ist etwas Konkretes, das unserer Erfahrung entspricht, das in einem engen Bezug steht zu unserem Leben, denn wir halten uns immer schon an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit auf.

Wie aber wohnt der Mensch auf der Erde? Welches sind die Grundzüge des Wohnens? Ein Grundzug des Wohnens ist ein konkretes Sich - Aufhalten bei den Dingen, so Heidegger in *Bauen Wohnen Denken*.²⁷ 'Bei-den-Dingen-Sein' impliziert ebenso wie das Wohnen auf der Erde kein geistiges Verhältnis, sondern einen Bezug zur Materie, zur Erfahrung. Das Sich-Aufhalten bei den Dingen heißt ein Wohnen an einem bestimmten Ort, heißt einen Ort, einen

²⁶ BWD, S. 141

²⁷ BWD, S. 145

Raum haben. Der Mensch ist in diesen Raum hineingestellt, der Raum ist demnach kein Objekt, sondern die Dimension des Wohnens selbst.²⁸ Raum ist die Weise des Aufenthalts der Sterblichen auf der Erde. Das Wohnen bei den Dingen, d.h. bei etwas zu sein, heißt nicht, etwas gegenüber zu sein, so wie das Subjekt das Gegenüber des Objekts ist, sondern es heißt, mit-einander zu sein. Dabei ist nicht nur das Bei-den-Dingen-Sein anvisiert, sondern auch das Mit-einander-Sein mit anderen Menschen, das Mit-Einander-Sein der Sterblichen.²⁹

Das Wohnen ist für Heidegger immer auch ein Schonen, ein „hegen und pflegen“³⁰ – ein ‘etwas in die Hut nehmen’: „Das Schonen selbst besteht nicht nur darin, daß wir dem Geschonten nichts antun. Das eigentliche Schonen ist etwas *Positives* und geschieht dann, wenn wir etwas eigens in sein Wesen zurückbergen... *Der Grundzug des Wohnens ist dieses Schonen*. Er durchzieht das Wohnen in seiner ganzen Weite.“³¹ Zusammen mit dem Sein bei den Dingen durchbricht das schonende Wohnen der Sterblichen die Subjekt-Objekt-Beziehung der neuzeitlichen Metaphysik. Es durchbricht das Herrschaftsverhältnis zwischen einem allmächtigen Subjekt, das auf Eroberung der Erde aus ist, und einem ihm unterworfenen Objekt, sei es die Natur, sei es der eigene Körper, sei es der andere Mensch: „Die Sterblichen wohnen, insofern sie die Erde retten. (...) retten bedeutet eigentlich: etwas in sein eigenes Wesen freilassen. Die Erde retten ist mehr, als sie ausnützen oder gar abmühen. Das Retten der Erde meistert die Erde nicht und macht sich die Erde nicht untertan, von wo nur ein Schritt ist zur schrankenlosen Ausbeutung.“³² Im *Brief über den 'Humanismus'* bezeichnet Heidegger denn auch den Menschen als „Hirt des Seins“³³. Selbstverständlich impliziert die Hüterschaft bzw. Wächterschaft für das Sein bei Heidegger mehr als den schonenden Umgang mit den Dingen, mit dem eigenen Lebens-ort. Der Mensch ist Hüter des Seins als Hüter der

²⁸ Vgl. BWD, S. 151

²⁹ Diese Dimension des Miteinanderseins ist insbesondere von Ute Guzzoni entfaltet und weitergedacht worden. Vgl. dazu z.B. Guzzoni, Ute: „Versuch in der Zwischenzeit. Zur Zeit- und Jeweiligkeit des Miteinanderseins“, in: Dies.: *Wendungen. Versuche zu einem nicht-identifizierenden Denken*, Freiburg/München 1982, S. 71-84; Dies., „Anderssein“, in: Dies.: *Wendungen*, a.a.O., S. 85-109; Dies.: „Anderssein und Nichthaftigkeit“, in: Dies.: *Wege im Denken. Versuche mit und ohne Heidegger*, Freiburg/München 1990, S. 94-120

³⁰ BWD S. 141

³¹ BWD, S. 143

³² BWD, S. 144

³³ Heidegger, Martin: „Brief über den 'Humanismus'“, a.a.O., S. 342

Wahrheit des Seins. Aber das schmälert das Hüten des Seienden in keiner Weise, im Gegenteil: im Schonen des Seins entfaltet sich erst das Hüten der Wahrheit, im Sein bei den Dingen entfaltet sich das Vernehmen der Wahrheit des Seins.³⁴

Inwiefern finden sich im Entwurf des Menschseins als In-der-Welt-Sein bzw. als Wohnen auf der Erde Anknüpfungspunkte für ein weibliches Selbstverständnis? Schließlich ging es doch Heidegger um ein menschliches Selbstverständnis, und das In-der-Welt-Sein ist nicht auf Frauen zu reduzieren, sondern betrifft Frauen und Männer. Wie ist es möglich, ein weibliches Selbstverständnis zu formulieren, ohne die Besonderheit „Frau-Sein“ zu einem Allgemeinbegriff zu hypostasieren?

3. Konsequenzen für ein weibliches Selbstverständnis

Das In-Sein impliziert einen Bezug zur Leiblichkeit, zur Lebenserfahrung, aber auch zur Endlichkeit und Begrenztheit, also zu dem, was die traditionelle Philosophie der Abstraktion des Denkens unterordnete und in einem zweiten Schritt den Frauen zuordnete. Heidegger durchbricht diese Unterordnung und damit auch die Unterordnung der Frauen. Der positive Bezug auf die Erfahrung ermöglicht es außerdem, die traditionellen Rollenzuschreibungen aufzugreifen und umzukehren. Nicht in der Überwindung der 'Immanenz' und der Orientierung am Ideal der 'Transzendenz', wie es z.B. Simone de Beauvoir gefordert hatte, läge damit ein Leitbild für Frauen, sondern vielmehr darin, die Abwertung der Leiblichkeit und die Verdrängung der Kontingenz in Frage zu stellen, ohne sich jedoch auf diese - nun positiv bewerteten - Kategorien reduzieren zu lassen. Frau-Sein könnte somit ein In-Sein in einem je konkreten Lebens-ort in einer je bestimmten Lebens-zeit bedeuten, ein sich-dem-Leben-Überlassen, anstatt die Leibfeindlichkeit und Vernachlässigung der konkreten Lebenswelten zu übernehmen.

Das Wohnen auf der Erde bedeutet auch ein Mit-Sein, ein sich-Beziehen auf andere Frauen und auf Männer, auf die Natur, auf die jeweilige soziale und politische Situation. Frau-Sein hieße dann, sich nicht als isoliertes Subjekt zu begreifen, sondern als eingebettet in ein Beziehungsnetz, in eine Mannigfaltigkeit des Mit-Einanderseins.

Frau-Sein hieße aber auch als Sterblich-Sein, die Immanenz und Kontingenz des Lebens anzuerkennen und von Allmachts- und Unendlichkeits-wünschen loszulassen. Eine Erkenntnis und An-erkenntnis der Sterblichkeit heißt nicht, die Angst vor dem Sterben zu leugnen, den eigenen Lebenswunsch zu negieren

³⁴ Das Wohnen umfaßt auch das Sterben-Können. Vgl. zum Sterben-Können die Ausführungen über die Sterblichen.

und über den fremden oder den eigenen Tod keinen Schmerz zu empfinden, denn auch dies ist ein Lebensgefühl und gehört als solches zum In-Sein dazu. Wer dieses Gefühl durchstreichen möchte, negiert eine Lebenserfahrung und stellt sich auf diese Weise wieder aus dem In-Sein heraus. Es gibt zwei Wege, mit der Trauer um den fremden und der Angst vor dem eigenen Tod umzugehen. Ich kann den Tod verdrängen, tabuisieren und ihn so ungeschehen machen wollen. Der Wunsch der Todesüberwindung und der Versuch dieser Überwindung durch Allmachts- und Unendlichkeitsgedanken können die Konsequenz solcher Verdrängung sein, und umgekehrt kann aus der Sehnsucht nach der Überwindung des Todes wiederum ein Allmachtsdenken resultieren. Ich kann mich aber auch der Realität des Todes stellen und mich - trotz aller Angst - in ein Verhältnis zu ihm stellen, das Heidegger das Sterben-Können nennt.

Frau-Sein bedeutet schließlich auch immer ein Für-Sein, ein Schonen, da das In- und Mit-Sein ein nicht-hierarchisches Sich-Beziehen meint. Was heißt es aber, Frau-Sein als Für-Sein, als Schonen zu begreifen?³⁵ Werden hier nicht erneut die altbekannten sogenannten 'weiblichen Tugenden' festgeschrieben: das Hegen und Pflegen, das Schonen, Hüten, Bewahren? Die Bescheidenheit und Selbstaufopferung? Dies wäre dann der Fall, wenn zum einen mit Schonen und Für-Sein eine Wesensdefinition des Weiblichen (Weiblichkeit gleich Fürsorglichkeit) beabsichtigt wäre, und wenn zum anderen das Schonen auf den sogenannten Privatbereich beschränkt wäre, der Bereich des Öffentlichen dagegen als das Feld der Zweckrationalität und der Herrschaft gilt, zu dem Frauen qua definierter Weiblichkeit keinen Zutritt haben, würde dies doch angeblich ihrem Wesen widersprechen.

Aber erstens handelt es sich bei der Formulierung eines weiblichen Selbstverständnisses nicht mehr um die metaphysische Definition eines 'weiblichen Wesens', einer Ich-Substanz der Frauen. Frau-Sein als In-der-Welt-Sein begriffen rückt ja gerade von solch einer essentialistischen oder gar biologistischen Wesensdefinition ab, wenn man Heideggers Ausführungen zum In-der-Welt-Sein bedenkt. Damit fallen dann auch Wesensdefinitionen wie 'weiblich gleich fürsorglich' bzw. 'männlich gleich herrschaftsorientiert'.

³⁵ Vgl. hierzu auch entsprechende Überlegungen über die Bedeutung der Fürsorge in Entwürfen einer „care“-Ethik bzw. einer Mitleidsmoral, wie sie z.B. von Carol Gilligan, Annette C. Baier und Nel Noddings vertreten werden: Gilligan, Carol: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München 1984; Baier, Annette C.: „Hume, der Moraltheoriker der Frauen?“, in: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hgg.): *Jenseits der Geschlechtermoral, Beiträge zur feministischen Ethik*, Frankfurt am Main 1993, S. 105-134; Noddings, Nel: *Caring. A Feminine Approach to Ethics and Moral Education*, Berkeley 1984.

Zweitens sind die Trennung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen und die Zuordnungen 'privat gleich schonen' und 'öffentlich gleich herrschen' Bestandteil wie Resultat der bereits erwähnten dichotomen Perspektive eines identitätslogischen Denkens. Wird diese Trennung aufgehoben, dann kann dadurch das bislang für das Private reservierte schonende Wohnen auch zum Paradigma des 'öffentlichen Lebens' werden.³⁶

Drittens ist zu bedenken, daß für Heidegger zum Wohnen nicht nur das Schonen, sondern auch das Bauen und Denken dazugehört: Das Bauen hat das Wohnen zum Ziel, und umgekehrt ist das Bauen die Bedingung des Wohnens. Das Wohnen bedarf also des Bauens, und im Bauen wiederum entfaltet sich das Wohnen, beide sind untrennbar aufeinander bezogen, ja mehr noch: „...das Bauen ist in sich selber bereits Wohnen“³⁷. Wohnen erschöpft sich also nicht im Schonen, sondern bedeutet immer auch ein schöpferisches Tätig-Sein, ein Hervorbringen. Dabei errichten die Sterblichen immer auch ihren je eigenen Wohn-Ort, entfalten ihre Art und Weise des Aufenthalts auf der Erde. Damit ist nicht nur das Bauen als konkretes Tätigsein gemeint, sondern auch das Bauen im Sinne eines Entwerfens und Gestaltens des je eigenen Lebens.

Bauen und Wohnen wiederum stehen in einem konstellativen Verhältnis zum Denken. Denken ist gleichbedeutend mit einem „Vernehmen“, d.h. „...etwas Anwesendes bemerken, merkend es vornehmen und als Anwesendes es annehmen.“³⁸ Und als Vernehmen lebt das Denken nur, so Heidegger, indem es leibt.³⁹ Denken heißt also gerade nicht das Rechnen und Planen rein instrumentell verstandener Vernunft. Solcherart ist das Denken nicht 'rein', abstrakt, der Erfahrung entzogen und übergeordnet, sondern gerade auf sie bezogen. 'Denken' heißt demgemäß auch kein Beherrschen- und Be-greifen-Wollen des zu Denkenden, sondern ein sich-Überantworten an das zu-Denkende, ein Reflektieren dessen, was ihm vorgegeben ist. Gleichwohl ist es keine bloße Passivität, sondern ein aktives sich-Beziehen des Individuums auf die Dinge, also

³⁶ Diese Aspekte werden übrigens in der Debatte um die „care“-Ethik und den ethischen Ansatz Carol Gilligans kaum bedacht. In neueren Veröffentlichungen versucht Carol Gilligan deshalb, zumindest den Essentialismus- und Konservatismus-Vorwurf zu widerlegen. Vgl. z.B. Gilligan, Carol: „Moralische Entwicklung und moralische Orientierung“, in: Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 79-100; Gilligan, Carol/Wiggins, Grant: „Die Ursprünge der Moral in der frühkindlichen Beziehungen“, in: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinde (Hgg.), a.a.O., S. 69-104.

³⁷ BWD, S. 140

³⁸ Heidegger, Martin: „Was heißt Denken“, in: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*, a.a.O., S. 134

³⁹ Heidegger, Martin: „Logos (Heraklit, Fragment 50)“, in: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*, a.a.O., S. 206

ein Sein bei den Dingen und damit wieder ein Grundzug des Wohnens. Man könnte sagen: Denken ist wie das Bauen ein Entfalten des Wohnens.⁴⁰

Wenn sich Frauen nun auf Heideggers Entwurf des schonenden Wohnens auf der Erde beziehen, reduzieren sie sich dadurch nicht auf das alte Weiblichkeitsideal der Hingabe und Selbstaufopferung, noch verschließen sie sich den Zugang zur Vernunft. Allerdings ist jene Vernunft eine andere als die auf Zweckrationalität ausgerichtete Vernunftkonzeption der Neuzeit.

Viertens schließlich ist die Vielfalt des Sich-Aufhaltens auf der Erde zu betonen. Es gibt nicht die einzig wahre, allein und letztlich gültige Art und Weise des In-der-Welt-Seins. Der Lebens-ort und die Lebens-zeit sind immer je einzeln, bestimmt und konkret. Das Ich-Sagen des Daseins als In-der-Welt-Sein ist different, mannigfaltig, je nachdem, was sich das Ich wünscht, je nachdem, wie es sein Selbst-Sein entwirft. Ob als Erwerbstätige oder als Familienfrau, ob als Politikerin, Handwerkerin, Wissenschaftlerin, Facharbeiterin, Managerin oder Künstlerin, um nur einige Beispiele zu nennen: Jeder Lebensentwurf einer Frau ist immer auch ihr Ort, ihr In-der-Welt-Sein. Dort, wo sich Frauen auf andere Frauen und auf Männer beziehen, ist ihr Ort, ihr Bauen Wohnen Denken auf der Erde - ein Gedanke, der sich durchaus in Beziehung setzen läßt zu den Überlegungen Luce Irigarays über den Ort der Frauen⁴¹ wie auch zu entsprechenden Überlegungen der Philosophinnengruppe „Diotima“, ohne jedoch das implizite oder sogar explizite Ursprungsdenken und die Bipolarität dieser Theorien zu übernehmen.

Im Bezug auf das schonende Wohnen liegt also für Frauen die Chance, ein neue Art und Weise des Sich-Aufhaltens auf der Erde und auch des Sich-Verhaltens zu leben, eine neue Qualität des Mit-Einander-Seins. Dabei könnten die traditionellen Zuschreibungen an Frauen aufgebrochen werden, ohne sie auf der einen Seite rein affirmativ mit einer positiven Wertung zu versehen, und ohne sie auf der anderen Seite einfach zu negieren. Hier ist die Möglichkeit gegeben, spielerisch mit den Rollenmustern umzugehen und sie so von innen her aufzubrechen, denn zwischen der radikalen Verneinung von Fürsorglichkeit und der - feministisch gewendeten - Restauration sogenannter weiblicher Tugenden gibt es einen Spielraum, den Frauen für sich nutzen könnten.

⁴⁰ BWD, S. 156

⁴¹ Vgl. z.B. Irigaray, Luce: „Göttliche Frauen“, in: Dies.: *Genealogie der Geschlechter*, Freiburg 1989, S. 93-120; Dies.: „Der Ort - der Zwischenraum. Eine Lektüre von Aristoteles: Physik IV, 2-5“, in: Dies.: *Ethik der sexuellen Differenz*, Frankfurt am Main 1991, S. 46-70; Dies.: „Wie werden Frauen Bürgerinnen?“, in: Dies.: *Die Zeit der Differenz. Für eine friedliche Revolution*, Frankfurt am Main/New York 1991, S. 59-90; Dies.: „Das vergessene Geheimnis der weiblichen Genealogien“, in: Dies.: *Die Zeit der Differenz*, a.a.O., S. 117-142

Abschließend möchte ich noch auf das Verhältnis zwischen einem weiblichen, einem männlichen und einem menschlichen Selbstverständnis eingehen, um nochmals zu verdeutlichen, wieso hier 'Mensch-Sein' nicht einfach durch 'Frau-Sein' ersetzt wird. Dabei wird auch die Frage nach dem Verständnis des Begriffs 'Geschlecht' zentral.

Die große Chance, die die Anknüpfung an Heidegger für Frauen bietet, ist die Möglichkeit, das Verständnis des Menschen als autonomes Subjekt zu überwinden. Auch Männer können sich in der Überwindung der Subjektphilosophie auf Heidegger beziehen, ihr Status ist aber ein anderer. Männer müssen dabei erst einmal Gewohntes lassen, wenn sie nach ihrem Selbstverständnis fragen, um zum In-der-Welt-Sein gelangen zu können. Der Weg zum In-der-Welt-Sein führt nur über die 'Verwindung' der Subjektphilosophie. Für Frauen ist das anders. Frauen wurden - zumindest theoretisch und teilweise auch immer noch in der Praxis - aus dem Subjekt-Status ausgeschlossen. Ihnen stehen deshalb zwei Wege offen: Der eine Weg ist der Bezug auf die Tradition der Subjektphilosophie, also das bereits erwähnte Programm 'Subjekt Frau'. Der andere Weg dagegen bezieht sich nicht mehr auf die Subjektphilosophie, sondern auf alternative Entwürfe. Das heißt: Weil Frauen der Subjekt-Status verweigert wurde, haben sie eher die Möglichkeit, direkt an Heideggers Gedanken anzuknüpfen, ohne den Umweg der Subjektphilosophie gehen zu müssen. Frauen können somit einen Schritt weitergehen, ohne sich und anderen immer wieder beweisen zu müssen, daß auch sie 'autonome Subjekte' sind, daß auch sie zweckrational denken und handeln können. Ihre Marginalisierung und Diskriminierung wird auf diese Art und Weise zu einer Möglichkeit, etwas Neues zu versuchen. Selbstverständlich müssen dabei auch Frauen etwas lassen, nämlich die Orientierung an einem Gleichsetzungs-Feminismus. Aber jenes 'Lassen' ist ein anderes als das der Männer. Frauen lassen ein Streben nach einer Leitidee hinter sich, deren Realisierung in der Regel immer noch Männern vorbehalten ist, Männer dagegen müssen nicht nur von einer für sie nützlichen Leitidee lassen, sondern von einer sie privilegierenden Realität, die sich verfestigt hat, und das ist etwas ganz anderes als das Abwenden der Frauen von einem Leitbild, dessen gesellschaftliche Realisierung noch nicht vollzogen ist.

Damit verschiebt sich die feministische Frage nach dem Selbstverständnis der Frauen. Nicht der Ausschluß der Frauen vom Subjekt-Status ist problematisch, sondern ein Vakuum im Ich-Sagen, das 'Nicht-Ich' der Frauen. Worin besteht das Ich-Sagen der Frauen, wenn zum einen das Paradigma des Subjekts nicht mehr übernommen wird, und wenn zum anderen deutlich wird, daß das traditionelle Fragen nach dem Selbstverständnis die konkreten Existenzweisen des Ich nicht berücksichtigt, sondern dabei das Ich formalisiert, entleibt und somit auch entsexualisiert? Wie können Frauen sich selbst verstehen, ohne

ihre geschlechtliche Existenzweise zu vernachlässigen? Das ist die zweite Möglichkeit, die sich beim Anknüpfen an Heidegger eröffnet. In-der-Welt-Sein kann vor allem auch als Frau-Sein begriffen werden. Das mag in der Tat wie eine einfache Umkehrung der Gleichung 'Subjekt gleich Mann' anmuten: 'In-der-Welt-Sein ist gleich Frau-Sein'. Aber es ist etwas anderes, vom Allgemeinbegriff 'Mensch' ausgehend das Geschlecht zu negieren und dann quasi 'durch die Hintertür' doch das Allgemeine 'Mensch-Sein' mit dem Besonderen 'Mann-Sein' zu identifizieren, oder wie hier die Möglichkeiten zu entfalten, die das In-der-Welt-Sein zunächst für Frauen als Frau-Sein hat. Denn das Verstehen des In-der-Welt-Seins als Frau-Sein ist zwar ein notwendiger, aber nur vorläufiger Schritt, um die Leerstelle des 'Nicht-Ichs' der Frauen zu füllen. Das Sich-Aussprechen des Ich nicht nur als In-der-Welt-Sein, sondern als Frau-in-der-Welt-Sein, ermöglicht den Vollzug, das Erdenken und Erleben auch der geschlechtlichen Existenzweise jeder Einzelnen. Und das ist ein wichtiger Schritt, denn das Geschlecht ist - wenn auch keine Ursprungskategorie - so doch eine realitätssetzende Kategorie, die unsere 'Weise zu sein' bestimmt.

Es ist also zunächst einmal legitim, das In-der-Welt-Sein auch als Frau-Sein auszulegen, ohne es allerdings darauf zu reduzieren. Die Auslegung des Frau-Seins als In-der-Welt-Sein wiederum hat den Vorteil, daß es eine Alternative zum Herrschaftsparadigma der Subjektphilosophie bietet, daß es sich auf die Lebenserfahrung bezieht, und daß Frauen dabei an etwas Bekanntem anknüpfen können, aber daß diesem Bekanntem ein völlig neuer Sinn und eine andere Richtung gegeben wird. Denn das hier skizzierte weibliche Selbstverständnis ist weder eine Wesensdefinition noch eine Norm darüber, wie Frauen als Frauen sein sollen. Gerade deshalb bleibt ein Ich-Sagen, daß sich als In-der-Welt-Sein ausspricht, nicht bei der Polarität 'weiblich'-'männlich' stehen, sondern kann noch einen Schritt weitergehen. Nicht die Behauptung 'Subjekt Frau', sondern die Formulierung des 'In-der-Welt-Seins' als 'Frau-Sein' wird so zu einer Art notwendigem Zwischenschritt zu einem anderen Verhältnis der Geschlechter und auf philosophischer Ebene zu einem anderen Verständnis der Kategorie 'Geschlecht'. Die Ausgangsfrage nach einem weiblichen Selbstverständnis ist demgemäß zwar eine legitime Frage, die thematisiert werden muß, aber sie ist gleichwohl nur eine vorläufige Frage. Was wäre aber der nächste Schritt, wenn man nicht bei der polaren Frage nach einem 'weiblichen' Selbstverständnis stehenbleiben möchte, sondern anerkennt, daß Heideggers Entwurf nicht nur Frauen vorbehalten ist?

Das In-der-Welt-Sein ist nicht nur auf Frauen beschränkt. Es eröffnet zugleich für Männer eine Möglichkeit, ihr eigenes Selbstverständnis zu hinterfragen, die Relevanz der Geschlechtlichkeit für die Formulierung eines eigenen Selbstverständnisses zu erkennen und dabei ihr Mann-Sein zu reflektieren.

Indem sich also Frauen zunächst auf sich selbst beziehen und ihr eigenes Selbstverständnis bedenken, sind sie auch eine Anfrage und Herausforderung an das Selbstverständnis von Männern. Die von Männern formulierte Kritik am Subjekt-Begriff gewinnt dadurch eine neue Ausrichtung, geht es doch um die Formulierung einer Alternative zum Subjekt-Begriff, die auch Bezugspunkt für Frauen sein kann. Dabei könnten sich Frauen und Männer aufeinander zubewegen, indem sich Frauen nicht mehr auf etwas Vorgegebenes, den Subjekt-Status, beziehen, und indem Männer vom Subjekt-Status lassen. Insofern kann Heideggers Entwurf Anknüpfungspunkt sowohl für Frauen als auch für Männer sein. Dabei wird die sexuelle Differenz jedoch nicht erneut in einem allgemeinen Ober-Begriff 'Menschsein' aufgehoben, sondern hier kommt ein Denken zum Tragen, das als Denken der Nicht-Identität oder der Konstellation bezeichnet wird. Und davon ist auch das Geschlecht als philosophische Kategorie betroffen.

Das In-der-Welt-Sein bzw. das Wohnen in der Welt meint also keinen Allgemeinbegriff, sondern eine Umschreibung einer grundsätzlichen Offenheit und Mannigfaltigkeit des Seins, also eine Beschreibung eines Selbstverständnisses, das nicht mehr auf ein Identisches abzielt, sondern auf ein Selbst-Sein, das in die Differenz und Pluralität des Wohnens auf der Erde gestellt ist. Das bedeutet auch, daß ein Selbst-Sein, das sich nicht mehr als Besonderheit eines Allgemeinen versteht, sich eher auf den Begriff der Individualität beziehen wird, denn auf einen Allgemeinbegriff wie 'Menschheit' oder 'Menschsein'. Das Ich existiert als je Einzelnes, und dieses je einzelne Ich wiederum lebt in je verschiedenen Existenzweisen. „Im Ich-Sagen spricht sich das Dasein als In-der-Welt-Sein aus“ hieße dann auch: Das Ich spricht sich aus in vielfältigen Weisen zu sein, die sich immer auch ändern können. Die Einzelnen stehen dann in einem Verhältnis des Mit-Seins zueinander, einem konstellativen Verhältnis. Das heißt: Nicht mehr 'die Geschlechter', nicht 'Mann' und 'Frau' stehen in einem Verhältnis des Sich-Aufeinander-Beziehens, sondern Individuen, die bestimmte, konkrete Weisen zu sein leben, und das 'Geschlecht' ist eine davon. Die Kategorie Geschlecht wird auf diese Weise nicht mehr zu einem Oberbegriff, ebenso wie 'Frau', 'Mann' oder 'Mensch' keine Allgemeinbegriffe sind, denen sich Individuen zuordnen, sondern die sexuelle Differenz wird ebenso wie andere Differenzen ins Individuum zurückgeholt. Das Ich bestimmt sich je verschieden, und es bestimmt sich auch als 'Frau', als 'Mann', oder was auch immer. Das bedeutet aber, daß sich die Geschlechterkategorie gewissermaßen verflüssigt, sich wegbewegt von einem statischen, rein biologisch begründeten Gattungsbegriff hin zu einer sozialen und damit auch veränderbaren Kategorie, und daß sich damit auch die Frage nach einem 'weiblichen' Selbstverständnis

verschiebt zu der Frage, wie das Ich in verschiedenen Formen geschlechtlicher Existenzweisen auf der Erde wohnen kann.

Literatur:

- Baier, Annette C.: „Hume, der Moralthoretiker der Frauen?“. In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinda (Hgg.): *Jenseits der Geschlechtermoral, Beiträge zur feministischen Ethik*. Frankfurt am Main 1993, S. 104-134
- Beauvoir, Simone de: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg 1992
- Braidotti, Rosi: „Patterns of Dissonance: Women and/in Philosophy“. In: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): *Feministische Philosophie*. Wien/München 1990, S. 108-122
- Cavarero, Adriana: „Ansätze zu einer Theorie der Geschlechterdifferenz“. In: Diotima (Hg.): *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*. Wien 1989, S. 65-102
- Fox Keller, Evelyn: *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft?* München/Wien 1986
- Gilligan, Carol: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München 1984
- Dies.: „Moralische Entwicklung und moralische Orientierung“. In: Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.): *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*. Frankfurt am Main/New York 1991, S. 79-100
- Dies./Wiggins, Grant: „Die Ursprünge der Moral in den frühkindlichen Beziehungen.“ In: Nagl-Docekal, Herta/Pauer-Studer, Herlinda (Hgg.): *Jenseits der Geschlechtermoral*. a.a.O., S. 69-104
- Guzzoni, Ute: „Versuch in der Zwischenzeit. Zur Zeit- und Jeweiligkeit des Miteinanderseins.“ In: Dies.: *Wendungen. Versuche zu einem nicht-identifizierenden Denken*. Freiburg/München 1982, S. 71-84
- Dies.: „Anderssein.“ In: Dies.: *Wendungen*. a.a.O., S. 85-109
- Dies.: „Anderssein und Nichthaftigkeit.“ In: Dies.: *Wege im Denken. Versuche mit und ohne Heidegger*. Freiburg/München 1990, S. 94-120
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit*. Tübingen 1986
- Ders.: „Die Zeit des Weltbildes.“ In: Ders.: *Holzwege*. Gesamtausgabe Band 5, Frankfurt am Main 1977, S. 75-113
- Ders.: „Der europäische Nihilismus.“ In: Ders.: *Nietzsche II*. Pfullingen 1961, S. 31-256
- Ders.: „Die Metaphysik als Geschichte des Seins.“ In: Ders.: *Nietzsche II*. a.a.O., S. 399-457
- Ders.: „Brief über den 'Humanismus'“. In: Ders.: *Wegmarken*. Gesamtausgabe Band 9, Frankfurt am Main 1976, S. 313-364
- Ders.: „Bauen Wohnen Denken.“ In: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*. Pfullingen 1990⁶, S. 139-156
- Ders.: „Was heißt Denken.“ In: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*. a.a.O., S. 123-137

- Ders.: „Logos (Heraklit, Fragment 50).“ In: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*. a.a.O., S. 199-221
- Irigaray, Luce: *Das Geschlecht, das nicht eins ist*. Berlin 1979
- Dies.: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt am Main 1980
- Dies.: „Göttliche Frauen.“ In: Dies.: *Genealogie der Geschlechter*. Freiburg 1989, S. 93-120
- Dies.: „Der Ort - der Zwischenraum. Eine Lektüre von Aristoteles: Physik IV, 2-5.“ In: Dies.: *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt am Main 1991, S. 46-70
- Dies.: „Wie werden Frauen Bürgerinnen?“ In: Dies.: *Die Zeit der Differenz. Für eine friedliche Revolution*. Frankfurt am Main/New York 1991, S. 59-90
- Dies.: „Das vergessene Geheimnis der weiblichen Genalogien.“ In: Dies.: *Die Zeit der Differenz*. a.a.O., S. 117-142
- Ivekovic, Rada: „Die Postmoderne und das Weibliche in der Philosophie.“ In: Nagl-Docekal, Herta (Hg.): *Feministische Philosophie*. a.a.O., S. 123-135
- Maihofer, Andrea: „Geschlecht als Existenzweise. Einige kritische Anmerkungen zu aktuellen Versuchen zu einem neuen Verständnis von 'Geschlecht'.“ In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): *Geschlechterverhältnisse und Politik*. Frankfurt am Main 1994, S. 168-187
- Dies.: „Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des 'Geschlechts'.“ In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hgg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*. Frankfurt am Main 1994, S. 236-263
- Merchant, Carolyn: *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. München 1987
- Noddings, Nel: *Caring. A Feminine Approach to Ethics and Moral Education*. Berkeley 1984

Berichte und Ankündigungen

Gründung des Vereins Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.

„Geschlecht - Macht - Arbeit“, unter diesem Titel fand vom 16.-18.9.1994 in Bad Boll eine Tagung zur Frauengeschichte statt, in deren Zentrum auch die Gründung des Vereins „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg“ stand. Auf diese Weise sollte die theoretisch-thematische Arbeit mit der Praxis, sprich der aktuellen Situation historisch arbeitender Frauen, verbunden werden.

Ziel des Vereins ist es, die spezifischen Interessen historisch arbeitender Frauen zu vertreten, den Anteil der Frauen in den Arbeitsbereichen der historischen Disziplinen auszuweiten und den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern. Durch den Verein soll die historische Frauen- und Geschlechterforschung an den wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen des Landes verankert werden und historisch arbeitende Frauen des universitären wie des außeruniversitären Bereichs vernetzt werden. Diese Zwecke will der Verein durch regelmäßige Tagungen, politische Öffentlichkeitsarbeit, den Aufbau einer Datenbank historisch arbeitender Frauen in Baden-Württemberg und durch Arbeitskreise unterstützen. Arbeitskreise mit Themen wie z.B. „Museum“, „Lokalgeschichte“, „Von Geschichte leben“, „Nutzung etablierter Verbände“, „Hochschule - Frauen- und Geschlechtergeschichte“ und „Didaktik und Vermittlung“ haben sich neben dem Arbeitskreis „Vorstand, Tagungsvorbereitung und Öffentlichkeitsarbeit“ bereits gebildet.

Adressen zu den Arbeitsgruppen und weitere Informationen sind zu erhalten über die Postadresse des Vereins:

Verein „Frauen & Geschichte“, c/o BAF, Wöhrdstr.25, 72072 Tübingen, Tel.: 07071/369349.
--



„Ich hätte so gerne noch gelebt, geliebt und gearbeitet.“¹

Symposium zum Thema: Frauen zwischen den Republiken.

Eine Veranstaltung der Frauenbeauftragten der Stadt Mannheim vom 28.-29. April 1995.

Astrid Julia Irrgang und Katrin Sonnenschein

„Zu wissen, daß unser Trauma bei Euch gut aufgehoben und dadurch vor Vergessen bewahrt wird, tröstet.“ Diese abschließende Aussage einer älteren Teilnehmerin charakterisierte die Atmosphäre des Symposiums, zu dem die Mannheimer Frauenbeauftragte Ilse Thomas eingeladen hatte. Wissenschaftlerinnen aus den Bereichen Geschichte, Soziologie, Psychologie und Politologie trafen für zwei Tage in Mannheim mit etwa achtzig Zeitzeuginnen zu einem konzentrierten Austausch zusammen.

Dabei ging es nicht darum, die Opfer- oder Täterinnenrolle von Frauen im Nationalsozialismus zu beleuchten, sondern darum, geschlechtsspezifische Beiträge und Verantwortlichkeiten zu untersuchen. Bislang haben Frauen den Nationalsozialismus unzureichend als ihr „negatives Eigentum“² anerkannt. Er konnte von der historischen Frauenforschung als patriarchales System verstanden werden, in dem weibliche Täterschaft im Handlungskollektiv immer abhängige Täterschaft war.

Zu leicht wurde damit ein Weg eröffnet, sich als Frau vom Faschismus zu distanzieren. Deshalb verwies Dr. Claudia Bernardoni in ihrem Eingangsvortrag darauf, daß jede Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich, folglich auch geschlechtsspezifische Untersuchungen, im Zeichen von Auschwitz beginnen müsse.

Die freiberufliche Wissenschaftlerin bot mit dem Begriff der *Schande* eine über das ganze Symposium hinweg schlüssig verwendbare Deutung für weiblichen Umgang sowohl zur Zeit des NS als auch danach an. *Schande* als eine auf Gemeinschaft bezogene, ungeschriebene Sittlichkeit verleitete laut Bernardoni dazu, individuelle Schuld zu ersetzen. Für Frauen in ihrem traditionellen Auf-

¹ France Bloch-Sérazin (1913-1943).

² Begriff von Jean Améry (aus: *Jenseits von Schuld und Sühne*, München 1980), der in diesem Kontext von Bernardoni in Bezug auf Lerke Gravenhorst, *Töchter fragen - NS-Frauen-Geschichte*, Freiburg 1990, S. 30 benutzt wurde.

gabenbereich Familie war es oft ein Teil ihrer schützenden Funktion, Schande von dieser abzuwehren.

Während des Krieges hieß dies beispielsweise, die Moral der Familie aufrechtzuerhalten, indem ein Brief mit geschönten Nachrichten an die Front gesandt oder das Bild des Heldenvaters zuhause vermittelt wurde. Verantwortliches Handeln von Frauen war folglich von der gleichen moralischen Spaltung bestimmt wie das von Männern, es bezog sich jedoch auf den übergeordneten Wertzusammenhang Familie, an deren Grenze oft das weibliche Hinterfragen des eigenen Tuns stoppte.

Eine weitere Dimension erhielt diese Spaltung nach dem Krieg. *Schande* gibt es nicht ohne Öffentlichkeit. Durch die Vermittlung integerer Vorbilder an die Nachkriegsgeneration half die Generation der Kriegsfrauen, ein Tabu aufrechtzuerhalten, in dessen Klima keine Aufarbeitung möglich war. Die Väter waren oft entweder gefallen oder noch in Kriegsgefangenschaft, so daß es die Mutter war, die der Familie von der Vergangenheit berichtete.

Familienlegenden bestimmten die Sozialisation der Kindergeneration. Die Frankfurter Wissenschaftlerin Ulla Roberts interessierte genau dieses Phänomen. Die Konfrontation mit der Wahrheit über vermeintlich unbeteiligte und unschuldige Eltern führte oft noch nach Jahrzehnten zu Identitätskrisen bei den Kindern. Neben diesem Phänomen erlebten laut Roberts insbesondere Töchter die starke, autonome Mutter und deren Rückfall in die alte Rolle nach Heimkehr des Mannes für ihre eigene weibliche Sozialisation als bedeutungsvoll. Frauen aus dem Publikum berichteten, wie ihre Mütter es „hervorragend“ schafften, zwischen dem intimen Raum der Familie und der kriegerischen Welt zu vermitteln. Eine Mutter, der es gelungen war, einen Flüchtlingstreck heil aus Breslau zu führen, und die nach dem Krieg nur noch gegen den Staub auf dem Nierentisch kämpfte, war ein zwiespältiges Vorbild. Auf welches Mutterbild war Verlaß? In dieser Auseinandersetzung stand die Töchtergeneration alleine gegen die indifferente Umgebung der BRD nach 1945.

Die traditionelle Sphäre von Frauen erhielt im Krieg eine neue Brisanz, nicht nur im Bereich Familie, sondern auch im Arbeitsleben. Die Zwangsverpflichtung von Frauen, beispielsweise in der Rüstungsindustrie, stand der nationalsozialistischen Bevölkerungs- und Rassenpolitik und einer entsprechenden Mütterideologie (Vortrag von Dr. Gabriele Czarnowski) entgegen. Annette Schäfer führte aus, daß die gemeinsame Forderung von Industrie und Wehrmacht, alle Frauen zur außerhäuslichen Arbeit zwangszuverpflichten, an der NS-Ideologie scheiterte, die Frauen als „Architekten des Mikrokosmos“³ einplante. Nur Frauen, die alleinstehend oder vor dem Krieg schon berufstätig wa-

³ Analog bezeichnete Adolf Hitler „den deutschen Mann als Architekten des Makrokosmos“.

ren, wurden zwangsverpflichtet, was zu Überbelastung und mangelnder Arbeitsmoral führte. Der Arbeitskräftemangel konnte nur durch Ausschöpfen des Fremdarbeiterinnenpotentials behoben werden, ohne daß dabei das ideologische Grundkonzept erschüttert wurde.

Ein Merkmal des Symposiums waren die begleitenden Vorträge für die Region Mannheim. Der am Karlsruher Stadtarchiv tätigen Dr. Susanne Asche ging es darum, den Handlungsspielraum von verantwortlichen Frauen bei der Organisation der Fremdarbeit in Mannheim zu ermessen. Erschreckend mühelos konnten es die Pflegerinnen der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) mit ihrem Berufsethos vereinbaren, ihnen anvertraute Kinder der Mannheimer Fremdarbeiterinnen zu den Deportationszügen zu begleiten. Die Fürsorge beschränkte sich im besten Fall auf das Zustecken von Bonbons beim Einsteigen. Genau an dieser Stelle gelang es der NS - Rassenpolitik, einen seit dem 19. Jahrhundert entwickelten Fürsorgeapparat, der von Frauen getragen wurde, einzubinden. Die geschlechtsspezifischen Verantwortlichkeiten in traditionell weiblichen Berufen verlangen nach weiteren Forschungen, die dadurch erschwert sind, daß systematische Archivierungen von Quellenmaterial unter der Kategorie „Geschlecht“ noch fehlen oder gerade erst im Entstehen sind.

Das Problem der Auswertung von Quellen stellt sich ebenfalls, wenn Jüdinnen oder Frauen aus dem Widerstand als Handelnde untersucht werden sollen. Über die jüdischen Frauen und ihre extreme Alltagssituation im nationalsozialistischen Deutschland, sowie den damit verbundenen Rollenwandel und den spezifischen Beitrag von Jüdinnen bei der Lebenserhaltung ihrer Familien referierte Prof. Dr. Sibylle Quack. Bereits zwei Monate nach der Machtergreifung begann man, mit dem „Berufsbeamtengesetz“ von 1933 jüdische Bürger aus dem öffentlichen Arbeitsleben auszuschließen. Auf einmal wurden jüdische Frauen aufgrund ihres leichteren Zugangs zu privaten Anstellungen (Haushaltshilfen, Schneiderinnen, Kindermädchen) zu den Hauptnährerinnen der Familie. Darüber hinaus waren sie es, die die Kontakte ins Ausland knüpften, weil sie im Gegensatz zu den meist humanistisch ausgebildeten Männern eher die modernen Fremdsprachen beherrschten. Die Historikerin Tilde Bayer schilderte, daß so nicht nur in Mannheim für jüdische Frauen und Betreiberinnen der Jüdischen Wohlfahrtspflege, das New Yorker Telefonbuch zum geheimen Bestseller wurde, um von gleichnamigen Amerikanern die für die Emigration notwendige Bürgerschaft erbitten zu können.

Laut Dr. Florence Hervé gab es einen emanzipatorisch motivierten Widerstand in Deutschland nicht. In Frankreich dagegen existierten Ansätze. Beispielsweise hatte in Paris 1933 ein Weltfrauenkongress gegen Krieg und Faschismus getagt, in dessen Tradition sich ein Widerstand bewegen konnte, des-

sen Mitgliederinnen nicht nur durch Antifaschismus, sondern auch durch feministische Inhalte geeint waren. Einen reinen Frauenwiderstand wie in der Résistance hat es in Deutschland nie gegeben. Die Motivationen deutscher Widerständlerinnen speisten sich aus einer Mischung von persönlichem Verantwortungsgefühl, Mitleid oder politischem Andersdenken. Allerdings ergibt sich bei der Erforschung von weiblichem Widerstand erneut das Problem der Quellenauswertung, wie die Privatdozentin Dr. Sylvia Schraut am Beispiel der Mannheimerinnen Käthe Seitz und Henriette Wagner verdeutlichte. Weil die Chronisten ihrer Widerstandsgruppe lediglich auf Prozeßakten und nicht zum Beispiel auch auf biographische Quellen zurückgriffen, entstand bei ihnen ein Bild, in dem „*sich aus der ehemaligen SPD - Stadträtin Seitz in der Rückschau eine Frau entwickelte, die in Mannheim nicht politisch hervortrat und tippen konnte*“. Die in Gerichtsdokumenten geschilderten Begebenheiten können so zur 'Realität' werden, wenn man nicht berücksichtigt, daß zum Schutz anderer verharmlost, gelogen oder übertrieben wurde. So entstehen einerseits Mythen wie im Fall von Sofie Scholl, andererseits geraten Beiträge von Frauen auch in Vergessenheit, nicht zuletzt, weil viele (v.a. die der frz. Résistance) nach dem Krieg über sich schwiegen.

Nach fünfzig Jahren ist das Thema „Frauen im Nationalsozialismus“ nicht mehr mit den Stereotypen Kriegerwitwe, Trümmerfrau, Mutterkreuzträgerin und blutrünstige KZ - Aufseherin zu umreißen. In dieser Richtung wollte das Mannheimer Symposium ein politisches Signal setzen und das ist ihm gelungen. Der Anspruch der Organisatorin Ilse Thomas hat sich damit verwirklicht. Während der Uhrzeiger der Bundesrepublik auf fünfzig Jahre nach Stunde Null stillstand, zeigten die zwei Tage in Mannheim, daß es zumindest im Bereich der Frauengeschichte noch lange keine Zeit ist, zu gedenken, sondern aufzudecken und zu forschen.

Die Vorträge und Ergebnisse des Symposiums erscheinen voraussichtlich im Oktober 1995 im Kleine Verlag, Wissenschaftliche Reihe unter dem Buchtitel „*Ich hätte so gerne noch gelebt, geliebt und gearbeitet.*“ *Frauen zwischen den Republiken.*



Ins rechte Licht gerückt

Matthias Krehl

Im März diesen Jahres gastierte die Ausstellung „Von der Antike bis zur Neuzeit - der verleugnete Anteil der Frauen an der Physik“ in der Universitätsbibliothek Freiburg. Eine Gruppe von WissenschaftlerInnen der Technischen Hochschule Darmstadt um die Physikerin Dr. Cornelia Denz hat damit einen Beitrag zur Frauenforschung in der Physik erarbeitet.

Physikerinnen ins rechte Licht rücken heißt, die Geschichte der Physik ins rechte Licht rücken – das ist der Punkt der Ausstellung. Cornelia Denz, Frauenbeauftragte des Fachbereichs Physik an der TH Darmstadt, führt mit »Der verleugnete Anteil der Frauen an der Physik« die Idee eines Seminars zur Frauenforschung in der Physik fort: Frauen in Naturwissenschaft und Technik aufzuspüren und zu präsentieren, denen von damals ein Denkmal und den Studentinnen und Forscherinnen von heute ein Vorbild zu setzen.

Die Auswahl der Physikerinnen hält sich an Schwerpunkte, die für die betreffende Epoche charakteristisch sind. Von der Antike bis ins 20. Jahrhundert hinein wird chronologisch vorgegangen: zunächst ein Plakat zur politisch-gesellschaftlichen Situation der Zeit, dann auf weiteren Plakaten jeweils ein Porträt mit Bild und Text: Lebensumstände, Ausbildung, Werdegang, bekannte Arbeiten, Anerkennung.

Chien-Shiung Wu beispielsweise wird als Physikerin unseres Jahrhunderts in der Gruppe derjenigen Frauen genannt, die mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden oder – wie in Wus Fall – leer ausgingen. Aus ihrer Biographie: Nach ihrem Physikstudium in China zieht Wu mit 23 Jahren nach Berkeley, promoviert, heiratet einen Kollegen, wird an die Columbia Universität in New York berufen, ein Sohn, Manhattan-Projekt (Atombombe), bestätigt 1957 experimentell die hypothetische Paritätsverletzung der Schwachen Wechselwirkung. Das wichtige Experiment wird nach ihr benannt, der Nobelpreis allein den Erfindern der Theorie verliehen.

Die Ausstellung ist spannend – auf jeden Fall für PhysikerInnen; die können nämlich eine Menge lernen: Daten, die in den Geschichten, wie sie an den Hochschulen erzählt werden, fehlen. Dummerweise haben PhysikerInnen ohnedies ein großes Problem mit der Geschichte ihrer Wissenschaft. Einerseits wird historischer Ballast, ja die kuriosesten Schnörkel im Lehrgebäude der Physik mitgeschleppt, andererseits wissen die wenigsten Bescheid über die

zeitliche Entwicklung der Physik, geschweige denn über die gesellschaftlichen Randbedingungen und deren Einfluß. So wird zum Beispiel treu einer jahrhundertelangen Evolution folgend die Größe „Energie“ in jedem Teilgebiet (Mechanik, E-Lehre, ...) als eigenständige Größe eingeführt und anschließend das Bild vermittelt, die eine könne in die andere umgewandelt werden. Die „Beherrschung“ der Energie führt im 18. Jahrhundert zur industriellen Revolution, die „Beherrschung“ der Daten (Computer, InterNet, ...) führt zu einer vergleichbaren gesellschaftlichen Umwälzung. In der Tat ist auch die Größe „Datenmenge“ in der Physik von umfassender Bedeutung, taucht allerdings in der Hochschullehre so gut wie nie auf. Die Datenphysik bleibt geheim - wie ihre Anfänge in den 40er Jahren, als es galt, feindlichen Funkverkehr zu entschlüsseln.

Man ist in der Physik mehr oder weniger stolz darauf, eine Geheimwissenschaft zu betreiben, bestenfalls gilt das als unvermeidlich, denn – so ist die Meinung – die Physik steht für sich. Historisch gewachsene Begriffe, so unzweckmäßig sie für einen klaren Aufbau der Physik sein mögen, sind tabu; neue werden abgelehnt. Genauso unbestritten sind die Methoden, die Fragestellungen selbst! Und deren mögliche Abhängigkeit von Kultur, Rasse oder Geschlecht wird nicht diskutiert.

Der verleugnete Anteil der Frauen ist ein Anteil an eben dieser Physik. So erklärt die Tafel, die den Astronominnen des 18. und 19. Jahrhunderts vorangestellt ist, daß diese Frauen in mühsamer Arbeit die mathematischen Details und experimentellen Daten zum Beweis des neuen Weltbildes (Galilei) zu beschaffen halfen. Und als Höhepunkt im Leben der Emilie du Chatelet wird die Übersetzung von Newtons »Principia« genannt. Wen wundert es dann noch, daß auch heute Frauen in der Physik zahlenmäßig untergehen? Es ist die alte Physik - auch heute.

Nachdem sich die Zahl der Physik-Professorinnen in Deutschland im Lauf der letzten Jahre erstmals von der Null-Prozent-Marke abgehoben hat, sieht es jetzt so aus, als würden die Frauenförderpläne wieder vergessen. Das »old boys' network« funktioniert, auch wenn die boys gerade mal 35 Jahre alt sind. Der *backlash*. Was hilft es da zu wissen, daß Mellita eine Hausfrau aus Dresden war, die 1908 den heutigen Kaffeefilter erfand und daß der Astronomin Nicole-Reine Lépaute zu Ehren ein Mondkrater benannt wurde?

Cornelia Denz widmet auch den Physikerinnen von heute, auch denen an ihrer eigenen Universität, ein Plakat. Damit wird auf die Problematik der verleugneten Frauen auch in der Gegenwart hingewiesen, was ungeheuer wichtig ist. Denn eine pure Bestandsaufnahme der Geschichte könnte den Blick auf mögliche Ursachen verstellen und dazu führen, mit dem schwachen Ziel, einen Anteil an der bestehenden Physik zu bekommen, zufrieden zu sein.



Rezensionen

Ausstellung

Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch. Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz in Bern, Basel, Zürich vom November 1994 bis Juni 1995.

Publikationen

Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch. Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz. Herausgegeben von Elisabeth Ryter, Liliane Studer, Doris Stump, Maya Widmer und Regula Wyss. 300 Seiten, 75 Abbildungen. Limmat Verlag, Zürich 1994, SFR/DM 32.-.

Deutschsprachige Schriftstellerinnen in der Schweiz 1700-1945. Eine Bibliographie. Herausgegeben von Doris Stump, Maya Widmer und Regula Wyss. Unter Mitarbeit von Sabine Kubli. 268 Seiten. Limmat Verlag, Zürich 1994, SFR/DM 48.-.

„Viel Köpfe, viel Sinn“. Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz 1795-1945. Herausgegeben von Sabine Kubli und Doris Stump. 320 Seiten, zahlreiche Abbildungen. eFeF Verlag Bern/Dortmund 1994, SFR/DM 36.-.

Sonja Dehning

Weder afrikanische Großwildjäger noch bodenständig-selbstbewußte Alpenjodler, die dank der guten schweizerischen Schulbildung und in der frischen Höhenluft zu Herolden einer grandiosen Bergwelt herangewachsen sind, begrüßen die BesucherInnen am Eingang der Ausstellung ***Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch***; vielmehr leiten Gänsekiel, Füllfederhalter und Typographie, drei Symbole schriftstellerischer Tätigkeit, sie im folgenden durch drei Jahrhunderte literarischer Geschichte von schreibenden Frauen

in der deutschsprachigen Schweiz. Ausführliche Biographien von bisher unentdeckten Schriftstellerinnen seit der Romantik bis hin zur Exilliteratur werden erstmals an das Tageslicht geholt; darüber hinaus erfahren die BesucherInnen anhand der Geschichte des Lesens und Schreibens mehr über Lesegewohnheiten und Bildungsgeschichte der SchweizerInnen.

Die schriftliche, bei einem Besuch kaum vollständig zu bewältigende Informationsfülle geht nicht zu Lasten der Aufmerksamkeit der BesucherInnen, da durch die unterschiedlichen Darbietungsarten - visuelle und akustische Medien, ergänzt durch plastische Objektkunst im Raum - die Ausstellung aufgelockert wird. Inhaltlich sorgfältig recherchiert, didaktisch anhand von Text- und Tondokumenten sinnvoll strukturiert und ästhetisch äußerst ansprechend präsentiert ist diese Wanderausstellung, die in Bern, Basel und bis Juni 1995 in Zürich zu sehen war, rundherum als sehr gelungen zu bezeichnen.

Der Begleitband zur Ausstellung mit gleichnamigen Titel bietet anhand fundierter Beiträge inhaltlich eine weiterführende Auseinandersetzung mit den Schriftstellerinnen und ihrer jeweiligen Epoche. So stellt Regulas Wyss die früheste Autorin, die Heilkundige und Gelehrte Hortensia Gugelberg von Moos (1659-1715) vor, die sich an der europäischen Diskussion im Rahmen der *Querelle des femmes* engagierte. Als eine der wenigen schweizerischen Salonieren verkörperte Julie Bondeli die Möglichkeiten und Grenzen der weiblichen Intellektualität in der Aufklärung. Die in den Salons gepflegte Form der Geselligkeit konnte sich - nach der allzu knapp gefaßten Schilderung der Autorinnen Angelica Baum und Brigitte Schnegg - in den Städterepubliken nur ansatzweise entwickeln. Biographisch wird auch die bekanntere Charlotte Birch-Pfeiffer (1800-1868) als erste Direktorin des Theaters in Zürich noch einmal aufgerollt - allerdings weniger zur literarisch-qualitativen als zur 'feministischen Ehrenrettung', wie die Verfasserin des Artikels Corina Carduff zu verstehen gibt. Motivgeschichtlich werden verschiedene Aspekte der Literatur von Frauen untersucht: Das Motiv der Kindsmörderin und der Hexe über Literatur lesbischer Thematik von Annemarie Schwarzenbach und Laura Frey Thoma in den dreißiger Jahren bis zur Lyrik junger Schriftstellerinnen der Gegenwart.

Doch was macht die 'schweizerische' Literatur von Frauen überhaupt 'schweizerisch' - wenn dies angenommen werden sollte? Die Herausgeberinnen bemerken im Vorwort selbst, daß die spezifisch schweizerischen Ausprägungen noch weitergehender Untersuchungen bedürfen. Angedeutet wird, daß sich die Schweiz zur Begründung ihres Staatengebildes nicht auf eine gemeinsame Sprache oder ethnische Herkunft beziehen kann. Die 'Willensnation' als identitätsstiftendes Element fließt auch in den Diskurs über Literatur und Kul-

tur ein. Nachzufragen wäre hier, ob und auf welche Weise auch schweizerische Frauen diesen abstrakt gefaßten Gedanken in ihren literarischen Schriften verarbeitet haben.

Der Grundstein für weitere Recherchen ist mit der Bibliographie zur Literatur von *Deutschsprachigen Schriftstellerinnen in der Schweiz 1700 bis 1945* gelegt: Die umfassende Bestandsaufnahme weist 900 Autorinnen mit ihren über 4000 Werken auf. Sie stützt sich auf die 1928 herausgegebene, für die damalige Zeit erstaunlich gut recherchierte Bibliographie SAFFA (1. Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit). Der extensive Literaturbegriff, der Kinder- und Jugendbücher, Anstands- und Haushaltsliteratur sowie Briefe und Reisebeschreibungen einschließt, erweist sich allerdings als fragwürdig, wenn zugunsten der Vollständigkeit der Werktitel - im Gegensatz etwa zu Gisela Brinker-Gablers *Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800-1945* (München 1986) - auf kommentierte Kurzbiographien verzichtet wird, die aber wegen der Unbekanntheit der meisten schweizerischen Autorinnen wünschenswert gewesen wären. Stattdessen ist der interessierte Leser aufgerufen, sich Wissenswertes über *Allerlei Bärndütsches für Wiehnachte und anderi Fescht* (1940) von Marta Wild auf Schweizer Dialekt anzueignen oder sich in Margit Dorniers *Anregung und Anleitung, Kinder zu freudigen Mitarbeitern im Garten zu erziehen* (Zürich 1942) kundig zu machen.

Der Registerteil der Bibliographie führt neben den zivilrechtlichen Namen die jeweiligen Pseudonyme auf und das Erscheinungsjahr der Erstveröffentlichung; er bietet zwar keine inhaltliche Systematik, führt aber in der Schweiz lebende Emigrantinnen auf.

Als Lesebuch für Entdeckungslustige gewährt die Anthologie „*Viel Köpfe, viel Sinn*“. *Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz 1795-1945* einen Einblick in die Vielfalt des literarischen Schaffens der Schweizerinnen: Erfahrungen von Frauen in Familie und Beruf beschreiben persönliche Erlebnisse, kommentieren und kritisieren politische und gesellschaftliche Ereignisse.

Bei der Auswahl der Texte wurde sichtlich einer der Akzente auf die Thematik der weiblichen geistigen und seelischen Bildung und des eigenen Schreibens gelegt: Der Titel „*Viel Köpfe, viel Sinn*“, auf Anhieb nicht ohne weiteres verständlich, bezieht sich auf einen Ausspruch Marianne Ehrmanns, eine der ersten Frauen, die im 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum eine Zeitschrift herausgab. Mit dieser Äußerung gibt sie ihr Bewußtsein für die eigene Verantwortlichkeit zu erkennen, die sie mit ihrem meinungsbildenden Medium, der Zeitschrift *Amaliens Erholungsstunden*, innehat. Die Existenz als

Schriftstellerin wird bereits 1837 in der anonymen Erzählung *Adele* thematisiert, in der Erzählung *Ich wurde Ich* (1917) von Ruth Waldstetter auf höherem Niveau der Selbstreflexion weitergeführt. Trotzdem schimmert in den literarischen Texten aber auch das mangelnde Selbstvertrauen der Schweizerinnen durch, das das typische Frauenbild der konservativen Schweizerin geprägt hat. Die politische Rechtlosigkeit bis in die 70er Jahre und fehlende frauenfreundliche Institutionen sind für das öffentlichkeitsscheue Verhalten der Frauen verantwortlich.

Die hier vorgestellten Publikationen stellen nun verdienstvollerweise erstmals die Weichen, schweizerische Frauenliteratur dem interessierten Lesepublikum leichter zugänglich zu machen.



Andrea Günter, Veronika Mariaux (Hrsg.), *Papierene Mädchen, Dichtende Mütter, Lesen in der weiblichen Genealogie*, Frankfurt/M., Ulrike Helmer Verlag 1994.

Rotraud von Kulesa

Unter dem Motto: „wenn Frauen gemeinsam Literatur von Frauen lesen“, als Möglichkeit eines Austausches der Frauen untereinander, steht das Buch *Papierene Mädchen, Dichtende Mütter*, herausgegeben von Andrea Günter und Veronika Mariaux beim Ulrike Helmer Verlag in Frankfurt 1994. Andrea Günter definiert das Anliegen dieses Buches in ihrer Einleitung als Wunsch, die „spezielle Beziehung zwischen Autorinnen und Leserinnen“ sichtbar zu machen im Hinblick auf eine „weibliche Genealogie“. Die Herausgeberinnen beziehen sich damit auf eine noch relativ junge philosophische Tradition, die sich unter Zusammenarbeit des 1980 gegründeten Mailänder Frauenbuchladens, der italienischen Philosophin Luisa Muraro und der Philosophinnengemeinschaft DIOTIMA aus Verona herausgebildet hat. Um ihr Anknüpfen an diese Tradition zu demonstrieren, haben die Herausgeberinnen ihrem Buch den 1982 unter dem Titel *Romane - die Mütter von uns allen* erschienenen gelben Katalog der *Libreria delle donne di Milano* in der deutschen Übersetzung von Traudel Sattler vorangestellt.

Die Frauen, die ihre Leseerlebnisse in diesem Katalog beschreiben, suchen dabei ihren ganz persönlichen Zugang zu den Werken der Autorinnen ihrer

Wahl auszudrücken und setzen sich damit mit sich selbst auseinander, im Sinne des von den italienischen Philosophinnen geprägten Begriff des „Begehrens“ (S. 17f.). Die dabei entstandenen Beiträge über Jane Austen, Sylvia Plath, die Schwestern Bronte, Elsa Morante, Gertrude Stein und Ivy Compton-Burnett bekunden die Unterschiedlichkeit der einzelnen Frauen, sowohl als Autorinnen als auch als Leserinnen.

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die weiteren Beiträge des Buches lesen, wobei hier von den Autorinnen bzw. Leserinnen der Anspruch erhoben wird, den persönlichen Zugang zu einer Autorin mit einer literaturwissenschaftlichen Sichtweise zu verbinden. So stehen die Beiträge von Veronika Mariaux über Sophie von Laroche, Irmgard Roebing über Rahel Varnhagen-Levin, Dörte Fuchs und Andrea Günter über Charlotte Birch-Pfeiffer und Traude Löbert über Marina Zwetajewa unter dem Thema der Mutter - Tochter Beziehung, die sich wiederum in der Autorin-Leserin Beziehung widerspiegelt und damit eine Form „weiblicher Genealogie“ darstellt.

All diese Beiträge geben wiederum den Leserinnen des Buches Anreiz, sich mit den besprochenen Autorinnen und ihren Texten und damit auch mit sich selbst auseinanderzusetzen.



Lena Lindhoff, *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart/Weimar: Metzler, Realien zur Literatur 1995. Ladenpreis: DM 24,-

Rotraud von Kulessa

Lena Lindhoffs Einführungsband in die feministische Literaturwissenschaft ist die erste in deutscher Sprache erschienene Publikation dieser Art, wenn man von der Übersetzung Toril Mois *Sexus, Text, Herrschaft* absieht. Lena Lindhoff gibt in ihrer Einführung einen Überblick über die gesamte Entwicklung der feministischen Literaturtheorie von ihren Anfängen mit Simone de Beauvoir und Virginia Woolf sowie über ihre Gespaltenheit in soziohistorische Ansätze seitens der Amerikanerinnen und den poststrukturalistischen Ansätzen der Französinen. Dabei geht sie auch auf knappe und gut verständliche Art und Weise auf deren psychoanalytische 'Väter' Freud und Lacan ein und gibt eine kurze Einführung in das Denken Derridas. Weiterhin behandelt sie die italienischen Philosophinnen, die DIOTIMA und die Libreria delle Donne, die

das Differenzdenken auf die Beziehung der Frauen untereinander ausgeweitet haben.

Zu Recht verweist Lena Lindhoff auf die Sackgasse, in die die feministische Literaturwissenschaft geraten ist, besonders im Hinblick auf die Behandlung von Texten weiblicher Autorinnen, für die bisher noch kein adäquates Beschreibungsmodell gefunden wurde.

In diesem Zusammenhang bleibt jedoch Lena Lindhoffs Forderung an die feministische Literaturwissenschaft, sich die Hysterieforschung zu Nutze zu machen, diffus. Über die Interpretation Lacans von Duras' *Die Verzückung der Lol V. Stein* (Originaltitel: *Le ravissement de Lol V. Stein*), die diesen Text als hysterischen Diskurs darstellt, schlägt sie eine Brücke zum Diskurs der Mystikerinnen und will mittels dieser Analogie zu einem 'weiblichen Diskurs' gelangen. Der Diskurs der Hysterie, personifiziert durch die Dora Freuds und der Diskurs der Emanzipation personifiziert durch die Nora Ibsens, sollen sich laut Lena Lindhoff gegenseitig reflektieren und damit die Spaltung weiblicher Identität aufheben. Dieser im Diffusen verharrende Ausblick ihrer Einführung vermag jedoch den allgemeinen Nutzen derselben für alle Student/Innen der Literaturwissenschaft nicht zu schmälern.



Renate Kroll, Margarete Zimmermann (Hrsg.) unter Mitwirkung von Monika Kopyczynski, *Feministische Literaturwissenschaft in der Romanistik, Theoretische Grundlagen - Forschungsstand - Neuinterpretationen*, Ergebnisse der Frauenforschung, 38, Stuttgart: Metzler 1995, Ladenpreis: DM 38,-

Rotraud von Kulessa

In diesem Sammelband zeigen die Herausgeberinnen anhand von Beiträgen unterschiedlichster Ausrichtungen die Perspektiven der feministischen Literaturwissenschaft für die Romanistik und vor allem die Notwendigkeit einer Berücksichtigung derselben in der Romanistik, wenn diese nicht den Anschluß an die aktuelle internationale Forschung verlieren möchte.

Die in diesem Band zusammengefaßten Aufsätze werden unter drei Themenschwerpunkte gegliedert: Der erste Teil befaßt sich mit Begriffen und Positionen der feministischen Literaturkritik allgemein. Im zweiten Teil werden Anwendungsmöglichkeiten dieser Methoden an Texten aus der französischen Li-

teratur dargestellt, während es im dritten Teil um Probleme der Rezeption und der herkömmlichen Kanonbildung geht.

Im ersten Teil erscheint mir vor allem der Artikel Renate Krolls „Feministische Positionen in der Literaturwissenschaft“ sehr verdienstvoll, in dem sie Begriffe wie 'Frau', 'Weiblichkeit' und 'weibliche Schreibweise' klärt, den oftmals noch verschwommen gebrauchten Begriff der 'Gender Studies' erläutert sowie die unterschiedlichen Methoden und Ansätze der vor allem aus dem US-amerikanischen Raum stammenden Methoden und Ansätze der feministischen Literaturkritik ordnet und definiert. In diesem Zusammenhang erweist sich auch ihre kommentierte Auswahlbibliographie zur feministischen Literaturwissenschaft und -kritik als sehr hilfreich. Des weiteren ist der Aufsatz von Margarete Zimmermann zu erwähnen: „Feminismus und Feminismen“, in dem sie sich für eine Historisierung des Begriffs des 'Feminismus' ausspricht, der vor allem in Deutschland noch weitgehend als Politikum oder „Reizwort“ (S. 52) angesehen wird. Im ersten Teil des Sammelbandes sind ebenfalls der Beitrag Barbara Vinkens über die Differenzforschung sowie der Aufsatz Monika Kopyczinskis über den feministische Diskurs in der Wissenschaft zu finden.

Der zweite Teil des Sammelbandes enthält folgende Beiträge: Renate Kroll: „Grand Siècle und feministische Literaturwissenschaft“, Suzan van Dijk: „A qui s'adressent-ils? Narrateurs et publics réels des romans de Marie-Jeanne Riccoboni et d'Isabelle de Charrière“, Nadine Béringuer: „Contrat et promesse dans les manuels de comportement du XVIIIe siècle“, Susanne Rossbach: „Blut, Schmerz und Tränen. Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit im literarischen Werk Barbey d'Aurevilys“. Diese Aufsätze zeigen ein breites Spektrum von konkreten Anwendungsmöglichkeiten der feministischen Literaturkritik in unterschiedlichsten Texten auf. Dabei werden sowohl die besonderen Anforderungen beachtet, die sich bei der Beurteilung von Texten weiblicher Autorinnen ergeben, die entweder bisher mißachtet oder aber vollkommen einseitig dargestellt wurden, als auch auf neue Perspektiven für die Bewertung der Texte männlicher Autoren hingewiesen.

Der dritte Teil des Sammelbandes zeigt ansatzweise Mechanismen auf, die dazu geführt haben, daß weibliche Autorinnen - bis auf wenige Ausnahmen - wie z.B. Mme de Lafayette im 17. Jahrhundert, vom literarischen Kanon ausgeschlossen blieben. Es bestätigt sich bei einer Relektüre literarischer Texte unter der Perspektive der Geschlechterdifferenz die Annahme, daß Literaturkritik nicht objektiv funktioniert, sondern daß der literarische Metadiskurs stark von dem Verhältnis der Geschlechterdifferenz geprägt ist. So befaßt sich Margarete Zimmermann in ihrem Beitrag „Christine de Pizan und die Feminismus-Debatten des frühen XX. Jahrhunderts“ mit den Mechanismen, die die

Rezeption der Autorin lange Zeit beinflusst bzw. ganz verzögert haben. Maria-carla Gadebusch Bondio liefert mit ihrem Aufsatz: „Weibliche Gelehrsamkeit im Italien des Quattrocento. Caterina Sforza Riario und ihre *Experimenti* „ auch einen Beitrag zur Italianistik. Dorothee Risse mit ihren „Psychokritischen Überlegungen zum Werk Mauriac“ zeigt, daß nicht nur Werke von Schriftstellerinnen durch die herkömmliche Literaturkritik einseitig bewertet wurden, sondern auch bestimmte Aspekte von Werken männlicher Autoren, z.B. aufgrund persönlicher Betroffenheit der Kritiker, ausgespart wurden. Lieselotte Steinbrügge legt in ihrem Beitrag „Verborgene Tradition. Anmerkungen zur literarischen Kanonbildung“ anhand der *Lettres d'une Péruvienne* der Mme de Graffigny dar, auf welche Weise die Mechanismen der Kanonbildung dazu geführt haben, daß literarische Werke von Frauen von vornherein aus dem Kanon ausgeschlossen wurden oder aber daß sie das Kriterium der Überzeitlichkeit scheinbar nicht erfüllen konnten. So wurde die Frauenliteratur im Frankreich des 18. Jahrhunderts in aller Regel nach der Authentizität der in ihnen zum Ausdruck kommenden Gefühle bewertet, während andere Aspekte des Romans, wie z.B. die philosophische Dimension in den *Lettres d'une Péruvienne* von der Kritik praktisch nicht beachtet wurden. Renate Kroll weist dagegen auf die Ansätze der neuen US-amerikanischen Forschung hin, z.B. auf die Untersuchung Joan Dejeans *Tender Geographies*, welche eine weibliche literarische Tradition nachzeichnet, in der konsequent das Geschlechterverhältnis in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation thematisiert wird.

Insgesamt liefert diese eigentlich längst fällige Publikation wertvolle Anregungen für die deutsche Romanistik und verdeutlicht mit ihren Beiträgen die Notwendigkeit einer Verankerung der feministischen Literaturtheorie in der Romanistik - in der Forschung wie auch in der Lehre.



Gerda Weiler: *Der Aufrechte Gang der Menschenfrau. Eine feministische Anthropologie II*, Ulrike Helmer Verlag Frankfurt, 366 Seiten, DM 39,80

Christa Mulack

Nachdem Gerda Weiler sich in dem ersten Band ihrer feministischen Anthropologie vorwiegend mit der biologischen Entwicklung der Menschheit befaßt hat, beschäftigt sie sich in ihrem zweiten Band hauptsächlich mit der kulturellen Entwicklung. Genau wie im ersten Band beruft sie sich – soweit es geht – auf Quellen von Forscherinnen.

Dabei gelangt sie zu der Erkenntnis, daß Frauen die Schöpferinnen all jener Kulturgüter waren, die männliche Forscher gemeinhin dem eigenen Geschlecht zugeschrieben haben. Frauen entwickelten die Sprache und später die Schrift. Sie erfanden die ersten Werkzeuge und sorgten hauptsächlich für Nahrung. Sie bauten die ersten Siedlungen und schufen jene Höhlenmalereien von hohem künstlerischem Niveau, die noch heute Erstaunen und Bewunderung auslösen.

„Es erscheint absurd, wenn Wissenschaftler heute behaupten, die Kultbilder in den Höhlen seien von Männern geschaffen worden. Diese Höhlen sind Heiligtümer der Frauen gewesen. In keiner Höhle fehlt das Symbol der Vulva. Es erscheint fraglich, ob Männer zu diesen prähistorischen Tempeln überhaupt Zutritt hatten.“ (S. 175)

Diese Frage ist durchaus berechtigt. Ebenso scheint die These der Autorin in der Tatsache Bestätigung zu finden, daß die frühen Tempel als Fortführung von Kulthöhlen den Grundriß eines weiblichen Körpers aufweisen. Auch daß es sich bei den Tierzeichnungen nicht etwa um Jagdmagie handelt, wie männliche Forscher immer wieder behaupten, sondern möglicherweise um Tierkreiszeichen, könnte uns der Wahrheit wesentlich näher bringen. Denn eines steht fest: „Auch die Anfänge der Astrologie liegen nicht bei den Chaldäern in Mesopotamien, sondern bei den Frauen der Steinzeit.“ (S. 189) Sie beobachteten das Himmelszelt und standen mit ihrem Menstruationszyklus in engstem Zusammenhang mit dem Mond, nicht etwa mit der Mondin, wie viele Frauen heute meinen.

Aber nicht nur die Vorstellungen männlicher Forscher unterzieht Gerda Weiler einer kritischen Überprüfung. Auch uns Frauen mutet sie Korrekturen liebgewordener Vorstellungen zu. So fordert sie Anhängerinnen des spirituellen Feminismus auf, sich von der „Mondin“ zu verabschieden. Denn:

„Im matriarchalen Kult ist der Mond männlich. Erst das Griechentum hat den Mond feminisiert. Das Christentum hat diese Ideologie über-

nommen. Aber in Deutschland kam es zu spät, um noch Einfluß auf die Sprache nehmen zu können... In Deutschland wehrten sich Frauen und Männer noch am Ende des ersten christlichen Jahrtausends gegen die kulturelle Kolonisierung aus Rom. Hier gab die Sprache dem Druck der Überfremdung nicht mehr nach. Der Mond blieb männlich.“ (S. 232)

Damit korrigiert Gerda Weiler ein Weltbild weiblicher Bescheidenheit, die sich mit einem Teil begnügt, statt das Ganze zu fordern. „Es möchte den Männern so passen, wenn wir Frauen uns mit der „Hälfte des Himmels“, dem Nachthimmel, zufrieden gäben, mit dem Dunkel und dem Unbewußten, während ihnen der Tageshimmel bleibt, der Geist und das Bewußtsein. Dann bliebe die patriarchale Welt unangetastet.“ (S. 233) - Und das widerspräche nun wirklich allen Absichten der Autorin.

Vielmehr erinnert sie daran, daß es Frauen waren, die einst mit ihrer höheren sozialen Intelligenz, das gemeinschaftliche Leben organisierten und darauf bestanden, daß die mit ihnen lebenden Männer sich ihren Sozialanforderungen anpaßten. Die unangepaßten Männer hatten keine Chance, mit den Frauen zu leben und mußten auf Sexualität mit ihnen verzichten. Sie führten „ein Leben am Rand der sozialen Gemeinschaft.“ (S. 253) In patriarchalen Kulturen dagegen wurde das aggressive Verhalten dieser Junggesellengruppe zur wertsetzenden Instanz. (S. 306) Heute stellen selbst Männer fest, daß das männliche Bandwesen in allen Bereichen der Wirtschaft erschreckende Formen angenommen hat, längst auch weite Teile der Politik beherrscht und die größte Gefahr für den Bestand abendländischer Kultur und Gesellschaft darstellt.

In den Anpassungsforderungen, mit denen Frauen einst die Männer konfrontierten, sieht Gerda Weiler das Wesen des Matriarchats und jeder friedlichen Kultur begründet. Verzichten Frauen auf diese Forderungen, so kommt dies einem kulturellen Sündenfall gleich. Wie die Autorin vermutet, haben Frauen es irgendwann versäumt, weiterhin auf ihren einstigen Forderungen nach sozialer Anpassung des Mannes zu beharren. Sie begannen, ihn aus ökonomischen Gründen, „um einer Ware willen (zu akzeptieren), statt seine soziale Anpassung zu fordern.“ (S. 304)

Ist hier möglicherweise einer der Gründe zu suchen, die dazu führten, daß der Mann die Frau zur Ware degradierte? - Nur eine Frage am Rande, die Gerda Weiler sich nicht stellt.

Wie bereits im ersten Band ihres Werkes, beschäftigt sich die Autorin auch hier wieder eingehend mit dem Phänomen, „daß Männer stärker zu Gewalttätigkeiten neigen und mit ihrem Leben leichtfertiger umgehen als Frauen (328); denn schließlich ist es das Anliegen der Autorin, „die patriarchalen Herrschaftsmuster zu demontieren,“ da sie unser aller Seelen vergiften.“ (S. 133)

Im Machtanspruch über das Weibliche sieht sie das „Verbrechen, welches patriarchale Religionen und Geisteswissenschaften unentwegt rechtfertigen müssen.“ (S. 31) Da sie die „innewohnende Ordnung mißachten, wonach sich soziale Anpassung an andere und an die Natur von selbst versteht“ (S. 328), können sie keine hilfreiche Orientierung bieten, und stehen der Auflösung patriarchaler Strukturen im Wege. Patriarchale und matriachale Rituale unterscheiden sich nämlich darin voneinander, daß nur letztere die natürliche Ordnung widerspiegeln.

Die Autorin widerspricht allen Theorien, nach denen die Entstehung des Patriarchats für den Mann eine psychologische Notwendigkeit gewesen sein soll, eine Hilfe, seinem Unterlegenheitsgefühl gegenüber der Frau ein Ende zu bereiten:

„Erst im Patriarchat beginnt der Leidensweg des Mannes, erst vom Mann wird er unterworfen und leidet an seiner Unterlegenheit. Im Patriarchat ist der Mann ein Dienender Zeit seines Lebens. Er dient Gott, den er an seinen Himmel projiziert hat. Er opfert sein Leben für Führer, Volk und Vaterland, reibt sich für Ideologien, Religionen, Fanatismen aller Art auf und dient diesen bis in den sicheren Tod. Er dient beim Heer und dient als Beamter; er geht in den Dienst und entzieht der sozialen Gruppe einen mehr oder weniger großen Teil seiner Energie, weil es das patriarchale Gesetz der geschlechtlichen Arbeitsteilung so will. Um mit der gleichen Selbstverständlichkeit dem Leben zu dienen, muß er seinen Machtanspruch aufgeben.“ (S. 330)

Und damit gelangt die Autorin zur Therapie jener schweren „Kulturneurose der modernen Menschheit, (... die) durch das eindimensionale männliche Denken verursacht worden (ist).“ (S. 325) Sie fordert von den Männern, daß sie „endlich die Gewalt-Komponente ihrer Sexualität aufarbeiten und aus der Welt schaffen.“ (S. 306) das kann jedoch nur gelingen, wenn sie sich mit dem Umstand auseinandersetzen, daß ihr Verhalten nicht nur vom Verstand bestimmt, „sondern ebenso von tief verdrängten, unbewußten Mechanismen gesteuert wird. Solange die Abhängigkeit von biologischen Prägungen und instinktiven Reaktionen gezeugnet wird, verfestigt sich die Verdrängung, mit der die Patriarchatskultur das Phänomen der männlichen Gewalt ausgeblendet hat. Prägungen und Instinkte müssen bewußt gemacht und Wege zur Verarbeitung des Unbewußten durch Lernen und Veränderung des sozialen Umfelds aufgezeigt werden.“ (S. 323)

Ohne männlichen Gewalt- und Machtverzicht ist ein Überleben der Menschheit undenkbar. „Denn es gibt keine Spezies, in der die Interessen des Männlichen Vorrang haben vor den Interessen des Lebens.“ (S. 312)

Für Frauen sieht Gerda Weiler nur dann eine Zukunftsperspektive, wenn sie sich endlich mit dem eigenen Geschlecht solidarisch erklären. In Anlehnung an Luisa Muraro und Luce Irigaray fordert sie die Solidarität zwischen Müttern und Töchtern, Schwiegermüttern und Schwiegertöchtern; denn: „Noch immer krankt das Bewußtsein der Frauen daran, daß sie – die Frauen selbst – weiblicher Arbeit, weiblichen Ideen und besonders der Leistung der Mutter Anerkennung und Liebe versagen, weil sie durch Tradition und Erziehung indoktriniert sind, allein die Leistungen der Väter hochzuschätzen.“ (S. 328)

Zum Glück bleibt Gerda Weiler in kritischer Distanz zu harmonisierenden und daher allzu häufig leichtfertigen Utopien, wie sie uns beispielsweise in den Werken der Amerikanerinnen Marilyn Ferguson und Riane Eisler begegnen. Zu recht mißtraut sie fertigen Ideengebäuden, die wissen wollen, wie die Zukunft zu sein hat. Was ihr bleibt, ist die Hoffnung, daß auch die kulturelle Evolution noch etwas mit dem patriarchalen Chaos anfangen kann.

Mit diesem letzten Buch hat uns die inzwischen verstorbene Autorin ein großartiges Werk hinterlassen, das geeignet ist, Frauen durch Jahrtausende hindurch wieder sichtbar werden zu lassen und auf diesem Wege weibliches Selbstwertgefühl zu stärken.



SCRIPT - Zeitschrift für Frau, Literatur, Wissenschaft im alpen - adriatischen Raum,

Nr. 7 Mai 1995 - Wahnsinnswеiber

Rotraud von Kulesa

Auf der häufig geschlossenen Analogie von Frauen zum Wahnsinn basiert das Thema des neuen Skript - Heftes mit dem Titel *Wahnsinnswеiber*.

Das recht aufwendig gestaltete Heft bietet literaturtheoretische Texte zu Lacan (Ulrike Kadi), zu Christa Wolfs *Kassandra* (Andrea Holenstein), zu Mary Shelley und ihrem *Frankenstein* (Eva Burkhard), zu Frauen und Wahnsinn im englischsprachigen Roman von der 'gothic novel' bis zur Gegenwart (Tine Plisch) sowie über Toni Morrison im Wahnsinn der Afro - Amerikanischen Literatur (Maya Hostetter). Des weiteren enthält das Heft sehr interessante Beiträge zu weniger bekannten Schriftstellerinnen aus der deutsch- und französischsprachigen modernen Literatur, so zu Unica Zürn und ihrer Beziehung

zum französischen Surrealismus (Kathrin Glosch), zur Darstellung psychischer Phänomene in Texten von Ingeborg Bachmann, Anne Duden, Monika Maron und Maria Erlenberger (Christine Kanz), zu Gertrud Winkler (Liliane Studer), zu den mythischen Räumen bei Marie Redonnet (Natascha Ueckmann) sowie zu dem Roman *La grotte éclatée* von Yamina Mechakra, der die Situation der Frauen in Algerien veranschaulicht (Beate Bechter). Außerdem finden sich eine Reihe von Kurzprosa zum Thema Frau und Wahnsinn sowie eine Rubrik mit Rezensionen.

Zu beziehen ist SCRIPT unter folgender Adresse:

SCRIPT Postfach 15 A-9022 Klagenfurt ISBN 1024-5405 Jahresabo zum Preis von DM 15,-



Brief an die Redaktion

Bei der Durchsicht Ihrer Publikation 1/95 stieß ich auf den überaus informativen Artikel von Annette Schlichter *Frauen Wahnsinn Wahnsinns/Frauen*, eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem von Luise Pusch/Sibylle Duda herausgegebenen Band *WahnsinnsFrauen*. Eine kritische Auseinandersetzung, die mein Unbehagen während der Pusch-Duda-Lektüre auf den Punkt brachte. Mit Erstaunen registrierte ich beim Umblättern die postwendende Replik der kritisierten Autorin Pusch - eine Gegenrede, noch bevor der Text von A. Schlichter publiziert wurde? [Mit Einverständnis von A. Schlichter wurde der Text L. Pusch vorgelegt. Anm. der Red.]

Luise Pusch ist bekannt als scharfsinnige, wortgewandte Beobachterin, Wissenschaftlerin und Autorin. Daß sie ihre Schärfe und Wortgewandtheit nunmehr in den Dienst einer Polemik stellt, die ohne Argumente Kompetenz exerzieren will, kam -- vielleicht nicht nur für mich -- gelinde gesagt: überraschend.

„Streng, aber ungerecht“ - eine Überschrift spricht für sich, schnell selbstredend zurück auf Luise Pusch, Sprachwissenschaftlerin und Feministin, kippt

zum Psycho-Soziogramm einer Autorin, die sich blind und wütig verteidigt. Verteidigt gegen Kritik aus den eigenen Reihen, gegen die Kritik einer Literaturwissenschaftlerin und Feministin.

Mit goliatischem Impetus zimmert sich Pusch ihr eigenes Podest, positioniert sich obenauf als erfahrene Kämpferin in Sachen Feminismus, eine wahrhaft-wahrhaftige Politische mitten unter den verschwesterten Opfern des Patriarchats. Luise Pusch bezieht Position, entwirft sich mit verbissener Saloppheit als Vorbild-Feministin und zückt die spitze Feder - erinnern wir uns an die Analogie pen/Penis, erinnern wir uns, daß Polemik nicht zuletzt Federkrieg bedeutet.

Luise Pusch sticht zu, kraft ihrer Autorität, im Namen der guten Sache. Stichelt auf eine Wissenschaftlerin, die sie gleichzeitig als „Denkerin, die so dem Differenzieren verpflichtet scheint“ bezeichnet. Und Puschs US-amerikanische Freundinnen und die Heilbronner Frauenveranstaltungsbesucherinnen, wiegen sich -- gleich dem Chor einer griechischen Tragödie -- bejahend, lachend im Hintergrund. Wenn Federn töten könnten...

Luise Puschs spitze Worte wollen unter die Gürtellinie treffen. Immer wieder. Ohne hinzusehen auf wen oder was nun eigentlich eingestochen wird. Ein kritischer Artikel samt Verfasserin werden Zielscheibe von Wut und Abwehrmechanismen, die sich gegen neuere, andere feministische Ansätze richten, gegen Theorien, die Luise Pusch bewußt „links liegen“ läßt, leichtfertig als „modisch“ und nachgerade unpolitische abtut. Wie es, trotz der festgeschriebenen Ignoranz gegenüber der verpönten Lektüre, möglich ist, Annette Schlichter einen „naiven Glauben“ zu attestieren und sie als Butler-Epigonin zu titulieren, bleibt bestenfalls eine Frage am Rande.

Theorien kommen und gehen, der wahre Feminismus überlebt, beharrt die Polemiesierende bar jeder Beweiskraft. Und übersieht, daß die von ihr übermütig als *deconstruction hype* und Modeerscheinung denunzierte Praxis und Theorie der Dekonstruktion nicht erst seit gestern in Gehirnen und Universitäten wirken. Der Preis für die beharrliche Weigerung, andere Ansätze als die eigenen ernstzunehmen, ist hoch. Wer stehen bleibt, wird überrollt. Unweigerlich. Spätestens wenn eine neue Generation von Wissenschaftlerinnen die Perspektiven verschiebt und andere Fragen stellt.

Daß ein Feminismus Puschscher Prägung, der sich vor Jahren aufgemacht hat, Leidens- in Siegerinnengeschichten umzuschreiben, die patriarchale Tagesordnung zu zerwirbeln vermag, bleibt unbestritten. Undifferenziert auf dif-

ferenzierte feministische Analysen einzudreschen, ist jedoch kaum sachdienlich. Daß Luise Pusch nicht in der Lage ist, sich mit der fundierten Kritik Schlichters sachlich und argumentativ auseinanderzusetzen, läßt sich bei aller Gutwilligkeit nicht einmal mehr unter der Rubrik „verpaßte Chancen“ verbuchen. Angesichts der manifesten Leerstellen zwischen unterschiedlichen feministischen Positionen wäre eine produktive Diskussion bestimmt auch im Sinne möglicher Rezipientinnen gewesen.

Michaela Lechner

Autorinnen

Heidi Degethoff de Campos: erst Industriekauffrau, später Lehrerin und Sozialwissenschaftlerin; z.Zt. Zentrale Frauenbeauftragte der TU Berlin.

Sonja Dehning: Licence franco-allemande (Paris Sorbonne), Staatsexamen Romanistik und Germanistik (Freiburg), Forschungsprojekt über Künstlerthematik um 1900 am Deutschen Seminar, Universität Freiburg.

Christiane Eitel: Studium der Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie an der Freien Universität Berlin. Studienaufenthalte in Brasilien in den Jahren 1987 und 1990; z.Zt. freie Mitarbeiterin am Max Planck Institut für Bildungsforschung Berlin.

Andrea Günter: Studium Theologie/Germanistik (Freiburg), Publikationen zur Mailänder Diotima-Gruppe, promoviert z.Zt. zur feministischen Philosophie.

Barbara Keller: Dr. des., Dipl.psych., Universität Nijmegen, Fachbereich Psychogerontologie. Arbeitete im Forschungsprojekt „Psychologische Aspekte der Wohnsituation älterer Frauen in der Stadt“, war Referentin der Frauenbeauftragten der Universität Heidelberg und ist Mitglied der Heidelberger Instituts für Interdisziplinäre Frauenforschung e.V.. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Umwelt und Altern neben Frauenforschung Sozialpsychologie/ Erinnern im sozialen Kontext.

Rotraud von Kulessa: Licence in Germanistik (Nanterre), Staatsexamen Romanistik und Germanistik (Freiburg), promoviert z.Zt. über Madame de Grafigny an der Universität Freiburg.

Gaby Pailer: Geb. 1961 in Pforzheim. Promotion (über Hedwig Dohm) 1992 bei Prof. Dr. Jan Knopf am Institut für Literaturwissenschaft der Universität Karlsruhe. Seither Seminare zum Schwerpunkt „Geschlecht und Literatur“ an den Universitäten Karlsruhe und Tübingen. Forschungsgebiete: Jahrhundertwende, literarische Nietzsche-Rezeption, Nachkriegsliteratur (Ingeborg Bachmann, Christa Wolf, Elfriede Jelinek), Kriminalromane von Frauen. Zur Zeit Arbeit an einem Habilitationsprojekt zum Drama des 18. Jahrhunderts.

Veronika Ulbert: Studium der Kulturgeographie (Schwerpunkt Entwicklungsländerforschung), Ethnologie und Neueren/ Neuesten Geschichte (Schwerpunkt Lateinamerika) an der Universität Freiburg und an der Freien Universität Berlin. September 1993 - März 1994 Forschungsaufenthalt im Rahmen der Magisterarbeit in der Provinz Sucumbios (Ecuador). Seit Juli 1995 Promotionsvorhaben über „Umweltprobleme und Strategien der Ressourcennutzung im karibischen Raum unter besonderer Berücksichtigung der Rolle von Frauen (Universität Freiburg).

Sigrid Weigel: geb. 1950, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Prof. der Universität Zürich. 1990-93 im Gründungsvorstand des Kulturwissenschaftlichen Instituts (Wissenschaftszentrum NRW) Essen, 1984-90 Prof. an der Universität Hamburg. Ausgewählte Publikationen: *Bilder des kulturellen Gedächtnisses*. Beiträge zur Gegenwartsliteratur. Dülmen 1994. *Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne*. Hg. Köln, Weimar, Wien 1994.

Saskia Wendel: Diplom-Theologin, Studium der Theologie, Philosophie und neuen deutschen Literaturgeschichte in Freiburg/Br. und in Fribourg, Schweiz. Arbeitet z.Z. an einer Dissertation zum Thema „Ethik und Postmoderne“ an der Universität Freiburg. Tätigkeiten in der Erwachsenenbildung. Veröffentlichungen zu Lyotard, seiner Ästhetik und seiner Subjektkritik aus feministischer Sicht.

Barbara Zimmermann: Studium Germanistik/Latein. Mitarbeiterin in der Evangelischen Erwachsenenbildung Freiburg. Publikationen und Vorträge zu Themen der Frauenforschung und Stadtentwicklung. Gründerin des Vereins Stadt und Frau e.V. (Freiburg).